

Sahra Wagenknecht, die linke Sphinx von der Saar

Nummer 43 – 27. Oktober 2022 – 90. Jahrgang
Fr. 9.– (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

DIE WELTWOCHEN



Die grosse Impf-Lüge

Manipulation, Machtmissbrauch, Milliardengeschäfte.

Philipp Gut

Alpenperle Zermatt

Ein Bergdorf trotz dem grünen Zeitgeist. *Marcel Odermatt*

Wie der Westen den Krieg in die Ukraine brachte

US-Historiker Benjamin Abelow kritisiert Washingtons Rolle.

Roman Zeller

Pures Gold
Milliardärsgattinnen,
interessanter als
ihre Männer



10 JAHRE
GARANTIE &
ASSISTANCE

TOYOTA bZ4X

100% elektrisch. 100% 4x4.



TOYOTA **bz**

Service-aktivierte 10-Jahres-Garantie & Assistance oder 185'000 km ab 1. Immatrikulation für alle Toyota Fahrzeuge (es gilt das zuerst Erreichte). Detaillierte Informationen finden Sie in den Garantiebestimmungen auf toyota.ch.

Zurück zum Frieden

Das grösste Missverständnis besteht darin, zu glauben, dass die Welt ein Paradies wäre, wenn es nur den anderen nicht gäbe. Dahinter steckt ein Mangel an Bereitschaft, andere Meinungen, andere Standpunkte, andere Völker, andere Zivilisationen wahrzunehmen, zu verstehen, ernst zu nehmen, die Welt nicht einfach nur durch die eigene Brille anzuschauen.

Jede Zivilisation beginnt damit, dass ich bereit bin, die andere Seite mit den Augen der anderen Seite zu betrachten. So ähnlich hat es der deutsche Schriftsteller Uwe Johnson formuliert. Berühmte Philosophen definierten den Menschen als empathiefähiges Lebewesen. Ich neige diesem Optimismus zu. Die Weltgeschichte ist die Chronik des globalen Zusammenrückens.

Wir müssen wieder lernen, mit Vielfalt und anderen Kulturen umzugehen. Politik und Medien wollen uns einreden, dass wir uns in einem Weltkrieg zwischen «Demokratie» und «Autokratie» befinden, zwischen West und Ost, zwischen Gut und Böse. Wir sind die Guten, die anderen sind die Bösen. Die anderen, das sind die Russen und die Chinesen.

Ich glaube das nicht. Ich halte diese Sicht für eine verführerische optische Täuschung. Verführerisch ist sie, weil sie der eigenen Seite schmeichelt, indem sie die andere herabsetzt. Verführerisch ist sie auch deshalb, weil sie den Blick auf eigene Fehler vernebelt, das eigene Versagen adelt und allein den anderen für die Probleme verantwortlich macht, die wir gemeinsam lösen müssen.

Noch nie in den letzten hundert Jahren waren sich die USA, China und Russland trotz allen Unterschieden näher. Es ist einfach falsch, so zu tun, als lägen hier systemische Unverträglichkeiten vor, existenzielle Gegensätze, die nur dadurch zu überwinden sein sollen, dass der andere so wird, wie wir ihn gerne haben wollen. Das sind gefährliche Zerrbilder der Gegenwart.

Unterschiedliche Zivilisationen haben tiefverwurzelte politische Kulturen. Diese Kulturen sind Tatsachen, Wirklichkeiten. Sie haben eine lange Geschichte, sie haben sich mit der Zeit gewandelt, sie prägen aber und sind Aus-

druck unterschiedlicher Institutionen und Einstellungen; nationale Charaktereigenschaften, die nicht unwandelbar, aber aus meiner Sicht zu respektieren sind.

Das China von Xi Jinping trägt augenscheinlich Züge eines modernisierten chinesischen Kaiserreichs. Oben thront der Monarch, umgeben von einer Legion hervorragend ausgebildeter Mandarine, hochprofessionellen Staatsdienern, geschult an den besten amerikanischen Universitäten, ausgestattet mit dem Selbstbewusstsein einer fähigen bürokratischen Elite.

Worte sind auch Waffen. Wo sich die Sprache enthemmt, enthemmen sich früher oder später die Taten.

Auf der anderen Seite haben wir Russland. Man muss kein Experte sein, um in Putin einen modernen Zaren zu erkennen, verhaftet in einer Tradition autoritärer Herrschaft, verehrt von einer ihm dankbar ergebenen orthodoxen Kirche, von seinen Landsleuten als starker Führer respektiert (und am Leben), solange er in ihren Augen Sicherheit, Wohlstand und nationales Ansehen garantiert.

Russland und China haben andere Traditionen und historische Erfahrungen als die Vereinigten Staaten oder die Länder Kontinentaleuropas, als Grossbritannien, eine vorbildliche konstitutionelle Demokratie, die allerdings im 19. Jahrhundert mit bemerkenswerter Brutalität, wenn auch nicht nur, erhebliche Teile unseres Planeten als Kolonien unterjochte.

Vergessen wir nicht, dass die Briten vor noch gar nicht allzu langer Zeit Kriege anzettelten, um den Chinesen gegen den Willen ihrer Regierung die tödliche Rauschdroge Opium zu verkaufen. Die Amerikaner, Krone der westlichen Zivilisation nach eigenem Empfinden, haben ihre Interessen mit Atom-, Brand- und bunkerbrechenden Bomben auf vielen Kontinenten durchgesetzt.

Damit will ich nur sagen, dass der Westen nie von Heiligen regiert wurde, genauso wenig wie der Osten nur von Schurken. Ich glaube, wir

müssen der Versuchung widerstehen, die Welt in jene moralischen Kategorien zu sortieren, aus denen nur Feindbilder und Fronten entstehen. Es ist so leicht, sich in Kriege hineinzusteigern – und so viel schwerer, wieder herauszukommen.

Ich weigere mich, an diesem neuen eingebildeten Weltkrieg West gegen Ost, Demokratie gegen Autokratie, teilzunehmen. Ich stelle bei mir eine starke Neigung zum bewaffneten, verteidigungsbereiten Pazifismus im Zeichen der Neutralität fest. Ich fühle mich genötigt, den Hasspredigern auf unserer, auf der westlichen Seite vehement zu widersprechen.

Eben wurde an der Buchmesse Frankfurt der «Friedenspreis» einem ukrainischen Schriftsteller überreicht, der die Russen als «Unrat», als «Horde», als «Schweine» bezeichnet, die «in der Hölle schmoren» mögen. Ich mache dem Autor, Betroffener dieses Kriegs, keinen Vorwurf, aber ich frage mich, was mit einer deutschen Literatur-Jury los ist, die diesen Wortgebrauch mit einem Friedenspreis belohnt.

Worte sind auch Waffen. Wo sich die Sprache enthemmt, enthemmen sich früher oder später die Taten. Wir müssen unsere Wortarsenale wieder abrüsten, auch im Westen. Wir müssen aussteigen aus der Rechthaberei, herunterkommen von der eigenen, auch verlogenen Hochmoral. Wir müssen wieder lernen, mit den Augen der anderen auf die Welt zu blicken.

China, Russland, Amerika, Afrika, Europa. Die Wahrheit ist: Die grossen Zivilisationen rücken einander näher, befruchten sich, sind wirtschaftlich dank dem Freihandel verflochtener, voneinander abhängiger und damit auch verwundbarer denn je. Wir haben nur einen Planeten und viele Probleme: Umweltzerstörung, Hunger, Armut. Es braucht Zusammenarbeit, nicht Krieg.

Das 20. Jahrhundert war ein Albtraum. Ost und West standen sich in ideologischer Todfeindschaft gegenüber. Diese Zeit ist überwunden. Auch die Russen und die Chinesen haben, wie die Deutschen, aus ihrer Geschichte gelernt. Die Zukunft bietet gewaltige Chancen. Mit der Albtraumbrille der Vergangenheit werden wir sie übersehen. Wir müssen zurück zur friedlichen Koexistenz. R. K.

Benjamin Abelow über den Ukraine-Krieg, Alpenperle Zermatt, Sahara Wagenknecht, Donbass-Reportage, Frauenrevolte im Iran

Seine These zum Ukraine-Krieg ist provokativ: Der amerikanische Historiker Benjamin Abelow sieht die Hauptverantwortung für den Ukraine-Krieg beim Westen. Die Begründung hat er in seinem Buch «How the West Brought War to Ukraine» ausführlich vorgetragen. Abelows sorgfältige und fundierte Recherche erscheint dieser Tage in deutscher Sprache. Die *Weltwoche* publiziert das Buch in einem Sonderdruck, der dieser Ausgabe beiliegt. Über die aktuelle Lage in der Ukraine und über einen möglichen Weg zum Frieden spricht Abelow im Interview mit Roman Zeller. **Seite 34**

Während apokalyptische Nachrichten über die Klimaerwärmung täglich die Runde machen, versuchen die Zermatter das Beste aus der Situation zu machen. In diesem Herbst planten sie gar, ein Weltcup-Rennen mit Start auf 3800 Metern zu veranstalten. Doch nach einem kühlen September folgte ein warmer Oktober – der Event musste abgesagt werden. Doch die Menschen in diesem Bergdorf geben nicht auf. Im kommenden Jahr folgt der nächste Anlauf. Was sind die Gründe für den Optimismus in diesem Kurort, der dem grünen Zeitgeist trotzt? Die *Weltwoche* hat der Gemeinde am Fuss des Matterhorns eine Visite abgestattet. **Seite 26**

Resolut klopft sie Bundeskanzler Olaf Scholz auf die Finger, der, für sie, einen «beispiellosen Wirtschaftskrieg» gegen Russland vom Zaun breche. Sahara Wagenknecht, 53, massregelt auch die Grünen, «die» – für sie – «heuchlerischste,



Wie der Krieg in die Ukraine kam:
Historiker Abelow.

abgehobenste, verlogenste, inkompetenteste und, gemessen an dem Schaden, den sie verursachen, derzeit auch die gefährlichste Partei» im Bundestag. Kurz: Wo die Linken-Frontfrau auftritt, zucken sogar schläfrig wegnickende Politbeobachter zusammen. Für viele ist sie die interessanteste deutsche Politikerin, die einzige verbleibende Oppositionelle, die geradezu lustvoll den groben Keil auf dem groben Regierungsklotz ansetzt. Ein Phänomen, eine Ein-Frau-Partei, im Porträt von unserem Autor Ralf Schuler. **Seite 30**

Seit sechs Wochen reissen die Volksproteste im Iran nicht ab. Auslöser war der Tod der 22-jähri-

gen Mahsa Amini, die von der Sittenpolizei verhaftet wurde, weil ihre Verschleierung angeblich zu locker sass. Den Demonstranten geht es längst nicht mehr bloss um ein bisschen mehr Freiheit. Aus allen Ecken des Landes erklingt der Ruf «Tod dem Diktator». «Eine Frauenemanzipationsbewegung, ausgelöst durch Mahsas Tod, verwandelte sich schneeballartig in einen Aufstand gegen ein theokratisches Regime», schreibt unser Autor Mohammad Mohammadi aus Teheran. Er beschreibt, mit welchen Mitteln die Sicherheitskräfte die Proteste bekämpfen, und er geht der Frage nach, die sich immer drängender stellt: Sind die Tage des Mullah-Regimes gezählt? **Seite 48**

Sie sind Russlands Truppe für speziell heikle Situationen. Sie waren in Syrien, in Libyen, im Sudan im Einsatz, in Venezuela, Mali und in der Zentralafrikanischen Republik. Und sie stehen unter direktem Kommando des Präsidenten persönlich. Nun hat Putin Tausende Söldner der berüchtigten Gruppe Wagner in den Donbass zurückgerufen, um dort die ausgezehrte russische Armee zu unterstützen. Reporter Luca Steinmann ist es gelungen, Putins «Musiker», wie sich die Wagner-Söldner selbst nennen, an die Front zu begleiten. In Schlachtpausen erzählten die hartgesottenen Kämpfer, wie schwierig dieser Krieg ist: «Wir kämpfen gegen einen Feind, der ist wie wir. Gegen einen, der unsere Sprache spricht, der gut ausgebildet und motiviert ist.» **Seite 52**

Ihre Weltwoche

IMPRESSUM

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Zollikerstrasse 90, Postfach, 8702 Zollikon. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

Chefredaktor: Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Florian Schwab. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann.

Redaktion und Verlag: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch

Kundenservice: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo.

Anzeigenverkauf: Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Druck:** Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See, Mitglied der Schellenberg Gruppe AG.

Die Weltwoche wird auf **SCHWEIZER PAPIER** in der Schweiz gedruckt. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

30 JAHRE
Securitas Direct
Jetzt profitieren:

30%

JUBILÄUMS
RABATT *

**SEIT 30 JAHREN MACHT
SECURITAS DIRECT DIE
SCHWEIZ SICHERER.**



Unbeschwert das Haus verlassen und ruhig schlafen.

Die smarten Systeme von Securitas Direct alarmieren bei Einbruch, Wasserschaden und Feuer. Die Alarmzentrale bietet im Ernstfall Polizei und Sicherheitsdienst auf, auch wenn Sie nicht zu Hause sind. Ein gutes Gefühl mit der Nr. 1 in der Schweiz.

*Infos unter: securitas-direct.ch/weltwoche



 **SECURITAS**
DiRECT!
swiss alarm solutions



Eine gegen alle: Sahra Wagenknecht. Seite 30



Politik der Stärke: Xi Jinping. Seite 22



Trophäen: Anne Nicole Smith. Seite 44

DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 8 Eilmeldung Hungern für den Sozialismus
- 9 Peter Rothenbühler
Liebes Kim de l'Horizon
- 10 Tagebuch Lara Gut-Behrami
- 12 Bern Bundeshaus
Ikarus der Schweizer Energiepolitik
- 14 Die grosse Impf-Lüge Die Geschichte
der Pandemie muss neu geschrieben werden
- 16 Medizin Eigentlich keine Impfstoffe
- 17 Alain Berset
Fake News vom Gesundheitsminister
- 18 Erziehung der Gefühle
- 19 Personenkontrolle
- 19 News Propaganda-Lektion bei Selenskyj
- 20 Mörgeli Austeilendes Sensibelchen
- 20 Kanzleramt mit Burggraben
Berlins neuer Regierungssitz
- 21 Peter Bodenmann
Was lehrt uns dieser Putin-Krieg?
- 22 Chinas neuer Langer Marsch
Was will Staatschef Xi Jinping?
- 24 Abschied vom Kreuz
Armeeeselsorger im Visier
- 25 Stolze Demokratie
Grossbritanniens neuer Premier Sunak
- 26 Alpenperle Zermatt
Ein Bergdorf trotz dem Zeitgeist
- 27 Inside Washington
- 28 Mit Klimapolitik gegen Putin
Europas Weg aus dem Ukraine-Konflikt
- 29 Kurt W. Zimmermann
Ordnungswut auf der Redaktion
- 30 Sahra Wagenknecht
Linke Sphinx von der Saar

- 32 Natur Pilze, wohin man tritt
- 33 Brief aus Ayia Napa Tatiana Bogdanova
- 34 «Wir müssen diesen Krieg beenden,
bevor er vollends aus dem Ruder läuft»
Historiker Ben Abelows Thesen
- 38 Kuscheljustiz für Sexualstraftäter
Bedingte Strafen für Vergewaltiger
- 39 Intimität ihres Lebens
Tom Kummer über Taylor Swift
- 40 Die Zukunft gehört den Konservativen
Tradition als subversiver Akt
- 42 Schweizer Filmzensur
Kampagne gegen Boris Malagurski
- 43 «Frieden jetzt!» Warum Orbán nicht
mit der EU marschiert
- 44 Pures Gold
Faszinierende Milliardärs-Gattinnen
- 46 Jeder Hektar zählt
China auf Agrarland-Shoppingtour
- 47 Neutralitäts-Check Wie positionieren
sich Maurers-Nachfolger?
- 48 Aufstand unter dem Kopftuch
Feministische Protestwelle im Iran
- 49 News Chinas Landeplatz in Hamburg
- 50 Furcht vor Wahlbetrug
Offene Fragen vor den Zwischenwahlen
- 51 Anabel Schunke
Messerland Deutschland
- 52 «Ich weiss nicht mehr, wie alt ich bin»
Unterwegs mit Söldnern im Donbass
- 55 Tamara Wernli
Wandern wie die Schweizer
- 56 Phänomen Lieblingskind
Krösusse in Mehrkindfamilien
- 58 Leserbrief
- 59 Nachruf Dietrich Mateschitz
- 60 Beat Gygi Was darf unsere Swiss?

PSYCHOLOGIE: KLIMA-RELIGION

- 61 Apokalypse im Museum
Michael Shellenberger über
die Mission der Aktivisten

LITERATUR UND KUNST

- 65 Ikone der Woche
- 66 Wir brauchen Märchen!
Neue Übergriffe der Woke-Community
- 68 Bücher der Woche
- 71 Die Bibel
- 72 Natur und Technik verstehen
Wenn Wissenschaft zu Kunst wird
- 74 Fernsehen
- 74 Serie «The Old Man»
- 75 Ausstellung Olma
- 76 Comic «Die Peanuts»
- 77 Jazz Benjamin Lackner

LEBEN HEUTE

- 78 Wunderbare Welt
- 78 Unten durch
- 79 Frauen
- 80 Thiel Banküberfall
- 80 Häuser
- 81 Was macht eigentlich? Ulrich Knellwolf
- 82 Essen / Wein
- 83 Auto / Objekt der Woche
- 84 Bei den Leuten 52. Swiss Indoors
- 86 Zeitzeichen / Fragen Sie Dania
- 87 Mittagessen mit ... Katja Kottmann
- 88 Menschen von morgen Luca Costa
- 90 Das indiskrete Interview Steffi Buchli

Warum die Wahrheit so wichtig ist



■ **Wahlbetrug in den USA? Hat es nicht gegeben. Zumindest hat man uns das einreden wollen, aber nun präsentiert Dinesh D'Souza endlich die eindrucksvollen Beweise, dass es 2020 bei den Wahlen in den USA nicht mit rechten Dingen zugegangen ist. Nach dem extrem erfolgreichen Dokumentarfilm *2000 Mules* legt D'Souza nun auch ein Buch mit noch mehr Fakten vor.**

Die Demokratische Partei hat die US-Präsidentenwahlen von 2020 gestohlen

Vergessen Sie alles, was Sie bislang gehört haben. Vergessen Sie alles, was Sie über Wahlbetrug zu wissen glauben. Bei den Präsidentschaftswahlen in den USA 2020 haben die Demokraten in großem Stil Wahlbetrug begangen. Das ist kein Vorwurf, sondern dank Bestsellerautor und Investigativjournalist Dinesh D'Souza inzwischen unumstößlich bewiesen. Mithilfe von Augenzeugen sowie den präzisen und hochmodernen technischen Möglichkeiten des Geotracking weist D'Souza nach, wie ein bereits bestehendes korruptes System der Demokratischen Partei bei den letzten Wahlen Betrug in gewaltigem Umfang beging.

Im Mittelpunkt des Geschehens steht das »Maultier«. Ein bezahlter Mittelsmann. Ein krimineller Kurier. Ein Handlanger an der Schnittstelle zwischen Wahlfälschung und Betrug. Maultiere sind Gauner und Aktivisten, die bei zwielichtigen NGOs oder Parteiapparaten einen Sack Wahlzettel entgegennehmen und diese Wahlzettel über einen Bezirk verteilt in die Kästen werfen, die speziell für die Möglichkeit der Briefwahl aufgestellt wurden.

Der Dokumentarfilmer und Bestsellerautor Dinesh D'Souza legt beeindruckende Fakten vor, die beweisen, dass der massive Stimmbetrug, der doch angeblich nur ein Hirngespinnst der Rechten war, tatsächlich stattgefunden hat.



**Dinesh D'Souza: 2000 Mules • gebunden
267 Seiten • Best.-Nr. 986 200 • 22.99 €**

Eindrucksvoll belegt D'Souza, dass die US-Wahl 2020 gestohlen wurde. Und was noch wichtiger ist: Er kann seine Behauptung beweisen!

2000 Mules ist mehr als ein Buch – es ist ein Appell, aktiv zu werden. Soll Amerikas Demokratie überleben, muss sich jeder mit den hier vorgelegten Beweisen vertraut machen, anderen davon erzählen und einfordern, dass die Schuldigen zur Rechenschaft gezogen werden.

KOPP VERLAG

Telefon (00 49) 74 72 98 06 10 • Telefax (00 49) 74 72 98 06 11 • info@kopp-verlag.de • www.kopp-verlag.de
Jetzt bestellen! Versandkostenfreie Lieferung innerhalb Europas

Hungern für den Sozialismus

In Kuba, Venezuela und Nicaragua ist eine humanitäre Katastrophe mit Millionen von Flüchtlingen im Gange. Die Welt schaut weg.

Alex Baur

Der kürzlich veröffentlichte Jahresbericht der kubanischen Beobachtungsstelle für Menschenrechte (OCDH) mit Sitz in Madrid wartet mit erschreckenden Zahlen auf: 64 Prozent der kubanischen Bevölkerung nannten den Mangel an Nahrungsmitteln als ihr grösstes Alltagsproblem; 72 Prozent leben unter der von der Weltbank definierten Armutsgrenze (1.80 Dollar pro Tag). Jeder vierte Kubaner überlebt nur dank Überweisungen von Verwandten aus dem Ausland. 80 Prozent haben keinen Zugang zu Medikamenten, die im vermeintlichen sozialistischen Paradies theoretisch gratis zu haben wären; 56 Prozent gaben an, dass sie Schmiergeld für einen Arzttermin bezahlen müssen. 95 Prozent sind von Stromausfällen betroffen, die bisweilen mehrere Tage andauern.

Asylrecht ausser Kraft

Da die kubanische Diktatur ziemlich jede Freiheit unterdrückt, die ein Regime unterdrücken kann, lassen sich die Zahlen schwer überprüfen. Sie beruhen auf einer Umfrage unter 1227 Personen, verteilt über das ganze Land; die Fehlerquote wird mit 5 Prozent beziffert. Dass die Versorgungslage auf der karibischen Insel katastrophal ist, wird allerdings nicht einmal vom Regime selbst bestritten (schuld daran sind natürlich, wie eh und je, die USA). Es gibt allerdings einen objektiv messbaren Indikator: Die Zahl der kubanischen Auswanderer schlägt zurzeit alle Rekorde.

In den letzten zwölf Monaten wurden in den USA 224 607 illegale Zuwanderer aus Kuba registriert, Tendenz steigend. Allein im September kamen 26 742 hinzu. Zum Vergleich: Beim «Mariel-Exodus» (1980) waren es 125 000, bei der «Balsero-Krise» (Sommer 1994) gerade mal 30 000 Menschen. Und dies, obwohl die Amerikaner die Praxis der Rückführungen seither massiv verschärft und im Namen der Covid-Eindämmung das Asylrecht faktisch ausser Kraft gesetzt haben.

Lima

Die durch die Corona-Massnahmen ausgelöste Rezession hat die illegale Migration an der Südgrenze der USA in den letzten zwei Jahren stark verändert. Stammten die Migranten bis dahin vor allem aus Zentralamerika, drängen sie nun aus dem «sozialistischen Dreieck» Kuba, Venezuela und Nicaragua in Richtung Norden. Geändert haben sich ebenfalls die Motive. Wurde



Migration als Druckmittel: Daniel Ortega.

die Migration früher vor allem durch die Hoffnung auf ein besseres Leben getragen, kommt nun die politische Repression als Fluchtgrund hinzu. Viele Migranten kämpfen allerdings um das nackte wirtschaftliche Überleben.

Besonders deutlich wird dies am Beispiel von Venezuela. Das Uno-Flüchtlingshilfswerk (UNHCR) geht davon aus, dass in den letzten sieben Jahren 7,1 Millionen Venezolaner ihre Heimat verlassen haben, wobei 80 Prozent in der lateinamerikanischen Nachbarschaft Unterschlupf fanden. Das sozialistische Maduro-Regime hat es geschafft, dass im Land mit den weltweit grössten Erdölreserven je nach Quelle und Berechnungsmethode zwischen 70 und 90 Prozent der 28 Millionen im Land verbliebenen Menschen unter der Armutsgrenze vegetieren.

Die Hausse der Erdölpreise hat die Not nicht gemildert, im Gegenteil. In Kolumbien stieg die Zahl der Hungerflüchtlinge aus Venezuela gemäss UNHCR seit Februar 2020 von 1,7 auf 2,5 Millionen, in Peru von 861 530 auf 1,5 Millionen. Und dies, obwohl auch Kolumbien und Peru selber von Armutsquoten gebeutelt werden, die während der Corona-

Lockdowns explosionsartig gestiegen sind. Von der Not getrieben, kämpfen sich mittlerweile täglich Tausende von Venezolanern zu Fuss in Richtung Norden durch den neunzig Kilometer breiten Darién Gap, ein schwerzugängliches Dschungelgebiet, das Kolumbien von Panama trennt.

Covid-Rezession und Ukraine-Krise

Die Diktatoren in Havanna, Caracas und Managua lassen die Migranten ziehen. Nicaragua gewährt den Kubanern seit einem Jahr sogar freien Durchgang. Wie schon die Gebrüder Castro nutzen auch Nicolás Maduro und Daniel Ortega die Migration als politisches Druckmittel, um nicht zu sagen, als Waffe. In Peru führte die venezolanische Zuwanderung zu einem sprunghaften Anstieg der Gewaltkriminalität. Nicht selten kamen

die Täter direkt aus einem venezolanischen Gefängnis oder Irrenhaus. Zudem sorgen die Auswanderer mit ihren Rimessen an die notleidenden Verwandten zu Hause, bei denen die klammen Diktaturen kräftig absahnen, für dringend benötigte Devisen.

Covid-Rezession und Ukraine-Krise führten in ganz Lateinamerika zu wirtschaftlichen und politischen Turbulenzen. In den sozialistischen Diktaturen Kuba, Venezuela und Nicaragua, die schon vorher am Rand des wirtschaftlichen Zusammenbruchs standen, sind die Folgen für die Bevölkerung nachgerade verheerend. Doch seltsamerweise scheint die Weltöffentlichkeit kaum Notiz zu nehmen von der menschengemachten humanitären Katastrophe, die sich gerade vor ihren Augen zuträgt.

Liebes Kim de l'Horizon

Sie gewannen die wichtigste Auszeichnung für deutschsprachige Literatur, den Deutschen Buchpreis, für Ihr «Blutbuch», einen «non-binären» Roman, dessen Hauptfigur sich weder als Mann noch als Frau versteht, genau wie Sie. Bei der Preisübergabe haben Sie sich das Haupthaar rasiert, aus Solidarität mit den Frauen im Iran. Neben der anerkannt grossen Qualität Ihres Romans, der vermutlich auch den Schweizer Buchpreis gewinnen wird, macht vor allem der Trubel um Ihre Person Schlagzeilen. Sie werden angegriffen, und Bundesrat Ueli Maurer hat im Hinblick auf Sie «gesprüchelt», es sei ihm egal, ob seine Nachfolge männlich oder weiblich sei, «solange es kein Es ist, geht es ja noch». In Berlin hat Sie ein Unbekannter mit der Faust geschlagen. In den sozialen Medien wird Ihnen massiv gedroht.

Aber das Beste an diesem «Theater» sind Ihre Reaktionen. Sie erklären in einem Essay in der NZZ: «Lieber John Unbekannt, lieber Ueli



Angenehme, neue Töne:
Kim de l'Horizon.

Maurer, ihr habt mich geschlagen, aber ich vergebe euch.» Und laden Maurer zu einem Bier ein, nicht um über Politik zu reden, sondern einfach um ins Gespräch zu kommen, «denn es gibt viele Spannungen, weil wir nicht mit-

einander sprechen, die Lebensrealitäten der andern nicht kennen».

So ist es. Das sind angenehme, neue Töne. Wir haben uns in den letzten Monaten daran gewöhnt, aus der Ecke der militanten LGBTQ+- und Woke-Szene viel hasserfüllte Ablehnung gegen alles, was weiss, männlich und heterosexuell ist, zu hören und zu lesen. Mit einem totalitären Anspruch sollten Literatur, Theater und die Sprache gereinigt und genderneutralisiert werden. Sie stechen da als humorvolle, empathische Person sehr wohltuend heraus.

Endlich ein Streifen Versöhnlichkeit am Horizont der schwarzen Woke-Wolken. Zu Ihrer offenen Haltung gegenüber allen Menschen möchte ich Ihnen von ganzem Herzen gratulieren. Falls Sie Lust auf ein Bier mit mir haben, lade ich Sie gerne ein.

Mit freundlichen Grüssen
Peter Rothenbühler

BARTAK



TAGEBUCH

Lara Gut-Behrami



Für mich ist das Skifahren wieder zum Genuss geworden – auch durch die jüngsten Erfolge, unter anderem an den Winterspielen in Peking. Nicht als Mensch. Aber als Athletin haben mir die Siege geholfen, die Lockerheit zu finden, die mir vorher gefehlt hatte.

Vor kurzem fragte mich ein Journalist, was das Rezept für meine bereits fünfzehnjährige Karriere im Weltcup ist. Die Antwort ist simpel und komplex zugleich: Ich bin quasi im Skisport aufgewachsen, habe immer hart gearbeitet und mich entwickelt. Alle Höhen und Tiefen, die junge Menschen sonst im Privaten durchmachen, habe ich im Spitzensport erlebt – unter den Augen der Öffentlichkeit. Ich hatte mehr Mühe, damit umzugehen, als ich je zugegeben habe.

Mit siebzehn war ich schon in der Öffentlichkeit, jedoch überhaupt nicht bereit, mit dieser Rolle klarzukommen. Ich wollte mich schützen, ich wusste aber nicht genau wie. Und wenn man sich in einer Situation unwohl fühlt, reagiert jeder anders. Bei mir war es eine Mischung aus Verschlossenheit, Müdigkeit und Verbissenheit. Das war wie ein Selbstschutz – einer, der mich vermutlich noch mehr fertigmachte. Heute weiss ich, dass ich nicht alles richtig gemacht habe, aber ich wusste es damals nicht besser. Was ich heute anders machen würde? Ich würde mich anders schützen. Oft fühlte ich mich unverstanden und hatte das Gefühl, alle anderen seien schuld – und keiner wollte mich verstehen! Ich realisierte nicht, dass ich die Situation selber in der Hand hatte und meine Entscheidungen konsequenter hätte treffen können. Dabei spreche ich nicht unbedingt vom Sport, sondern von meiner Person.

Mir geht es nicht in erster Linie um Resultate. Ich fahre Ski, weil ich Spass daran habe. Und ich sehe weiterhin Entwicklungspotenzial. Am meisten Freude habe ich, wenn es mir gelingt, eine Kurve noch besser zu fahren und die Technik zu optimieren. Heute ist das Skifahren für mich ein Dürfen und nicht mehr das Einzige in meinem Leben.

Ich will mich auch menschlich und persönlich weiterentwickeln. Irgendwann kommt der Punkt, an dem ich sagen werde: Ich liebe das Skifahren, aber ich kann mich nicht mehr mit

Heute weiss ich, dass ich nicht alles richtig gemacht habe, aber ich wusste es damals nicht besser.

der nötigen Energie dafür einsetzen. Jetzt reicht es – ich bin bereit, Neues zu unternehmen. Ich hoffe aber, dass ich diesen Moment selber bestimmen kann. Es ist das Schönste für jede Sportlerin, wenn sie freiwillig zurücktreten kann – und nicht von physischen oder psychischen Umständen dazu gezwungen wird.

In den vergangenen Monaten hatte ich mit gesundheitlichen Problemen zu kämpfen. Alles fing mit einer Grippe im November 2021 an, die ich wochenlang nicht auskurieren konnte. Dann kam Corona dazu. Ich kämpfte den ganzen Winter mit meiner Gesundheit. Noch im April hatte ich das Gefühl, mich weniger schnell zu erholen. Wir konsultierten Spezialisten, und die stellten eine Lungeninfektion fest. Meine Sauerstoff-Aufnahmekapazität war um 20 Prozent eingeschränkt. Blutkontrollen zeigten, dass ich an einem ähnlichen Virus wie dem des Pfeifferschen Drüsenfiebers gelitten hatte.

Als Sportlerin habe ich früh gelernt, Entscheidungen zu treffen, viel zu hinterfragen und konsequent dahinterzustehen. Als Persönlichkeit dagegen war ich bis zur Verletzungspause 2017 weniger weit. Ich realisierte erst mit Verzögerung, dass ich mich als Mensch genauso hätte verhalten sollen wie als Athletin. Ich hatte wenig Selbstvertrauen in mich als Frau, in mich als Mensch. Ich liess mich vom Gedanken leiten, dass die anderen es besser wissen. So schaute und hörte ich zu wenig auf mich selber. An einem Tag redete ich, weil jemand mir sagte, ich solle sprechen. Am folgenden Tag schwieg ich, weil ich mich missverstanden fühlte. Und so wurde das Durcheinander noch grösser.

Es ist schwierig, im Sport mit offenem Herzen zu sprechen. Denn letztlich bleibt immer dieses Gefühl haften: Wer Schwäche zugibt oder zeigt, wird noch schwächer, weil dann alle deine Schwächen kennen. Zu Hause können Valon [ihr Ehemann, der frühere Fussballnationalspieler Valon Behrami; die Red.] und ich offen über alles sprechen. Und nun erkenne ich viel klarer, was mit mir passiert ist – weshalb es gelegentlich vielleicht nicht gut lief und warum ich Dinge so erlebt habe. Dank Valon habe ich mich menschlich entwickeln können. Er hat mir ein neues Gefühl der Sicherheit gegeben. Ich habe gelernt, dass man sich am stärksten fühlt, wenn man Schwäche zeigt.

Die 31-jährige Tessinerin ist die erfolgreichste Schweizer Skirennfahrerin der Gegenwart. An Weltmeisterschaften und Olympischen Spielen gewann sie elf Medaillen, darunter dreimal Gold. 2016 entschied sie den Gesamtweltcup für sich.



10 JAHRE
GARANTIE &
ASSISTANCE

DYNAMISCH DURCH DEN ALLTAG MIT DEM NEUEN LEXUS UX

Jetzt Probe fahren



Ikarus der Schweizer Energiepolitik

Sein Plan, auf Atomstrom und fossile Energieträger zu verzichten, führte zum Fiasko. Nun kritisiert der abgestürzte Sonnenanbeter jene, die sein Chaos aufräumen.

Roger Nordmanns Aufstand gegen die Wirklichkeit ist gescheitert. Der Waadtländer Nationalrat hat die Motion zum Verzicht auf neue Atomkraftwerke mitverfasst, die nach dem Unglück in Fukushima vor über zehn Jahren erfolgreich die eidgenössischen Räte passierte. Ausserdem schrieb er das Buch «Sonne für den Klimaschutz», erschien 2019, einen selbsternannten «Solarplan für die Schweiz», der aufzeigen sollte, wie das Land seine gesamte Energiewirtschaft (Öl, Gas, Atom) durch Sonnenkraft ersetzen könnte. Alles schien so einfach, wie in einem Traum.

Heute wissen wir: Der Traum ist ein Albtraum. Die Schweiz muss sogar die von Nordmann verteufelten Öl- und Gaskraftwerke als Reserve bereitstellen, damit nicht schon diesen Winter die Lichter ausgehen. Mehr noch: Sein abenteuerlicher Plan, auf Atomstrom und fossile Energieträger zu verzichten – besser bekannt als Energiestrategie 2050 –, führte zu einer noch grösseren Auslandabhängigkeit im Winter. Unsicher ist, ob wir überhaupt Strom in genügenden Mengen importieren können. Ausserdem wurde der Ausbau von grossen Kraftwerkskapazitäten im Inland verhindert. Viele Stromfirmen investierten im Ausland und nicht in der Schweiz.

Brandstifter spielt Feuerwehr

Der Krieg in der Ukraine hat das hausgemachte Problem nur verschärft. Energieministerin Simonetta Sommaruga, die in der Vergangenheit gerne auf Nordmann hörte, muss nun superteure Reservekapazitäten aufbauen. Ein Teil des Wassers in den Stauseen wird für den Notfall zurückbehalten. Die Behörden erarbeiten Notfallpläne für den Fall einer Mangellage, während die Bevölkerung mit kostspieligen Kampagnen zum Stromsparen aufgefordert wird. Und all das, weil die Schweiz eine falsche Energiepolitik verfolgte, die ziemlich genau den Vorstellungen von Roger Nordmann folgte.

Wer meint, ein Politiker mit einem so bescheidenden Leistungsausweis würde den leich-



Der Traum ist ein Albtraum:
Nationalrat Nordmann.

sen Abgang durch die Hintertür wählen, kennt Nordmann schlecht. Ausgerechnet er, der Ikarus der Schweizer Energiepolitik, der ab-

«Wir werden Mühe haben, im Winter die fehlende Energie zu importieren», so Nordmann.

gestürzte Sonnenanbeter, fühlt sich bemüssigt, Wirtschaftsminister Guy Parmelin am Zeug herumzufficken. In einem Interview mit Westschweizer Zeitungen des Tamedia-Konzerns (*24 heures, Tribune de Genève*) kritisierte Nordmann, dass noch keine Verordnung für den Fall einer Strommangellage vorliege. Ausserdem forderte er Parmelin auf, endlich konkrete Stromsparziele zu formulieren.

«Wir werden Mühe haben, im Winter die fehlende Energie zu importieren», so Nordmann. Der Bundesrat müsse nun sofort ein Sparziel

von mindestens 5 Prozent beschliessen. Der Brandstifter spielt Feuerwehr.

Die Antwort aus dem Departement von Wirtschaftsminister Parmelin war entsprechend scharf. «Wenn das Parlament in der Vergangenheit etwas weniger auf Nordmann gehört hätte, müssten wir heute keine Notfallpläne erarbeiten», monierte ein Parmelin-Mitarbeiter. SVP-Energiepolitiker Christian Imark haut in die gleiche Kerbe. «Zuerst alles besser wissen und uns energiepolitisch aufs Glatteis führen. Und dann jene kritisieren, die das Problem lösen müssen, das er selber verursacht hat – das ist wieder typisch Nordmann.»

Linke rufen nach Zwangsmassnahmen

Für Imark steht die Schweiz sowieso vor energiepolitischen Herausforderungen, die nicht mit ein bisschen Stromsparen zu schultern seien. Zum Beispiel die exorbitante Bevölkerungszunahme: Ende Jahr werden gegen 250 000 Personen mehr in der Schweiz leben als Anfang Jahr. Auch die Digitalisierung wird den Verbrauch in den kommenden Jahren weiter hochtreiben. Das Land muss 60 Prozent seines Energiebedarfs, das es heute mit Öl und Gas deckt, durch Elektrizität ersetzen. Und dann gilt es in den kommenden Jahren auch die Atomkraftwerke durch andere Stromquellen zu ersetzen. «Beim aktuellen Zubautempo werden wir nicht mal annähernd die notwendigen Strommengen bereitstellen können», warnt Imark.

Dabei ist die Situation schon heute für ein reiches Land wie die Schweiz mehr als bedenklich. Bundesrat Parmelin gab kürzlich gegenüber CH-Media-Zeitungen zu Protokoll, er rechne mit einer mehrjährigen Energiekrise, auch wenn die momentane Situation nicht akut sei. Er will aber trotzdem lieber mit Empfehlungen arbeiten. Wie schon während der Corona-Krise rufen nun Linke wie Nordmann wieder nach noch mehr staatlichem Zwang. Oder besser gesagt: Die Bevölkerung soll jetzt durch Zwangsmassnahmen ausbaden müssen, was der SP-Fraktionschef und seine rot-grünen Mitstreiter mit der Energiestrategie verbockt haben.

Grossartiger Geschmack. Weniger Zucker.



Wir wissen, dass zu viel Zucker für niemanden gut ist. Deshalb stehen Zuckerreduktion und Investitionen in Innovationen im Mittelpunkt unseres Handelns. Wir bieten eine Auswahl und wollen so den Menschen ermöglichen, ihren Zuckerkonsum zu reduzieren, während sie weiterhin Getränke mit grossartigem Geschmack geniessen können.

Wir reduzieren den Zuckergehalt in unseren Rezepten, entwickeln neue zuckerreduzierte und zuckerfreie Getränke und bieten kleinere Verpackungen an. Darüber hinaus fördern wir durch unser Marketing und unsere Kommunikation besonders zuckerreduzierte und zuckerfreie Getränke.

Heute sind 60% unserer in der Schweiz verkauften Getränke kalorienfrei oder kalorienreduziert.

Coca-Cola
in Europe

Gemeinsam mit unseren Branchenkolleg:innen vom Verband Schweizerischer Mineralquellen und Soft-Drink-Produzenten SMS haben wir den durchschnittlichen Zuckergehalt in unseren Getränken um 15% (2005-2020) reduziert.

© 2022 The Coca-Cola Company. Verantwortlicher Herausgeber Coca-Cola Services SA/NV, Chaussée de Mons 1424, 1070 Brüssel.

Die grosse Impf-Lüge

Hersteller und Behörden räumen ein, dass der Covid-Impfstoff nicht vor Ansteckung und Übertragung schützt. Die Geschichte der Pandemie muss neu geschrieben werden. Doch die Verantwortlichen unternehmen alles, um eine Aufarbeitung abzuwürgen.

Philipp Gut



Statt Aufklärung ist Lichterlöschen angesagt.

Es waren Horrortage für die EU – und Sternstunden für die Wahrheit. Zuerst kam das inzwischen berühmt gewordene Bekenntnis der Pfizer-Managerin Janine Small vor dem Europäischen Parlament. Am 10. Oktober 2022 gab sie zu, dass der Impfstoff vor der millionenfachen Injektion nicht darauf getestet worden war, die Übertragung des Virus zu stoppen. Bereits kursieren böse Witze: Da sitzen zwei Mäuse. Fragt die eine: «Lässt du dich impfen?» Sagt die andere: «Bist du wahnsinnig? Das Menschenexperiment läuft noch.»

«Covidioten» bekommen recht

Drei Tage später, am 13. Oktober, bestätigte die Europäische Kommission in einem offiziellen Hearing, dass die Impfung weder vor Übertragung noch vor Ansteckung schützt (wir kommen darauf zurück).

Schliesslich, ein Tag danach, die dritte Hiobsbotschaft: Die EU-Staatsanwaltschaft ermittelt gegen Kommissionspräsidentin Ursula von der

Leyen. Ihr wird vorgeworfen, zum Nachteil der EU und der Steuerzahler überbezahlte Deals mit der Pharmaindustrie eingefädelt zu haben – und die belastenden Nachrichten zu verheimlichen.

Eine einzige dieser Meldungen wäre ein mittelschweres Erdbeben – alle zusammen sind der Super-GAU für die EU. Doch nicht nur für sie: Das Narrativ des Allheilmittels Covid-Impfung, dem Hersteller, Wissenschaftler und Regierungen weltweit gehuldigt haben, bricht in sich zusammen.

Umgekehrt zeigt sich: Die als «Spinner», «Verschwörungstheoretiker» oder – besonders charmant – als «Covidioten» beschimpften Kritiker haben recht bekommen. Ihr Riecher war richtig: Die Impfung ist nicht nur nicht das versprochene Allheilmittel. Sie ist ein klassischer Nonvaleur: Sie kostete die Steuerzahler Milliarden – ohne dass sie einen entsprechenden Nutzen gebracht hätte.

Nach den neusten Enthüllungen muss die Geschichte der Corona-Pandemie und ihrer «Bewältigung» neu geschrieben werden. Doch die

Verantwortlichen und ihre Zuhörer in den Medien unternehmen alles, um die Aufarbeitung abzuwürgen.

Medienhäuser schweigen

Das geht bis zu glatter Zensur, wie ich am eigenen Leib erfahren habe. Die hier beschriebenen Fakten und Zusammenhänge waren auch das Thema meiner Kolumne «Dr. Gut» auf dem On-

*Wer hat Angst vor der Wahrheit?
Wo leben wir eigentlich? China liegt
offenbar in Europa.*

line-Verbund von Portal 24. Ich habe den Artikel auf der Business-Plattform LinkedIn und auf Facebook verlinkt. Doch schon nach zwei Stunden war Schluss: Die Posts, die fleissig gelesen und geteilt worden waren, verschwanden stillschweigend von den sozialen Plattformen. Wer hat Angst vor der Wahrheit? Wo leben wir eigentlich? China liegt offenbar in Europa.

Und was machen die Journalisten der grossen Medienhäuser, die die Viruspanik nach Kräften geschürt und dafür vom Staat Millionen für die Impfkampagne und weitere Millionen an Covid-Hilfen bekommen haben? Sie schweigen – und blenden die Bomben, die in der vorletzten Woche in Brüssel einschlugen, konsequent aus. Ganz nach der Logik: Worüber wir nicht schreiben, das existiert nicht. Gleichzeitig rühmen sie sich – von Schweizer Radio und Fernsehen über Tamedia bis zu CH Media –, «Fakten statt Fake News» zu verbreiten und für «Relevanz» zu stehen. Pustekuchen.

Schutzargument sticht nicht

Statt Aufklärung ist Lichterlöschen angesagt. Wer überhaupt auf die bahnbrechenden Enthüllungen reagiert, wählt sinngemäss folgende Rückfallposition: «Wir haben ja gar nie gesagt, dass die Impfung vor Ansteckung und Weiterverbreitung schützt. Sie dient bloss dazu, schwere Verläufe zu verhindern.»

Falsch! Es mag einzelne Virologen und andere Experten gegeben haben, die sich vorsichtiger ausdrückten. Aber die mit Pauken und Trompeten verkündete Jubelbotschaft lautete: «Die Covid-Impfung ist der grosse Durchbruch. Sie schützt vor Ansteckung und Übertragung. Jetzt kriegen wir die Pandemie in den Griff.»

Dafür gibt es zahlreiche Belege, aus der Schweiz, aus Europa, aus der ganzen Welt. Der Schweizer Bundesrat und Gesundheitsminister Alain Berset, oberster Corona-Krisenmanager des Landes, twitterte am 12. August 2021: «Die Impfung gegen Corona schützt – vor einer Ansteckung, der Weiterverbreitung des Virus und vor einem schweren Krankheitsverlauf.» Und das Bundesamt für Gesundheit (BAG) bezifferte am 18. November 2021 den «Schutz vor Ansteckung» selbst noch bei der «Auffrischung» auf 90 Prozent.

Heilsversprechen «Impfung»

Ins selbe Horn blies EU-Kommissions-Präsidentin Ursula von der Leyen. In ihrer «Erklärung zum Vorantreiben der Impfungen» vom 25. November 2021 behauptete sie: «Eine Impfung schützt Sie und alle anderen.» Mit einer Auffrischungsimpfung müssten wir dafür sorgen, dass «die bislang Geimpften immun bleiben». Genau dies war das Versprechen, das die verantwortlichen Politiker zur Promotion ihrer Impfkampagnen abgaben: «Wer geimpft ist, ist immun. Die Impfung schützt. Die Impfung nützt.»

Nicht anders klang es über dem Atlantik. Das Orakel Bill Gates tönte bereits am 30. Juli 2020, «der Hauptzweck des Impfstoffs besteht darin, die Infektionsketten zu durchbrechen». Es werde «so gut wie keine Infektionen mehr geben». Und weiter: «Wer sich impfen lässt, schützt nicht nur sich selbst, sondern reduziert auch die Übertragung des Virus an andere.»

Dieses Heilsversprechen wurde von offiziellen Stellen und von den Gesundheitsbehörden weltweit verbreitet. Am 29. März 2021 sagte Rochelle Walensky, Ärztin und Leiterin der Centers for Disease Control and Prevention (CDC) in der Regierung von Joe Biden, im Fernsehsender MSNBC: «Unsere Daten deuten darauf hin, dass Geimpfte das Virus nicht aufnehmen und nicht erkranken.» Ihr Chef, der Mister President, hatte bereits am 13. März 2021 vorgespurt: «Vollständig Geimpfte haben ein sehr, sehr niedriges Risiko, an Covid-19 zu erkranken.»

Und der Immunologe Anthony Fauci schliesslich, medizinischer Chefberater des mächtigsten Mannes der Welt, versprach: «Wer geimpft ist, kann sicher sein, dass er oder sie nicht in-

Anthony Fauci: «Wer geimpft ist, kann sicher sein, dass er oder sie nicht infiziert werden wird.»

fiziert werden wird», so Fauci am 17. Mai 2021. Mit der Impfung schütze man sich selbst, die Familie, und man unterbreche die Infektionskette (2. Juni 2021). Nicht ohne den amerikanischen Sinn für Anschaulichkeit und Pathos versicherte Fauci: «Mit der Impfung werden Sie zur Sackgasse für das Virus. Wenn das Virus Sie dann erreicht, sind Sie die Endstation!»

Geständnis der EU-Kommission

Endstation ist nun für den Impfschwindel. Mit den zitierten Aussagen dürfte hinreichend bewiesen sein, dass die Impfung von den Verantwortlichen als das Wundermittel angepriesen wurde, das vor Ansteckung und Übertragung bewahrt und dem Virus den Knockout versetzt. Man muss sich all diese Versprechen der Verantwortlichen in Erinnerung rufen, um die Sprengkraft des eingangs erwähnten Geständnisses von Wolfgang Philipp, dem obersten Impfstrategen der EU, zu erfassen. Auf den Vorwurf des rumänischen Abgeordneten Cristian Terhes, die EU-Kommission habe die Be-

völkerung betreffend Schutzwirkung der Impfung angezogen, sagte Philipp: «Wenn Sie einen Impfstoff haben wollen, der die Übertragung verhindert, dann viel Glück! Wir hätten ihn haben können, aber er ist noch nicht da.» Man arbeite daran, aber das sei ein «komplett anderes Design eines Impfstoffes».

Deutlicher könnte das Eingeständnis nicht sein – und es stammt nicht von irgendwem, sondern vom zuständigen Chefbeamten der EU-Kommission. Philipp ist Direktor der Health Emergency Preparedness and Response Authority (Hera). Er sagt im Klartext: Alle bisher auf den Markt gebrachten Vakzine, die den Herstellern Milliarden an Steuerfranken in die Kasse spülten, haben zu keinem Zeitpunkt das geleistet, was man den Bürgern ohne den geringsten Anflug eines wissenschaftlichen Zweifels vorgegaukelt hatte: Sie schützten weder vor Ansteckung noch vor Übertragung.

Zusätzlich brisant an der Aussage von Philipp, von Haus aus Mikrobiologe und ehemaliger Immunologe an der Universität Basel: Die Verantwortlichen wussten das offenbar von Anfang an. Oder wie anders soll man die Aussage interpretieren, dass ein wirksamer Impfstoff ein «komplett anderes Design» erfordern würde? Wie dieses Design aussah, musste den Herstellern und den Politikern, die die Impfstoffe kauften, bewusst gewesen sein.

Bekommen Steuerzahler Geld zurück?

Die Wahrheit über die Impfung, die jetzt ans Licht kommt, hat weitreichende Konsequenzen. Erstens beruhten auf der nun als falsch erwiesenen Behauptung, dass die Impfung vor Ansteckung und Übertragung schütze, sämtliche Massnahmen, die zwischen Geimpften und Ungeimpften unterschieden, beispielsweise das Zertifikat und der diskriminierende Ausschluss der Ungeimpften. Die Impfung war die Lizenz zum Leben. Wer nicht geimpft war, musste draussen bleiben. Falls es dafür je eine Legitimation gegeben hat – sie fällt nun weg.

Umso deplatziertes sind die Ausfälligkeiten und offenen Aufrufe zur Diskriminierung der Ungeimpften durch prominente Politiker. So forderte FDP-Präsident Thierry Burkart im *Blick*: «Sind Intensivstationen voll, müssen Ungeimpfte hinten anstehen» (30. 12. 2021).

Zweitens stellen sich Fragen der Verantwortung und der Verschleuderung von Steuergeldern in schwindelerregender Höhe. Der Abgeordnete Terhes fordert nun von den Herstellern das Geld der Steuerzahler zurück. Dabei geht es um horrenden Summen. Bis im November 2021 unterzeichnete die EU-Kommission Verträge im Wert von 71 Milliarden Euro, um bis zu 4,6 Milliarden Impfdosen zu kaufen, wie dem «Special Report» Nr. 19/2022 des Europäischen Rechnungshofs zu entnehmen ist.

Nun leben in der EU 450 Millionen Menschen. Wenn ausnahmslos jeder von ihnen



MEDIZIN

Streng genommen keine Impfstoffe

Die Debatte über die Wirkungen der Covid-19-Impfstoffe wird mit der Frage, ob man sich diesen Herbst eine Booster-Impfung gegen die Omikron-Variante machen lassen soll, intensiver. Die Ratschläge der Ärzte gehen weit auseinander, als Laie ist man unsicher – auch mit Blick auf die Meldungen über Nebenwirkungen. Und die neuen Informationen und Vorwürfe im Zusammenhang mit den Anhörungen der Brüsseler Verwaltung dürften es noch schwieriger machen, den Nutzen der Impfung überhaupt einzuschätzen.

Welche Anhaltspunkte gibt es? Im Juni erschien in *The Lancet: Infectious Diseases* eine Publikation mit dem Titel «Global impact of the first year of COVID-19 vaccination: a mathematical modelling study». Die Covid-19-Impfung, hiess es, habe den Verlauf der Pandemie erheblich verändert und weltweit Millionen von Menschenleben gerettet. Laut Befund wurden zwischen dem 8. Dezember 2020 und dem 8. Dezember 2021 in 185 Ländern und Regionen rund 14,4 Millionen Todesfälle verhindert. Datenbasis waren laut den Angaben die offiziell gemeldeten Covid-19-Todesfälle.

Schwere Erkrankungen zweitrangig

Im August darauf veröffentlichte die Vereinigung Doctors for Covid Ethics (www.doctors4covidethics.org) eine Entgegnung auf diese Untersuchung, in der weitreichende Einwände gegen die Impfung vorgebracht wurden. Normalerweise, so hiess es, müsse der Nutzen eines neuen Medikaments für eine Marktzulassung in umfangreichen klinischen Studien (Phase 3) nachgewiesen werden. Die Covid-Impfstoffe jedoch hätten weltweit eine «vorläufige» oder «bedingte» Zulassung auf der Grundlage stark verkürzter Phase-3-Studien von zwei statt zwölf Monaten erhalten. Tierstudien fehlten oder seien mangelhaft.

Zudem seien die in den Phase-3-Studien verwendeten primären klinischen Endpunkte, also quasi das zu testende Hauptziel der Impfung, klinisch und gesellschaftlich nicht relevant, da, so die Kritik, vor allem geringfügige Beeinträchtigungen wie Kopfschmerzen, Husten oder Fieber als Covid-Erkrankungsfälle gezählt wurden, solange der sogenannte RT-PCR-Test auf das Coronavirus positiv war.



«Wissenschaftlich nicht belegt»: Mediziner Rietiker.

Eine Wirkung gegen schwere Krankheitsverläufe sei dagegen erst in zweiter Linie analysiert worden, und die Hersteller hätten formal nicht nachweisen müssen, dass die Impfungen schwere Erkrankungen in relevantem Umfang reduzierten. Die Autoren kritisieren, dass die Zulassungsbehörden weltweit dieses fehlerhafte Studiendesign für die Erteilung der Zulassung überhaupt akzeptiert hätten.

In diesem Spannungsfeld bewegen sich heute Debatten über Wirkungen und Nebenwirkungen der Covid-Impfung.

In der Schweiz hat unter anderen Stephan Rietiker, früher als Arzt und dann in der Medtech-Industrie tätig, den Umgang mit Covid-19-Impfungen kritisch kommentiert. Er hat in der Pandemie das Portal «Insidecorona» erstellt, um öffentliche Diskussionen voranzubringen. Mit Blick auf die Aktualität aus der Brüsseler Anhörung lautet seine Beurteilung, dass Impfungen und besonders die mRNA-Impfungen eine Übertragung in den meisten Fällen nicht verhindern können. Damit seien dies streng genommen keine Impfstoffe, sondern Therapeutika.

Ob Impfungen den Verlauf der Erkrankung mildern könnten, sei wissenschaftlich nicht belegt. Zudem übertreffe bei Kindern, Jugendlichen und jüngeren Erwachsenen das Risiko von schweren Nebenwirkungen den Nutzen der Impfung. Bei Kindern und Jugendlichen sei das Risiko von Herzmuskelentzündungen sehr hoch, bei Knaben von 12 bis 17 Jahren am höchsten. Zudem schätzt er das Mortalitätsrisiko von dreifach Geimpften höher ein als dasjenige von Nichtgeimpften.

Daten des deutschen Paul-Ehrlich-Instituts seinerseits ergaben, dass die Covid-19-Impfungen, standardisiert auf eine Million Dosen, vierzigmal mehr Todesfälle und 173-mal mehr bleibende Schäden zeitigten als die Grippeimpfungen. *Beat Gygi*

geimpft würde, angefangen bei den Neugeborenen, würde der Umfang des Deals für zehn Injektionen pro Person reichen. Auch dies stellt die Wirksamkeit der Covid-19-Impfung in Frage. Warum endlos impfen, wenn die Impfung wirkt? Wer sich gegen die Masern impft, ist geschützt. Wer sich gegen Kinderlähmung impft, ist geschützt. Wer sich gegen Corona impft, ist ganz offensichtlich nicht geschützt. Wo Impfung draufsteht, ist nicht Impfung drin.

Drittens: Neben den politischen hat der globale Impfskandal möglicherweise auch juristische Konsequenzen. Am 14. Oktober, einen Tag nach dem offiziellen Eingeständnis der nicht vorhandenen Schutzwirkung, gab die Europäische Staatsanwaltschaft bekannt, dass sie im Zusammenhang mit der Beschaffung der Impfdosen ermittle, unter anderem eben auch gegen Kommissionspräsidentin Ursula von der Leyen.

Es drohen juristische Konsequenzen

Und die Schweiz? Hier stellen sich ähnliche Fragen. Auch hier wurden riesige Summen, basierend auf bis heute nicht restlos offengelegten Verträgen mit den Herstellern, für Impfstoffe bezahlt, die im herkömmlichen Sinn keine sind – da sie nicht vor Ansteckung schützen. Das Schweizerische Obligationenrecht statuiert in

Wer sich gegen die Masern impft, ist geschützt. Wer sich gegen Corona impft, ist offensichtlich nicht geschützt.

Artikel 20 zur Nichtigkeit von Verträgen: «Ein Vertrag, der einen unmöglichen oder widerrechtlichen Inhalt hat oder gegen die guten Sitten verstösst, ist nichtig.»

Die bisher bekannten Fakten könnten jedenfalls darauf hindeuten, dass der Gegenstand der vertraglichen Absprachen eine sogenannte unmögliche Leistung betraf, weil das versprochene Leistungsmerkmal – die Schutzwirkung – von Anfang an nicht gegeben war (denn das hätte, um noch mal Wolfgang Philipp zu zitieren, ein «komplett anderes Design» des Impfstoffs vorausgesetzt). Die Verträge zwischen dem Bund und den Herstellern könnten darüber hinaus auch sittenwidrig sein, weil die Covid-19-Impfung für die Bevölkerung im besten Fall nutzlos (im Sinne des versprochenen Schutzes vor Ansteckung und Weiterverbreitung), im schlimmsten Fall aber sogar schädlich ist – und weil sie ohne reale Not als alternativlos vermarktet und der Bevölkerung mit psychologischem Druck aufgedrängt wurde.

Philipp Gut ist Inhaber der Kommunikationsagentur Gut Communications GmbH, Journalist u. a. beim *Nebelspalter*, Verleger der *Umweltzeitung* sowie Buchautor. Zuvor war er Inlandchef und stv. Chefredaktor der *Weltwoche*.

Fake News vom Gesundheitsminister

Alain Berset gab in der Schweizer Corona-Politik den Kurs vor.

Bei jedem Auftritt vor der Bundeshauspresse schwärmte er von der Qualität der Impfstoffe.

Hubert Mooser

Bern

Am 17. Dezember 2021 begann das vielleicht dunkelste Kapitel der Schweizer Corona-Politik. Der Bundesrat beschloss die Einführung des 2-G-Zertifikats. Nur noch Geimpfte und Genesene durften die Innenräume von Restaurants, Sportstudios und Museen besuchen. Bundesrat Alain Berset und sein Bundesamt für Gesundheit (BAG) begründeten diese beispiellose Grundrechtseinschränkung mit der Behauptung, so werde das Risiko reduziert, dass Ungeimpfte andere Personen gefährdeten. «Sie geben das Virus leichter weiter und erkranken viel häufiger schwer.»

Zuvor hatten Politiker, Experten, Prominente und Journalisten zum Halali auf Ungeimpfte geblasen. FDP-Präsident Thierry Burkart erklärte, die Spitäler sollten Geimpfte zuerst behandeln. Huldrych Günthard, Infektiologe am Uni-Spital Zürich, fragte rhetorisch: «Warum nicht Ungeimpfte mit einem Solidaritätsbeitrag an den immensen Gesundheitskosten beteiligen, die sie verursachen?» Komiker Viktor Giacobbo witzelte, Ungeimpfte hätten «Nerven aus Stahl und ein Gehirn aus Brei». Christian Dorer, Chefredaktor der Blick-Gruppe, schrieb: «Dürfen Impfgegner benachteiligt werden? Selbstverständlich.» Denis von Burg, Bundeshauschef der *Sonntagszeitung*, erklärte: «Jetzt muss Berset die Gegner endlich zur Impfung zwingen.»

Königsweg aus der Pandemie?

Heute steht fest: All die Zuchtmeister in Politik, Medien, Kultur, ja selbst in Wissenschaft und Medizin haben die Impfung zur heiligen Pflicht erklärt, ohne die zugrundeliegenden Daten zur Kenntnis genommen zu haben. Was eigentlich schon bekannt war, hat Pfizer-Managerin Janine Small nun vor dem EU-Parlament öffentlichkeitswirksam eingeräumt: Es sei nie getestet worden, ob der Pfizer-Impfstoff die Übertragung des Coronavirus stoppe. Dasselbe gilt auch für den Impfstoff des US-Herstellers Moderna, wie die Schweizer Arzneimittelbehörde Swissmedic mitteilt.



Halali auf Ungeimpfte: Pressekonferenz zu Covid-Massnahmen, 17. Dezember 2021.

Trotzdem zeigt sich FDP-Präsident Thierry Burkart immer noch überzeugt davon, dass die Impfkampagne die Überlastung des Gesundheitssystems und damit einen weiteren Lockdown verhindert habe. Wahr ist wohl eher, dass er wie alle anderen den Beteuerungen des Gesundheitsministers glaubte.

Alain Berset gab in der Schweizer Corona-Politik den Kurs vor. Fast bei jedem Auftritt vor der Bundeshauspresse schwärmte er von der Qualität der Impfstoffe. Die Immunisierung war für ihn der Königsweg aus der Pandemie.

«Die Impfung schützt vor Ansteckung, der Weiterverbreitung des Virus und vor schwerem Krankheitsverlauf.»

Am 12. August 2021 twitterte er: «Die Impfung gegen Corona schützt vor einer Ansteckung, der Weiterverbreitung des Virus und vor einem schweren Krankheitsverlauf.»

Woher wollte der Gesundheitsminister das wissen? Die Pharmaunternehmen hatten ja nie untersucht, ob ihre Impfstoffe vor Ansteckungen schützen. Swissmedic, die in Berts Verantwortungsbereich liegt, war darüber informiert. Trotzdem verbreitete Berset diese Fake News. Ähnlich befremdlich: Der zeitweilige Chef der wissenschaftlichen Corona-Task-Force, ETH-Professor Martin

Ackermann, erklärte im Sommer 2021: Wenn sich alle impfen lassen würden, wäre die Pandemie in acht Wochen vorbei.

Wer eine differenzierte Meinung vortrug, wurde schnell korrigiert. BAG-Mitarbeiterin Virginie Masserey erwähnte während einer Pressekonferenz beiläufig, dass Geimpfte und Ungeimpfte wohl ähnlich ansteckend seien. Sie stellte damit vermutlich ungewollt den Nutzen des Covid-Zertifikats öffentlich in Frage. Das BAG liess umgehend verlauten, dass diese Information «schlecht kommuniziert» sei. Die Journalisten schluckten die Erklärung.

Umstrittene Zulassungsstudien

Dabei war allen klar, dass man die Katze im Sack gekauft hatte. Berset selber sagte mehrere Male, dass man die Impfstoffe beschafft habe, bevor diese eigentlich zugelassen waren. Es ging darum, im Wettrennen mit der übrigen Welt so viele Dosen wie möglich für die Schweiz zu reservieren. Wie seriös die Zulassungsstudien waren, ist bis heute umstritten.

Fakt ist, dass ab Spätherbst 2021 zunehmend Mehrfach-Geimpfte wegen Covid im Spital landeten. Um das zu kaschieren, wurde der Impfstatus der Eingewiesenen nicht mehr erhoben. Der Bundesrat war darüber informiert. Trotzdem führte er im Dezember 2021 die 2-G-Regel ein und grenzte alle Ungeimpften vom gesellschaftlichen Leben in der Schweiz aus.

Sommer-Ende

So sind wir wie eine Rose im Herbst der Welt.



Wir haben uns eine Welt geschaffen, die nimmermüde geworden ist.

Die letzte Rose meiner kleinen Gartenwelt drängt sich noch in die Zeit, nach der der Herbst jetzt greift. Sie schimmert mit der unbefleckten Kraft des Neuen, orange-gülden, als ob sie wüsste, dass ihr nicht lange bliebe, eine Rose zu sein. Es sind die Tage des Abschieds, des Vergehens, und wie die Blätter der Bäume fallen die Erinnerungen langsam vom Ast des eigenen Bewusstseinsbaumes, landen auf der Erde, werden vom Wind hin und her geweht, bevor sie langsam vermodern.

Ein Sommer geht zu Ende, schon wieder, und es war einer, der im Frühling viel mehr versprochen hatte, als er dann halten konnte. Im Frühling war er der erste Sommer nach zwei Jahren Pandemie, nach Einschränkung, nach Masken, Impfausweisen und diesen lächerlichen Formularen, die sich «Passenger Locator Form» nannten. Alles war bereit für einen grossen Sommer der Erlösung, der Erleichterung, des prallen Lebens, der Leichtigkeit und des Vergessens.

Und dann begann der Sommer, und da war ein Krieg, von dem klar wurde, dass er lange dauern würde, ein Liter Benzin kostete so viel wie ein Gramm Beluga-Kaviar, Fluggesellschaften verloren die Kontrolle über ihr operatives Geschäft, Gas wurde knapp und vor allem teuer, die Regale der Supermärkte dünnten sich aus, Rindfleisch wurde vom luxuriösen zum absoluten Luxusfleisch, es gab Inflation und Stagnation. Hitze kam, sie passte zu den

Zeiten, kochte alles zusätzlich hoch, die Sorgen, die Ängste, die beginnenden Nöte, sie dörrete aus, Flüsse, Seen, sie raubte Gletschern das Eis und liess die Hoffnung wegfließen.

Ich entschied, abzuspringen vom irre gewordenen Karussell der Welt, mich zu verkriechen in Griechenland, das Ding mit dem Sonderfrieden durchzuziehen und zu hoffen, dass es möglich sei, dass es der Welt schlechtgeht und einem selbst trotzdem gut. Ich sass in Tavernen, blickte über das Meer, sah dem Wunder der tanzenden Sonnensprenkel zu, sah das Mondlicht sich wie eine Decke über das Meer legen. Ich sass da mitten im Sommer, ich schwitzte zwar, aber ich hatte keine Sommergefühle, zumindest nicht jene, die ich mir im Frühling erhofft hatte.

Ich sprach mit einem Freund darüber, abends bei ihm auf der Terrasse, unten schimmerte das Meer, oben funkelten die Sterne, im Glas badete Rotwein, irgendwo bellte ein Hund, und wir hörten jenen Griechen laut singen, der sich unlängst eine Karaoke-Maschine gekauft hatte und das Dorf beschallte mit alten griechischen Liedern in abstruser Tonlage. Der Grieche war kein Wahnsinniger, der ein wesentliches Mass an Kontrolle über sich verloren hatte, er war einst der Dorflehrer. Er habe sich, erzählte mein Freund, entschlossen, dem Lärm der Welt mit Liedern zu begegnen.

Der Sommer, so sagte mein Freund, sei kein guter, atmosphärisch nicht. Ich wusste nicht

genau, was er meinte, was da in der Luft an Unheil und Unbill vielleicht schweben soll, und erst jetzt, im Herbst, wird es mir ein wenig klar, oder zumindest erinnere ich mich wieder daran: dass es, natürlich, kein Leben ohne die Welt und keine Welt ohne das Leben gibt.

Und dass wir uns eine Welt geschaffen haben, die nimmermüde geworden ist und noch in den fernsten Ecken des Planeten ihr Unwesen treibt und ihre Informationen vor sich her. Einst war nur New York die Stadt, die nie schläft, die unentwegt auf einen darniederprasselt, vor der es kein Entkommen gibt, keine Flucht ausser das Verlassen.

Die Welt lässt sich nie vergessen, nur verdrängen für kurze Zeit. Sie flackert unaufhörlich auf, als Push-Nachricht, als Breaking News, ständig berichtet sie von sich selbst, wie ein Kranker, der nicht aufhören kann, von seiner Krankheit zu sprechen.

Sogar wenn ich eine Rose anblicke, verliere ich nie ganz den Lärm der Welt aus meinem Kopf, ständig pocht er, erinnert, mahnt, all diese Logbucheinträge aus dem Land des Verzweifeln, es gibt keine Medizin dagegen, nur das komplette Aussteigen, aber das ist illusorisch. So sind wir wie eine Rose im Herbst der Welt, wir blühen, manchmal zu früh, manchmal zu spät, manchmal gar nicht. Und wir geben alles, um ein bisschen im Licht zu baden und in der Hoffnung, nicht allzu früh unsere Blätter zu verlieren.

PERSONENKONTROLLE

Keller-Sutter, Villiger, Reimann, Steinemann, Rösti, Fiala, Spiegler, Johnson, Johnson, Bezos, Biden, bin Salman, Obama



Wieder da: SVP-Nationalrat Reimann.

Karin Keller-Sutter, Märchenprinzessin, las den FDP-Delegierten am letzten Wochenende die Leviten. Die Zeit der Luftschlösser sei vorbei. Von ihrer Partei wünscht sie sich finanzpolitische Disziplin. Die FDP solle sich in Bescheidenheit üben, forderte Justizministerin Keller-Sutter. Manch einer der Anwesenden dürfte sich dabei insgeheim auch gedacht haben, dass eigentlich die Bundesrätin die grössten Luftschlösser baut. Die Kosten ihrer Migrations- und Flüchtlingspolitik laufen längst aus dem Ruder und bringen die Kantone in die Bredouille. (hmo)

Beat Villiger, Turbo-Zurücktreter, hat am Mittwochabend letzter Woche erfahren, dass die *Weltwoche* am folgenden Tag einen Artikel über ihn publizieren werde. Dieser Beitrag erklärte den Zuger Mitte/CVP-Regierungsrat aufgrund seiner finanziellen, gesundheitlichen und amourösen Verhältnisse für amtsunfähig. Villigers Schulden sind immens, sein Lohn wird gepfändet, und er selber weilt seit Anfang September in einer Privatklinik im Berner Oberland. Die Kollegen von der *Zuger Zeitung*, die den kantonalen Sicherheitsdirektor in dessen sechzehnjähriger Amtszeit recht unkritisch begleiteten, attestieren immerhin, dass der *Weltwoche*-Artikel «mit ein Grund» für Villigers Rücktrittsentscheid hätte sein können. (mö)

Lukas Reimann, Rückkehrer, wurde von den Weibelinnen des Bundeshauses richtiggehend geherzt, als er vergangene Woche für eine Kommissionssitzung wieder im Bundeshaus auftauchte. Der St. Galler SVP-Nationalrat war während der Herbstsession im Ratssaal umgekippt. Im Spital wurde der Vierzigjährige dann von Kopf bis Fuss durchleuchtet. «Mir geht's wieder tipptopp.» (hmo)



Zu allem bereit: Actionheld Johnson.

Barbara Steinemann, Empörte, liess ihre Anhänger über diverse Medien wissen, dass es bei der Zürcher SVP wegen des Bundesratskronfavoriten **Albert Rösti** kein Unbehagen gebe. Sie reagierte damit auf einen Artikel in der *Weltwoche*. Gut, hat sich die Zürcher Nationalrätin in dieser Sache kundgetan. Allerdings muss man hier beachten, dass Steinemann für die Zürcher SVP etwa so repräsentativ ist wie FDP-Nationalrätin **Doris Fiala**. (hmo)

Marc Spiegler, Tausendsassa, punktet weiter. Nach Basel, Miami und Hongkong veranstaltet der umsichtige Global Director die Erfolgsmesse jetzt auch in Paris: 156 Galerien aus fünfzig Ländern sind an der Weltpremiere dabei. In Basel findet die grösste Kunstmesse Europas vom 15. bis 18. Juni 2023 statt. Je verrückter die Zeiten, desto stärker lechzen die Menschen nach Kultur. (ah)

Dwayne Johnson, The Rock, interessiert sich für britische Politik. Er könne sich gut einen Premierminister Johnson vorstellen, meinte der amerikanische Actionfilm-Megastar. Nein, nicht **Boris Johnson**, fügte er grinsend hinzu. (ky.)

Jeff Bezos, Versandhändler, sieht schwarz. Eindringlich warnte der Amazon-Gründer vor einer Rezession der amerikanischen Wirtschaft: «Man sollte die Schotten dichtmachen.» Keine gute Nachricht für **Joe Bidens** demokratische Partei wenige Wochen vor den Kongresswahlen. (ky.)

Mohammed bin Salman, Personalchef, stellt noch Leute ein – US-Spitzenmilitärs. Wie die *Washington Post* meldete, stehen 15 pensionierte Generäle und Admirale auf der Gehaltsliste des saudischen Kronprinzen – darunter auch zwei nationale Sicherheitsberater von Präsident **Barack Obama**. (ky.)

Propaganda-Lektion bei Selenskyj

Ob er auch über Wasser wandeln kann? Muss er es überhaupt? Jedenfalls: Jesus Christus ist wieder da. Zumindest könnte man das glauben, angesichts der frenetischen Huldigung Wolodymyr Selenskyjs an der Frankfurter Buchmesse. Nachdem der ukrainische Präsident seine Videoansprache beendet hatte, hielt es das Publikum nicht mehr auf den Stühlen.

Standing Ovations für Propagandasprecher. Minutenlang, von Leuchtflammen illuminiert, als handle es sich um eine Galashow, heizte der Mann im obligatorischen Kaki-Shirt den Anwesenden ein.

Zitat: «Statt Kultur zu importieren, importiert Russland den Tod.» Nächstes Zitat: «Sind Sie gegen Explosionen versichert oder gegen tödliche Drohnen?» Denn: Das sollte man, da «Russland keine Grenzen anerkennt». Also, Europa, sei nicht so naiv. Selenskyjs grosse Sorge: Es gebe im Westen noch zu viele Menschen,



Standing Ovations: Selenskyj in Frankfurt.

die Russland verstehen wollten. Schluss damit! Propaganda-Helfer müssen her!

So beschwor der grosse Manipulator die Versammelten aus Buchbranche und Journalismus eindringlich, sie sollten weitere Bücher und Texte veröffentlichen über «diejenigen, die Europa schwächen». Vereint «im Kampf für den Frieden».

Wer sensibel ist für die dunklen Kapitel der Geschichte, den schaudert es. Doch nach kritischen Artikeln sucht man in den hiesigen Mainstream-Medien vergebens. Im Austausch mit Journalisten ist zudem festzustellen: Die meisten bemerken die ukrainische Propaganda nicht einmal. Ihre Formel: Propaganda ist gleich Putin.

Gustave Le Bon veröffentlichte 1895 sein bekanntes Werk «Psychologie der Massen», das seither zig Politiker für ihre Propaganda-Techniken nutzten. An alle Ahnungslosen eine dringende Leseempfehlung.

Sylvie-Sophie Schindler

MÖRGELI

Austeilendes Sensibelchen

Die Komikerin Patti Basler amtet seit einem guten Jahr als festangestellte «Aussenreporterin» unseres zwangsfinanzierten Staatsfernsehens SRF. Und zwar in einer Satireproduktion, die «Unterhaltung mit Haltung» verspricht. Was ebenso ernst wie links gemeint ist. Patti Basler obliegt es, für die lustige Fernsehsendung «Deville Late Night» lustige Interviews zu führen. Zu diesem Zweck überrumpelt sie Politiker, die aus dem Bundeshaus kommen, mit ebenso unerwarteten wie unerheblichen Fragen. Die unbeholfenen Antworten sind fürs SRF-Publikum offenbar zum Totlachen. Weil es anderen passiert.

Am Schluss der letzten Session lauerte Patti Basler neben anderen auch Bundesrat Ueli Maurer auf. Sie befragte ihn weder zum Bundesbudget noch zum Ukraine-Krieg, weder zur Strommangel- lage noch zur Teuerung. Sondern zur Frauenkrankheit Endometriose und zum «Gender-Data-Gap», der angeblichen Forschungslücke bei Frauenkrankheiten. Ueli Maurers Antwort lautete wie folgt: «Diese huere Fragen des Fernsehens. Viel dümmmer als ihr kann man nicht sein.»

Viele, sehr viele Mitbürgerinnen und Mitbürger teilen offenbar die Meinung des zurücktretenden Finanzministers. Mit «Gender-Data-Gap» muss man einem 71-jährigen, berufstätigen, männlichen, weissen Zürcher Oberländer, der sechs Kinder grossgezogen hat, nicht kommen. Zumal er angesichts eines verantwortungslos angehäuften Schuldenbergs dringendere Probleme hat. Wie überhaupt die Mehrheit der noch immer normal gestrickten Bevölkerung.

Jetzt jammert Patti Basler auf allen Kanälen, sie sei wegen der Antwort des SVP-Bundesrats mit üblen Kommentaren eingedeckt worden. Maurers Spruch «hat Schleusen geöffnet», klagte sie in einem Facebook-Eintrag: «Wenn ein Bundesrat so was sagt, dann denken die Hater und Hetzerinnen, sie dürfen erst recht.» Im Austeilen ist Patti Basler sackstark. Doch beim Einstecken macht sie auf Sensibelchen. Komiker, die auf dem Thron der Selbstgerechtigkeit sitzen, sind nicht komisch. Und was zeigt uns Patti Basler noch? Von allen Menschen verstehen Komiker am wenigsten Spass.

Christoph Mörgeli

Kanzleramt mit Burggraben

Die deutsche Regierung baut sich einen Sitz, der achtmal grösser wird als das Weisse Haus. Das Volk soll sparen.

Matthias Matussek

Die nicht nur nach Ansicht Sahra Wagenknechts, der populärsten deutschen Politikerin, dümmste und inkompetenteste und mit ihrem Kriegskurs gefährlichste Bundesregierung der Geschichte baut sich ein protziges Denkmal: einen Erweiterungsbau zum Kanzleramt, der – Stand heute – 770 Millionen Euro kosten soll. Sollte es noch mehr werden, wäre dies wenig erstaunlich. Es ist noch nicht lange her, dass von 600 Millionen Euro die Rede war und noch ein wenig früher mal 485 Millionen Euro eingeplant waren, dies nach einer damals unerwarteten Kostensteigerung.

Begründet wurde die Notwendigkeit des Baus mit einer Schwemme neu angeheuerter Beamter: Von ursprünglich gut 400 auf derzeit 750 Stellen ist der Apparat gewachsen. Die politische Klasse sorgt für sich, 400 neue Büros sollen entstehen, und zu allem hinzu kommen ein weiterer Hubschrauberlandeplatz, eine grössere Kanzlerwohnung und ein Kindergarten für zwölf Kinder.

Form eines Angelhakens

Damit wird die deutsche Regierungszentrale achtmal grösser ausfallen als die der amerikanischen Supermacht und immerhin noch dreimal grösser als die der repräsentationsbewussten Franzosen mit ihrem Elysée-Palast – und ist um Strecken hässlicher als die Anlagen in den anderen Hauptstädten: Ein gläserner, gesichtslos-modernistischer Streckbau in Form eines Angelhakens soll das Gewimmel um eine komplett ratlose Regierungsmannschaft vergrössern.

Dass dieser bereits vom Bundesrechnungshof gerügte Protzbau ausgerechnet in einer Zeit errichtet werden soll, in der die grün-roten Pfuscher das gemeine Volk in der grössten (und selbstverschuldeten) Wirtschaftskrise zum Sparen anhalten, dürfte zum steigenden Wutpegel im Volk beitragen, das sich gemäss Umfragen zu zwei Dritteln von der Regierung abgewandt hat.

Während die da oben denen da unten Waschlappen und doppelte Pullover für den Winter

empfehlen, bekennt Wirtschaftsminister Robert Habeck, dass er «super viel Geld verdient», das er gar nicht ausgeben kann, weil er «dauernd rumgefahren» wird.

Dass die Distanz zum einfachen Steuerzahler wächst, scheint die politische Klasse nicht zu kümmern – sie warnt vielmehr vor Demonstrationen durch die einen mächtigen Wählerzuwachs verzeichnende AfD und plant schon mal einen Graben rund um den Reichstag.

Bundeskanzler Olaf Scholz, knietief im Cum-Ex-Skandal steckend, will den Bau gegen beginnende Proteste durchziehen. Da allerdings in Berlin geplant und gebaut wird, besteht die berechtigte Hoffnung, dass das ganze Vorhaben nie fertig wird.

Liebe ist...



... jemand, mit dem man Arm in Arm spazieren gehen kann.

Was lehrt uns dieser Putin-Krieg?

Vor amerikanischen Himars-Raketenwerfern ergreifen die Russen die Flucht.



Irgendwann wird der Krieg in der Ukraine enden. Schlicht und einfach dann, wenn beide Seiten so erschöpft sind, dass sie nicht mehr weiterkämpfen können.

Die Ukraine bleibt vorerst das Testfeld für neue Waffensysteme. Über alles gesehen sind die Nato-Waffen den russischen weit überlegen. Und dies, obwohl Selenskyj längst nicht alles geliefert bekommt, was er sich wünscht.

Die USA und ihre Verbündeten geben pro Jahr fünfzehnmal mehr für Armeen und Rüstung aus als die Russen. Wäre schon mehr als seltsam, wenn sich das auf dem Schlachtfeld nicht auswirken würde. Ein grösseres Problem bekommt Selenskyj jedoch, wenn die Republikaner die Midterm-Wahlen gewinnen sollten, weil diese weniger gratis liefern wollen.

Wer ernsthaft damit rechnet, dass der Schweiz das gleiche Schicksal wie der Ukraine droht, müsste eine Debatte über die Schwachstellen der Schweiz sowie über die Sollstärke und die Bewaffnung ihrer Armee führen.

Das grösste Atomkraftwerk Europas befindet sich in Saporischschja. Es produziert in Friedenszeiten mehr Strom als alle Schweizer Atomkraftwerke zusammen. Die Russen haben das Werk besetzt, das Strom für die Ukraine liefern sollte. Tut es nicht mehr. Die internationale Atomenergiekommission mit Sitz in Wien ist so hilflos wie ein Walliser Schwarznasenschaf beim Angriff eines Wolfs.

Atomkraftwerke sind die dreckigen Atombomben des Gegners im eigenen Land. Wie lange dauert es, bis unsere Generalstäbler das begriffen haben? Der schnelle Ausstieg aus der Atomenergie müsste längst das zentrale Thema von

Viola Amherd sein. Aber die will vorerst nicht weniger Atomkraftwerke, sondern mehr Frauen in der Armee. Das heisst: Unsere Bundesrätin glaubt nicht im Entferntesten daran, dass der Russe, den Bodensee überquerend, je in die Schweiz einmarschieren wird. Eigentlich tröstlich.

Niemand setzt über Kiew Tarnkappenbomber ein. Kampfflugzeuge spielen in diesem Krieg eine verdammt kleine Rolle. Weil die Russen in Sachen Drohnen den Zug verpasst haben, müs-

Jede dieser Kamikaze-Drohnen kann von Brig, dem Wohnsitz von Viola Amherd, bis nach Moskau fliegen.

sen sie ihre Drohnen in jenem Iran einkaufen, dessen Wirtschaft und Rüstungsindustrie man mit härtesten Sanktionen lahmlegen wollte. Erfolglos.

Iranische Drohnen sind langsam fliegende Bodenschleicher. Mit mehr als Tempo 160 düsen sie nicht durch den Luftraum. Ihre todbringende Reisegeschwindigkeit beträgt sogar nur 120 km/h. Viele Drohnen können die Ukrainer abschiessen. Aber lange nicht alle. Diese kreisen über den Städten und zerstören recht erfolgreich Heizkraftwerke und Infrastrukturen der Stromversorgung. Das Ziel der Angriffe: Die Ukrainer sollen im Winter im Dunkeln frieren und die Flucht in den Westen antreten.

Da eine Drohne nur 20 000 Franken kostet, spielt die prozentuale Zahl der Abschüsse keine grosse Rolle. Zum Vergleich: Ein Tarnkappenbomber kostet 120 Millionen Franken. Mit die-

sem Geld kann man 6000 iranische Drohnen kaufen oder als bewaffnete Raubkopien zusammen mit der Ruag selber nachbauen.

Jede dieser spottbilligen Kamikaze-Drohnen kann 2500 Kilometer weit fliegen. Somit von Brig, dem Wohnsitz von Viola Amherd, bis nach Moskau. Tarnkappenbomber sind im Gegensatz dazu bestenfalls militärische Kurzstreckenflieger, die zudem nur abheben, wenn die Yankees vorgängig die Starterlaubnis erteilen.

Die beweglichen amerikanischen Himars-Raketenwerfer ihrerseits sind der russischen Artillerie meilenweit überlegen. Ihre Reichweite beträgt bis zu 300 Kilometer. Von Mendrisio aus kann man Monaco in Schutt und Asche legen. Ein Himars-Raketenwerfer kostet weniger als sechs Millionen Franken. Umgekehrt verlangen die Amis für jede Rakete 150 000 Franken. Das heisst: günstig anfixen und den teuren Stoff nachliefern. Statt scharf zu schießen, trainiert man die Bedienung dieser Waffe in Friedenszeiten sinnvollerweise nur im Simulator.

Die Schweizer Artillerie bewegt sich auf dem Niveau der unterlegenen Putin-Artillerie. Diese unsere Artillerie will auf dem einst schönsten Pass der Alpen, auf dem Simplon, ihren Schiessplatz ausbauen. Damit sie den Schuss auf grosse Distanzen üben könne.

Napoleon liess den Simplonpass auf eine Breite von 5,6 Metern ausbauen – «pour faire passer le canon». Keine einzige Kanone wurde je über den Pass gezogen. Dem besoffenen Artillerieschiessplatz wird es gleich ergehen.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz

Chinas neuer Langer Marsch

Der chinesische Staatschef Xi Jinping wurde am Parteitag in seiner Führungsposition gestärkt. Um den «chinesischen Traum» zu verwirklichen, sind gewaltige Anstrengungen nötig.

Stefan Baron

Parteitage sind politische Wetterfahnen. Sie zeigen an, woher der Wind weht – und wohin die Reise geht. Deshalb verdienen sie die Aufmerksamkeit aller politisch Interessierten. Für manche Parteitage gilt das auch grenzübergreifend – für keinen wohl mehr als den der Kommunistischen Partei Chinas (KPCh). Die KPCh (Mitgliederzahl: gut 96 Millionen) bestimmt seit bald einem Dreivierteljahrhundert die Geschicke der nach den USA zweitstärksten Nation der Erde, die mit Macht auf Platz eins vordrängt. Ihre Parteitage finden nur alle fünf Jahre statt, was die dort getroffenen Beschlüsse umso bedeutsamer macht.

Dennoch ist das Treffen im öffentlichen Diskurs der westlichen Länder immer noch unterbelichtet. Auch über den gerade zu Ende gegangenen XX. Parteitag war hier kaum mehr zu vernehmen als die sattsam bekannten Stereotype. Partei- und Staatschef Xi Jinping wurde als Wiedergänger von Mao und Alleinherrscher auf Lebenszeit, als Aggressor gegen das friedliche und demokratische Taiwan sowie als kommunistischer Ideologe vorgeführt, der die einst unter Deng Xiaoping begonnene Öffnung und Liberalisierung seines Landes rückgängig machen und es gegenüber der Aussenwelt abschotten will.

Diktatorische Ambitionen?

Man muss weder Xi Jinping noch die KPCh sympathisch finden – aber eine derartige Verengung des Debattenraums ist nicht nur unterkomplex, sondern kontraproduktiv. Sie begünstigt Fehleinschätzungen und droht zu einer selbsterfüllenden Prophezeiung zu werden. Chinas Regierungssystem ist gewiss autoritär und Xi Jinping ohne Zweifel ein autoritärer Führer. Die Verlängerung seines Mandats als Parteichef um weitere fünf Jahre, der beim nächsten Volkskongress im Frühjahr auch ein erneutes Mandat als Staatspräsident folgen wird, sowie die neue Zusammensetzung des Ständigen Ausschusses des Politbüros unterstreichen diesen Befund: Das höchste Führungsgremium der Partei besteht jetzt nur noch aus Gefolgsleuten von Xi, allen voran dem Schanghaier Parteichef und designierten künftigen Premierminister Li Qiang.



Wie man in den Wald hineinruft: Alleinherrscher Xi.

Doch ist Xi deswegen schon ein Diktator wie weiland Mao Zedong, der bis zu seinem Tode 27 Jahre lang über China herrschte? Der Vorfall um Xis Amtsvorgänger Hu Jintao bei der Schlussitzung des Parteitags kann dafür jedenfalls nicht herhalten. Auf Basis eines kurzen Videos der Nachrichtenagentur AFP unterstellten zahlreiche westliche Medien Xi, er habe den neben ihm platzierten Hu aus dem Saal entfernen lassen, um

ihn so vor allen zu demütigen und seine Macht zu demonstrieren. Doch weitere TV-Bilder vom Beginn der Sitzung, die dabei unberücksichtigt geblieben waren, haben diese Interpretation mittlerweile als unhaltbar entlarvt. Auch dass der nationale Volkskongress 2018 die 2002 eingeführte Beschränkung der Amtszeit des Staatspräsidenten auf zwei Fünfjahresperioden wieder aus der Verfassung des Landes gestrichen hat und

Xi nun seine dritte Amtsperiode antreten kann, machen diesen noch nicht zum Diktator. Jiang Zemin, einer von Xis «liberalen» Vorgängern, hatte beide Ämter dreizehn Jahre lang inne und blieb darüber hinaus noch zwei weitere als Chef der Militärkommission Oberbefehlshaber der Streitkräfte des Landes.

Verfassungsänderung und Mandatserneuerung können auch schlicht der Notwendigkeit geschuldet sein, angesichts der ausserordentlichen Herausforderungen, mit denen sich China derzeit konfrontiert sieht, an der Spitze von Partei und Staat inhaltlich und personell Kontinuität zu wahren und es dem Inhaber des (formal zeitlich nicht beschränkten) höchsten Parteiamtes zu ermöglichen, über die Grenze von zehn Jahren hinaus zugleich auch das für den internationalen Austausch wichtige höchste Amt im Staate zu bekleiden.

Zwar hat die KPCh das Riesenreich mit seinen 1,4 Milliarden Einwohnern in nur drei Jahrzehnten aus der Armut auf Platz zwei unter den Volkswirtschaften der Welt geführt, damit aber erst das Wohlstandsniveau eines Schwellenlands erreicht. Von dort in die erste Reihe der vollentwickelten Länder vorzustossen, ist bisher nur wenigen Schwellenländern gelungen. Um ihre erklärte historische Mission zu erfüllen, bis zum hundertjährigen Bestehen der Volksrepublik 2049 den «chinesischen Traum» zu realisieren, China wieder auf den ersten Platz unter den Nationen der Welt (zurück)zuführen, muss die KPCh jetzt einen neuen «langen Marsch» bewältigen. Nur wenn sie diesen erfolgreich beenden kann, besteht überhaupt eine Chance auf eine friedliche Wiedervereinigung mit dem erheblich wohlhabenderen Taiwan.

Dilemma der Null-Covid-Politik

Alles spricht dafür, dass dieser Marsch für das Land besonders beschwerlich wird. Denn zusätzlich zu den mit einer solchen Transformation ohnehin verbundenen Problemen hat es noch zwei Extrahindernisse zu überwinden. Um den «chinesischen Traum» zu erfüllen, muss die KPCh eher früher als später ihre Null-Covid-Politik, an der sie derzeit weiter festhält, zumindest erheblich lockern. Das ist leichter gesagt als getan. Zwar bringt diese Politik geradezu aberwitzige Übertreibungen mit sich und kostet das Land eine Menge Wachstum und Staatsausgaben. Andererseits kann sich China eine Durchseuchung der riesigen Bevölkerung mit dem Virus bei seinem vergleichsweise unterentwickelten Gesundheitssystem wohl nicht leisten.

Die bisher sehr geringe Zahl der Todesfälle könnte explodieren und in die Millionen gehen. Darunter wären naturgemäss viele alte Menschen, die in der chinesischen Kultur traditionell eine besondere Wertschätzung geniessen. Hinzu kommt die Gefahr von Long Covid unter jungen Leuten. Eine Studie der amerikanischen Center for Disease Control and Prevention zeigt

te jüngst, dass zusätzlich zu den über eine Million US-Bürgern, die bisher an Covid starben, 24 Millionen unter Long Covid leiden, 25 Prozent davon mit erheblichen Einschränkungen ihrer Leistungsfähigkeit. Übertragen auf China würde dies das Arbeitskräftepotenzial, das ohnehin zu schrumpfen droht, um zig Millionen verringern – und das zu einem kritischen Zeitpunkt in der Entwicklung des Landes. Der Ausweg aus diesem Dilemma gleicht einer Gratwanderung.

Die zweite zusätzliche Erschwernis kommt von aussen und ist noch gravierender: Um ihre globale Vormachtstellung zu verteidigen, werfen die USA und zunehmend auch ihre Verbündeten im Schlepptau China immer mehr Steine in der Gestalt von Investitions-, Handels- und Techno-

Fehleinschätzungen und Stereotype drohen zu einer selbsterfüllenden Prophezeiung zu werden.

logie-Restriktionen in den Weg. Nicht ohne Grund geht die KPCh daher davon aus, ihre Mission nur mit vereinten Kräften erreichen zu können, und hat auf dem Parteitag jetzt die Reihen fest geschlossen.

Nicht nur personell, auch inhaltlich ist sich die Partei offensichtlich einig, was zu tun ist. Wie der auf dem Parteitag verabschiedete 72 Seiten starke Bericht des Zentralkomitees dokumentiert, soll Chinas bisheriges Wirtschaftssystem grösstmöglichen quantitativen Wachstums als Massenproduzent von Billigwaren mit niedriger Wertschöpfung in ein System qualitativen Wachstums als Hersteller innovativer Produkte mit hoher Wertschöpfung überführt werden. Die «Fabrik der Welt» soll sich progressiv in ein Land der Ideen, der Forschung und Entwicklung zukunftsweisender Spitzen- und Schlüsseltechnologien, Produkte und Dienstleistungen wandeln. Damit verbunden ist eine beschleunigte Entwicklung des Binnenmarkts, vor allem im ländlichen Raum. Dort schlummern noch beträchtliche Wachstumsreserven. Und so lässt sich die



Wirtschaft auch besser gegen externe Schocks und Sanktionen schützen. Unter der an Ludwig Erhard erinnernden Parole «Wohlstand für alle» will die KP zudem die Einkommensungleichheit, die zeitweise sogar das Ausmass in den USA überstieg, weiter abbauen und so ebenfalls Binnenkonsum und Wachstum ankurbeln.

Ausländische Investoren willkommen

Nicht zuletzt vor dem Hintergrund der US-amerikanischen Konfrontations- und Eindämmungspolitik erscheinen Chinas Fokussierung auf den Binnenmarkt und Streben nach weitgehender Autarkie bei Schlüsseltechnologien der Zukunft geradezu zwingend. Mit «Abschottung» oder einem «Ende der Reform-Ära», wie in der transatlantischen Stammesgesellschaft vielfach behauptet, hat das nichts zu tun.

Unternehmen aus dem Ausland sind ausdrücklich eingeladen, an der Entwicklung des chinesischen Binnenmarkts mitzuwirken. Die sogenannte Negativliste der für ausländische Investoren gesperrten Wirtschaftssektoren wurde zuletzt deutlich zusammengestrichen, der Zwang zu Gemeinschaftsunternehmen mit Chinesen in einigen Bereichen völlig aufgehoben, der Schutz geistigen Eigentums erhöht. Die ausländischen Direktinvestitionen sind in diesem Jahr auf ein Rekordniveau gestiegen. Und der designierte künftige Premierminister Li Qiang kommt aus der Provinz Zhejiang, deren Einwohner als besonders geschäftstüchtig und weltoffen gelten.

Westliche Beobachter Chinas täten somit gut daran, einmal nachzulesen, was Hannah Arendt in Anlehnung an die «Kritik der Urteilskraft» von Immanuel Kant zur Meinungsbildung geschrieben hat: «Eine Meinung bilde ich mir, [...] indem ich mir die Standpunkte der Abwesenden vergegenwärtige und sie so mitrepräsentiere [...]. Je besser ich mir vorstellen kann, was ich denken und fühlen würde, wenn ich an der Stelle derer wäre, die dort stehen, desto (...) qualifizierter wird [...] meine Meinung sein.» Daran gemessen, erscheint die derzeit im Westen vorherrschende Meinung zu China als nicht besonders qualifiziert. Und das bleibt nicht ohne Folgen – hier wie da. In einer aktuellen Umfrage unter Chinesen im Alter bis 35 Jahre geben fast 55 Prozent an, auf die westlichen Länder «herabzuschauen». Noch voriges Jahr waren es erst 42, vor sechs Jahren nicht einmal 20 Prozent. Damals bekannten 37 Prozent der jungen Chinesen sogar noch, zu den westlichen Ländern «aufzuschauen». Wie man in den Wald hineinruft, so schallt es eben auch wieder heraus.

Stefan Baron ist Ko-Autor des Bestsellers «Die Chinesen – Psychogramm einer Weltmacht». In seinem neuesten Buch, «Ami go home! – Eine Neuvermessung der Welt», warnt er Europa davor, den USA zu folgen und China als Feind zu behandeln.

Abschied vom Kreuz

Die Armeeseelsorger sollen künftig kein Kreuz mehr auf dem Kragenspiegel tragen. Der Grund liegt im Einbezug von muslimischen und jüdischen Militärgeistlichen.

Christoph Mörgeli

In der Schweiz blickt der Feldpredigerdienst auf eine uralte Tradition zurück. Bereits 1339 spielte bei Laupen der Berner Leutpriester Diebold Baselwind eine herausragende Rolle. Sowohl der Walliser Kardinal Matthäus Schiner wie der Zürcher Reformator Huldrych Zwingli nahmen 1515 an der Schlacht von Marignano teil. Bis weit in die Neuzeit galt jeder Waffengang als eine Art Gottesgericht, bei dem der himmlische Segen unverzichtbar schien.

Im Ersten Weltkrieg entstand allerdings auch eine religiös argumentierende pazifistische Gegenbewegung. Der Zürcher Theologieprofessor Leonhard Ragaz verteidigte Dienstverweigerer und trat sogar aus der Sozialdemokratischen Partei aus, als sich diese 1935 für die Landesverteidigung aussprach. Theologische Armeegegner berufen sich seit je auf das fünfte Gebot («Du sollst nicht töten») oder auf die Bergpredigt. Die Befürworter entgegneten, die Entwaffnung einer Verteidigungsarmee sei kein Beitrag zum Weltfrieden. Auch habe Paulus im Römerbrief vom Staat gefordert, seine «Schwertgewalt zum Schutz der Schwachen und zur Abwehr des Bösen» zu gebrauchen.

«Zeichen der Anerkennung»

Soldaten haben gemäss Dienstreglement Anspruch auf seelsorgerische Betreuung. Seit 2004 nennen sich die früheren Feldprediger Armeeseelsorger. Diese Aufgabe nehmen die römisch-katholische, die evangelisch-reformierte und die christkatholische Landeskirche wahr und stellen dafür gegenwärtig etwa 170 Theologen. Zwar kann sich jeder ordinierte Geistliche von der Militärdienstpflicht dispensieren lassen. Es steht ihm aber eine freiwillige Laufbahn als Armeeseelsorger offen, wenn er eine Rekrutenschule absolviert hat, militärdiensttauglich ist und eine akademisch-theologische Ausbildung abgeschlossen hat. Auch muss er durch die zuständigen Kirchenbehörden als Pfarrer, Priester, Diakon oder Pastoralassistent anerkannt sein.

Seit 1883 tragen die Feldprediger der Schweizer Armee den Grad eines Hauptmanns. Auf ihrem Kragenspiegel prangt ein goldenes Kreuz auf schwarzem Grund, auf dem Kampfanzug ein



Himmlischer Segen im Feld.

dunkelgrünes Kreuz auf olivfarbenem Grund. Doch das soll künftig anders werden. Im Gefolge des geplanten Einbezugs von muslimischen und jüdischen Militärgeistlichen geht es dem Kreuz auf dem Kragenspiegel an den Kragen. Vor eini-

Vor einiger Zeit hat Armeechef Süssli die Idee einer «Armee für alle, die wollen und können» entwickelt.

ger Zeit hat Armeechef Thomas Süssli die Idee einer «Armee für alle, die wollen und können» entwickelt. Das stellt auch die Armeeseelsorge vor etliche Herausforderungen. Seit 2021 stehen neu auch muslimische, jüdische und freikirchliche Seelsorger im Dienst der Armee.

Für den ersten Armee-Imam Muris Begovic ist seine Integration «ein Zeichen der Anerkennung, für mich persönlich, aber auch für die Musliminnen und Muslime in der Schweiz». Gegenüber Schweizer Radio SRF betonte Begovic, er habe von jungen Muslimen viele positive Reaktionen erhalten: «Wenn der Imam es schafft, in der Armee Muslim zu bleiben, dann kann ich das auch.» Muris Begovic ist erst seit seinem 28. Altersjahr Schweizer Bürger; er war seinerzeit als Elfjähriger aus den Wirren des Bosnienkrieges in die Schweiz geflüchtet. Eine eigentliche Rekrutenschule wurde dem 41-Jäh-

rigen im Vorfeld seiner Ausbildung als Armeeseelsorger erlassen. Der Geschäftsführer des Vereins Muslimische Seelsorge Zürich durchlief lediglich eine «dreiwöchige Miniversion der Rekrutenschule».

Während evangelische Freikirchen schon vor zwei Jahren in die Armeeseelsorge integriert wurden, absolvierten im Frühsommer auch zwei Angehörige des jüdischen Glaubens entsprechende Kurse. Einer von ihnen ist der Jurist Jonathan Schoppig, der im Vorstand des Schweizerischen Israelitischen Gemeindebunds (SIG) mitwirkt. Er sei «weniger institutionell, eher spontan» seelsorgerisch tätig, meinte er gegenüber dem Portal Kath.ch. Sein Kollege Zsolt Balkanyi amtet als promovierter Rektor der Jüdischen Schule Noam Zürich. Es scheint, dass die nichtchristlichen Armeeseelsorger weniger in die Truppenkörper eingeteilt werden, sondern eher im Sinne von Interventionen oder Mediationen zum Einsatz kommen sollen.

Funktionsabzeichen mit Halbmond?

Dennoch muss mit dem Einbezug von einzelnen muslimischen und jüdischen Armeeseelsorgern das Kreuz auf dem Kragenspiegel offenbar verschwinden. Da es sich bei der Armeeseelsorge um einen eigenen Dienstzweig handelt, sollte die Kennzeichnung einheitlich sein. Aus Gründen der Einheitlichkeit scheint es unmöglich, dass christliche Seelsorger das Kreuz, muslimische den Halbmond und jüdische die Gesetzes-tafel tragen. «Noch sind keine abschliessenden Entscheide gefallen», betont Brigadier Markus Rihs, Chef Personelles der Armee.

In Abklärung und in einer Art Vernehmlassung befinden sich mehrere Varianten einer neuen grafischen Gestaltung: eine Hand, die eine oder mehrere Personen trägt, sowie zwei sich schüttelnde Hände. Das Kreuz soll aber nicht zwingend ganz verschwinden. Da sich unter den Seelsorgern darüber Unbehagen breitmachte, soll es künftig bei den christlichen Seelsorgern als Funktionsabzeichen unter dem Namensschild prangen – ebenso wie der Halbmond bei ihren muslimischen oder die Gesetzes-tafel bei ihren jüdischen Kollegen.

Stolze Demokratie

Die Turbulenzen auf der Insel sind keine Folge des Brexits, sondern Ausdruck gesunder Kultur. Ebenso die Wahl des neuen Premiers, des Supertalents Rishi Sunak.

Francis Pike

Die EU ist vom Brexit besessen – Deutschland ganz besonders. So argumentierte die *Süddeutsche Zeitung*, der nächste britische Premierminister brauche «eine ehrliche Debatte über den Brexit [...] nichts lähmt das Land so sehr wie die fatalen Folgen des EU-Austritts», und *Die Welt* führte die politische Instabilität Grossbritanniens auf den Brexit zurück, der Westminster «zu einem Irrenhaus» gemacht habe.

Schauen wir uns die Fakten an. Seit dem Brexit-Votum im Jahr 2016 hat Boris Johnson drei Jahre gebraucht, um die Remainer sowohl im Vereinigten Königreich als auch in der EU zu bändigen, die versuchten, das demokratische Mandat des britischen Volkes zu untergraben.

Es ist nicht zuletzt dem ehemaligen Premierminister Boris Johnson zu verdanken, dass die Demokratie gesiegt hat. Anschliessend hatte die Regierung von Boris Johnson genau fünf Monate Zeit, bevor das Vereinigte Königreich, wie der Rest der Welt, von unerwarteten Ereignissen heimgesucht wurde: Covid-19 und Wladimir Putins Einmarsch in der Ukraine, beides Ereignisse, die ausserhalb der normalen Parameter der Vorhersehbarkeit lagen. Ich bin nur überrascht, dass die EU den Brexit noch nicht für Covid und den Krieg in der Ukraine verantwortlich gemacht hat!

Blitzschnelle Krönung

Diese *black swan*-Ereignisse haben indirekt die Instabilität in der Konservativen Partei verursacht, als Boris Johnson zum Rücktritt gezwungen wurde. Die Mehrheit der Konservativen Partei – und des Volkes – war der Meinung, dass er sich selbst über die von ihm verordneten drakonischen Covid-Gesetze hinweggesetzt hatte. Mit dem Brexit hatte dies nichts zu tun.

Was die kurzlebige, manchmal komische Katastrophe der Premierministerin Liz «the lettuce» Truss angeht, so hat die Flexibilität des britischen Parlamentssystems ihre schnelle Absetzung

London

ermöglicht. Es ist diese Eigenschaft der britischen Verfassung, die es dem Vereinigten Königreich ermöglicht hat, die Demokratie 300 Jahre lang aufrechtzuerhalten. Vergleichen Sie das mit der Geschichte anderer europäischer Länder und der heutigen verknöcherten EU-

Die britische Verfassung ist wie ein Wolkenkratzer, der bei einem Erdbeben wackelt, statt einzustürzen.

Verfassung, die nicht in der Lage ist, Kommissionen abzusetzen, die ein Monopol der legislativen und exekutiven Macht haben.

Die Flexibilität der britischen Verfassung ist eine Stärke, keine Schwäche. Sie ist wie ein Wolkenkratzer, der so konstruiert ist, dass er bei einem Erdbeben wackelt, anstatt einzustürzen. Die chaotische Demokratie Grossbritanniens mag instabil erscheinen, aber ihre Flexibilität ist ihre Stärke.

Die gestrige blitzschnelle Krönung von Rishi Sunak zum neuen britischen Premierminister zeigt, dass die flexible Verfassung des Vereinigten Königreichs funktioniert. Der Übergang war so erfolgreich, dass das Pfund seine gesamten Verluste seit Truss' selbst-

mörderischem Ausgabenbudget wieder wettgemacht hat und die Risikoprämie, die auf dem britischen Anleihemarkt auftauchte, bereits verschwunden ist.

Zufälligerweise begann Diwali (das hinduistische Lichterfest) am Montag, demselben Tag, an dem Rishi Sunak, ein Hindu und Brexiteer, die Wahl zum Vorsitzenden der Konservativen Partei gewann. Er ist der erste Premierminister mit einem asiatischen ethnischen Hintergrund – ein Beweis für die offene und farbenblinde Demokratie in Grossbritannien.

Brutaler Gegenwind

Sunak ist mit 42 Jahren nicht nur der jüngste britische Premierminister seit 1812. Er ist auch der reichste in der britischen Geschichte. Das gemeinsame Vermögen von Sunak und seiner Frau Akshata Murty, der Tochter eines indischen Tech-Milliardärs, beläuft sich auf etwa eine Milliarde Euro. Sein Lebenslauf ist beeindruckend: Er wuchs in bescheidenen Verhältnissen über der Apotheke seines eingewanderten Vaters in Southampton auf, studierte an den Universitäten Oxford und Stanford und machte anschliessend Karriere bei Goldman Sachs. 2015 zog er ins Unterhaus ein und wurde im Schnellverfahren zum Schatzkanzler für 2020 ernannt.

Sunak ist ein pragmatischer Steuerkonservativer und ein geschickter politischer Akteur und die richtige Wahl in diesen turbulenten Zeiten. In den verbleibenden zwei Jahren bis zu den Parlamentswahlen im Jahr 2025 wird der globale wirtschaftliche Gegenwind brutal sein. Aber Rishi Sunak ist ein politisches Wunderkind. Vor fünf Jahren sah ich ihn zum ersten Mal im Fernsehen sprechen; ich brauchte drei Minuten, um diesem Supertalent eine Zukunft als Premierminister vorauszusagen. Ich hatte recht.

Hoffen wir, dass ich mit meiner Vorhersage, dass er seine schwierige Aufgabe mit Bravour meistern wird, ebenso richtigliege.



Hindu und Brexiteer: Wunderkind Sunak.

Alpenperle Zermatt

Ein Bergdorf im Wallis trotz dem grünen Zeitgeist.
Gäste aus aller Welt sind begeistert.

Marcel Odermatt

Zermatt

Während öffentlich bestellte Professoren, etatistische Politiker und fanatisierte Aktivisten (Letzte Generation) untentwegt von einer angeblich drohenden Klimakatastrophe reden, die nur durch unbarmherziges Eingreifen einer globalen Umweltbehörde noch zu verhindern sei, wirkt ein privatwirtschaftliches Projekt in den abgeschiedenen Walliser Alpen richtiggehend subversiv: eine Weltcup-Abfahrt am Matterhorn mit Start oberhalb von Zermatt auf 3800 Metern über Meer und Ziel im italienischen Cervinia auf 2800 Metern. Ein völkerverbindendes Spektakel der Lebensfreude: Die Alpenperle Zermatt trotz dem grün-morbiden Zeitgeist.

Rache der Natur?

Die Premiere – zwei Männer- und zwei Frauenrennen von Ende Oktober und Anfang November – musste nun zwar abgesagt werden. Im unteren Streckenteil liegt zu wenig Schnee. Aber ist das wirklich die Rache der Natur, wie Klimapokalyptiker meinen? Die Zermatter nehmen die Nachricht gelassen. «Wenn es dieses Jahr nicht klappt, dann versuchen wir es nächstes Jahr wieder. Wir geben nicht auf. In Zermatt denken wir langfristig», erklärt Franz Julen, der OK-Präsident der Weltcuprennen.

Der frühere Konzernchef von Intersport, der im Bergdorf aufgewachsen ist, will aus dem Schneemangel im Oktober keine grosse Geschichte machen. «Natürlich nehmen wir die Klimaerwärmung ernst», sagt er. «Wir sind

Die Weltcup-Rennen sind ein völkerverbindendes Spektakel der Lebensfreude.

aber überzeugt, dass unsere Gäste auch künftig Schneesport betreiben wollen.» Man werde am Wagnis Weltcup festhalten, selbst wenn es die Natur nicht jedes Jahr zulasse oder man den Anlass später im Herbst ansetzen müsse.

Überzeugung und Risikobereitschaft allein reichen für ein so grosses Projekt nicht aus. Es



Loyalität lohnt sich:
Sonnenaufgang über dem Matterhorn.

braucht auch Geld. Julen ist Präsident der Bergbahnen Zermatt. Durchschnittlich 30 Millionen Franken pro Jahr investiert das grösste Schweizer Unternehmen dieser Art seit 2002 in Transportanlagen und Pisten.

Im nächsten Jahr nimmt die Gesellschaft den Betrieb der höchsten Alpenüberquerung von der Testa Grigia zum Klein Matterhorn auf. Reisende aus aller Welt sollen künftig von Mailand über das Aostatal in die Schweiz kommen und anschliessend ihren Trip in Europa fortsetzen. «Das Alpine Crossing ist mehr als eine Fahrt von A nach B – es ist eine Erlebnisreise zwischen zwei Ländern und Kulturen», sagt Julen spürbar begeistert. Eigentlich hätte die Seilbahn dieses Jahr eröffnet werden sollen. Es kam zu Verzögerungen, weil im Frühling 2021 ständige Schneefälle die Bauarbeiten verhinderten. Auch das relativiert die derzeitigen Meldungen vom Schneemangel im Herbst.

In drei bis fünf Jahren möchten die italienischen Partner ausserdem das Skigelände um das Monte-Rosa-Massiv von Alagna bis Cervinia mit zwei neuen Bergbahnen verbinden. Diese zusätzlichen 180 Pistenkilometer sollen Alagna, Zermatt und Cervinia zu einem der grössten Skigebiete der Welt machen.

Mutige Entscheide

Einst war Zermatt ein mausarmes Bauerndorf, das während Jahrhunderten im Winter wegen Lawinen nicht erreichbar war. Heute weist es 2,3 Millionen Gästeübernachtungen aus, wovon 52 Prozent auf das Winterhalbjahr entfallen. 70 Prozent der Wertschöpfung erzielt Zermatt in dieser Zeit. Ein Grund mehr für Franz Julen, mit der Matterhorn-Abfahrt den Ruf seiner Heimat als Top-Skistation in der Welt weiter zu stärken.

Es ist nicht der erste mutige Entscheid der Zermatter. In den späten fünfziger, frühen sechziger Jahren gab es grossen Druck, den expandierenden Kurort, der von 38 Viertausendern umgeben ist, für den Autoverkehr zu öffnen. Der Gemeinderat widersetzte sich. Sechs Jahrzehnte später gehört es zum Markenzeichen von Zermatt, autofrei zu sein.

Zur Jahrtausendwende lagen sich die Gemeinde und die Burgergemeinde, die Vereinigung von rund 1500 alteingesessenen Zermatter Familien, in den Haaren. Man raufte sich wieder zusammen. Mit der Fusion der vier Bergbahnen 2002 schafften es die Zermatter, eine weitere Schubwelle auszulösen.

Fronarbeit beim Hotelbau

Neue Weltcuprennen und Investitionen in die Infrastruktur: Am Fuss des Matterhorns jammern die Leute nicht über die «Strukturschwäche» ihrer Heimat, sondern packen selber an. Wie gelingt es den Zermattern, mit solchem Optimismus voranzuschreiten und sich vom Zeitgeist nicht ins Bockshorn jagen zu lassen? «Ein wichtiger Grund dafür ist, dass die Zermatter ihr Schicksal in den eigenen Händen halten wollen», sagt Julen. Das Dorf gehöre den Einheimischen. Damit würden Entscheide von Menschen gefällt, die sich mit dem Dorf verbunden fühlten.

Tatsächlich: Während in anderen bekannten Tourismusegebieten oft ausländische Investoren das Zepter übernahmen, was in Saas Fee im Nachbarland zu einem Fiasko führte, geben die Zermatter die Verantwortung nicht ab. Die Bergbahnen gehören grossmehrheitlich Vereinigungen und Familien des Ortes. Rund 80 Prozent der gut 120 Hotels sind Familienbetriebe. Die Besitzer fühlen sich mit dem Los der Gemeinde verbunden und sind entsprechend engagiert.

Diese Loyalität und Verbundenheit lohnen sich oft, wie ein Beispiel illustriert. Von 1876 bis 1879 baute die Burgergemeinde das Grand Hotel «Zermatterhof». Mit 94 Zimmern und 150 Betten ist es bis heute die prestigeträchtigste Unterkunft im Ort. Um sich nicht zu stark zu verschulden, mussten sich die Mitglieder verpflichten, beim Hotelbau Fronarbeit zu verrichten. Als Gegenleistung erhalten die Bürgerinnen und Bürger aus dem Betrieb des Gästehauses bis heute eine Dividende.

Bei der Zusammensetzung des Gästekommens – «Gästemix» in der Fachsprache – sucht man keine Experimente. Noch immer sind 40 Prozent der Besucher *Üsserschwizzer*, wie Schweizer ohne Walliser Wohnort im lokalen Dialekt heissen. 12 Prozent sind Deutsche, gefolgt von Amerikanern, Briten und Japanern. Eine bestimmte Touristengruppe aus einem Land oder Kulturkreis ansprechen, wie das andere Ferienregionen tun, will Zermatt auf keinen Fall. «Das internationale Flair unseres Ortes ist wichtig. Menschen von überall her sollen bei uns flanieren. Wir wollen keine Nation überborden lassen», sagt Kurdirektor Daniel Luggen, ein gebürtiger Berner Oberländer, der Zermatt Tourismus seit fünfzehn Jahren leitet.

Der Wintertourismus in den Schweizer Bergen erzielte eine Wertschöpfung von sechs Milliarden Franken. «Dabei darf man sich keine Illusionen machen», sagt Julen. «Im letzten

Winter wären wir ohne Beschneigung in Zermatt ausser auf dem Gletscher auf keinem Meter Ski gefahren. Ohne technischen Schnee können wir das Skifahren heute, morgen und erst recht übermorgen vergessen. Wollen das die Leute wirklich? Ich glaube kaum.»

Dass der Tourismus ständig als Sündenbock erhalten muss, ärgert ihn. Eine Schneekanone verbrauche heute gerade einmal einen Zwanzigstel des Strom von früher. 0,1 Prozent des gesamten Stromverbrauchs der Schweiz gehe auf das Konto der künstlichen Schneeproduktion, weitere 0,24 Prozent auf das Konto der Bergbahnen. Und die Branche versuche, diesen Win-

«Entscheidend ist, dass wir auch bei den Jungen im Dorf das Feuer entfachen.»

ter weniger Energie zu verbrauchen. Die Sitzheizungen würden genauso ausgeschaltet wie die Rolltreppen oder das Warmwasser auf den Toiletten.

Soziale Nachhaltigkeit

Die grösste Herausforderung sehen die Verantwortlichen in Zermatt denn auch nicht in der Klimaerwärmung oder der Absage oder Verschiebung eines geplanten Weltcuprennens. «Entscheidend ist, dass wir auch bei den Jungen hier im Dorf das Feuer entfachen. Dass sie hier für sich und ihre Familien eine Existenz sehen und an die Zukunft ihrer Gemeinde glauben», sagt Julen. «Wir nehmen die ökologische Nachhaltigkeit ernst, denn die Natur ist unser grösstes Kapital. Aber wir dürfen dabei die wirtschaftliche und die soziale Nachhaltigkeit nicht vergessen.»

Das ist, in Zeiten der grassierenden Weltuntergangsprophetie, ein Zermatter Zwischenruf der Wirklichkeitssatten Vernunft.



„Die Erbsen, den Knödel und die zwei Hacksteaks haben wir heute besonders patientenfreundlich gestaltet...?“



INSIDE WASHINGTON

Müder Zirkus um Trump-Prozess

Der ehemalige Präsident Donald J. Trump steht vor einer grossen Rückkehr auf die Bühne des Capitol Hill, wo nächsten Monat der letzte Akt der «Insurrection Show» stattfinden wird. Der Kongressausschuss, der den Aufstand vom 6. Januar 2021 untersucht, hat eine formelle Vorladung an den «MAGA»-Meister geschickt, damit er vor den offiziellen Inquisitoren unter Eid erscheint. Die Trump-Nemesis und stellvertretende Vorsitzende des Ausschusses, die republikanische Kongressabgeordnete Liz Cheney, erklärte gegenüber NBC News, dass die Befragung «mehrere Tage dauern kann», aber «mit dem Mass an Strenge, Disziplin und Ernsthaftigkeit durchgeführt wird, das sie verdient».

Trotz seiner Bemühungen, Trump vor dem Gericht der öffentlichen Meinung zu verurteilen, scheint sich die Öffentlichkeit sehr wenig für das Tribunal zu interessieren. Die Amerikaner sind jetzt noch weniger von Trumps Schuld überzeugt als vor Beginn der öffentlichen Anhörungen im letzten Sommer. In einer neuen Umfrage der Monmouth University wurde gefragt: «Glauben Sie, dass Donald Trump a) direkt für den 6. Januar verantwortlich ist, b) die Beteiligten am 6. Januar ermutigt hat, aber nicht direkt für ihre Handlungen verantwortlich war, oder c) im Zusammenhang mit dem 6. Januar nichts falsch gemacht hat?» Etwas mehr als ein Drittel (36 Prozent) ist der Meinung, dass Trump direkt für die Unruhen verantwortlich ist, ein Rückgang um 6 Prozentpunkte gegenüber 42 Prozent im Juni. Ein Drittel (33 Prozent) hält Trump für unschuldig, ein Anstieg von 30 Prozent im Juni. Mehr als die Hälfte (54 Prozent) sagen, es sei an der Zeit, dass der Ausschuss «die Dinge so schnell wie möglich abschliesst». Es wird Zeit, dass der Zirkus seine Zelte abbricht.

Amy Holmes

Mit Klimapolitik gegen Putin

Europa kann den Weg aus dem Ukraine-Konflikt vorspüren.

Ein kurzer, harter Sanktionsschlag würde Russlands Krieg die Grundlagen entziehen.

Ulrich Blum

Als Präsident Putin am 24. Februar 2022 den Krieg gegen die Ukraine eröffnete, sprach er von einer Spezialoperation, hoffend, dass ihm das Land in wenigen Tagen weitgehend kampflos in die Hände fallen würde – er hat sich geirrt. Seine strategische Analyse war falsch, und seine militärische Operationsführung verweist auf fehlende Koordination. Aber auch wenn Russlands Streitkräfte schwächen: Die Ukraine wird den Krieg wahrscheinlich nicht in erhoffter Weise militärisch gewinnen, also einschliesslich der Befreiung der Krim. Denn das würde vermutlich zur atomaren Eskalation führen. Der Westen wird die Ukraine nicht zu einem Waffenstillstand zwingen. Die Atempause würde Russland wohl nutzen, um sich für einen neuen Waffengang zu rüsten.

Der Krieg muss dort beendet werden, wo er begann, nämlich ökonomisch. Denn mit der globalen Defossilisierung der Wirtschaft wird das Geschäftsmodell der Russischen Föderation einer extraktiven Rohstoffwirtschaft, die den Wohlstand auf eine kleptokratische Elite verteilt, unter Druck geraten. Ohne die Rohstoffwirtschaft würde die «Geldmaschine» stottern, wären die systematisch verfolgten Ziele eines Wiederherstellens alter Grösse dauerhaft abzuschreiben – die Klimapolitik ist aus russischer Sicht eine implizite Kriegserklärung.

Einigkeit ist nötig

Der Internationale Währungsfonds prognostizierte bereits 2020 für Russland einen Rückgang der Wirtschaftsleistung bei «net zero» von rund 10 Prozent. Folgerichtig machte man den Westen mit Gas als Energieträger des Übergangs abhängig, rüstete selbst auf und eskalierte – von Georgien (2008) über die Krim und Ostukraine (2014) bis zum Einmarsch in die Ukraine (2022).

Aus seiner eigenen Geschichte heraus wird Präsident Putin das Signal einer machtvollen wirtschaftlichen Spezialoperation verstehen, sieht er doch zu Recht den Niedergang der Sowjetunion – für ihn eine der grössten Katastrophen des 20. Jahrhunderts – und die Anpassungskrisen danach als Folgen wirtschaftlicher Schocks: Auszehrung durch den Afghanistan-

krieg und damit einhergehend die Folgen der Sanktionen des Westens, vor allem gegen die Öl- und Gasindustrie (1980–1982), Star-Wars-Programm (1985) unter US-Präsident Ronald Reagan mit dem «Zwang» des Gegenrüstens, Verfall der Ölpreise Anfang der 1990er Jahre. Genauso eine analoge Entwicklung ist Putin zu präsentieren

Das wird Europa erhebliche Opfer abverlangen – diese sollte man als Investition in den Frieden begreifen.

– denn es gilt: Wenn ein Wirtschaftskrieg nicht zu vermeiden ist, weil alle Alternativen schlechter sind, dann sollte man ihn konsequent führen.

Zurzeit hat Präsident Putin nach der miserablen Fehleinschätzung beim Überfall auf die Ukraine keine Exit-Option. Die USA haben an einer solchen kein Interesse, weil sie Russlands globalen Handlungsrahmen einengen wollen. Deshalb muss Europa einen Ausweg entwickeln. Insbesondere gilt es, zu verhindern, dass Sanktionen durch «Rally around the flag»-Effekte einen künftigen Ausgleich mit der russischen Gesellschaft weiter erschweren, weil zivilgesellschaftliche Strukturen zerstört werden. Inzwischen kommt der Krieg auch im Innern Russlands an: Der Rückzug internationaler Unternehmen sowie das Fehlen von Technologie und Komponenten vom Bergbau bis hin zu Rüstung und

Raumfahrt lassen die Wirtschaft implodieren; bereits jetzt erodieren die Staatseinnahmen. Die glaubhafteste Drohung der wirtschaftlichen Waffe: Entwertung des Schatzes an fossilen Ressourcen in Russland durch Boykott von deren Ausfuhr bis hin zur Abschottung von westlichen Technologien zur Förderung und Verteilung.

Ein kurzer, aber harter Sanktionsschlag muss dem Krieg die gesellschaftlichen und ökonomischen Grundlagen entziehen. Dazu ist Einigkeit nötig: kein Transport von Öl auf griechischen oder zypriotischen Tankern, kein Export von Pipeline-Technologie nach China oder Indien, um russisches Überangebot verkaufsfähig zu machen. Putin sollte die ökonomische Waffe richtig einordnen, zumal Russland für China kein Partner ist, solange die amerikanischen Androhungen von Sekundärsanktionen über der Volksrepublik schweben.

Diese Spezialoperation muss vor dem Winter einbruch anlaufen. Denn sonst droht durch die andauernde Zerstörung ziviler Infrastruktur in der Ukraine eine humanitäre Katastrophe, die jedes Arrangement weiter erschwert. Entweder Putin erkennt die Schrift an der Wand und lenkt ein, oder sein Land muss durch eine ökonomische Anpassungskrise gehen, die das weitere Kriegführen wirtschaftlich unmöglich macht.

Das wird Europa erhebliche Opfer abverlangen; und diese sollte man dann als Investition in den Frieden begreifen. Ist man dazu nicht bereit, werden weitaus höhere Konfliktkosten anfallen. Während Russlands ökonomische Perspektiven durch die Defossilisierung der Welt und seine institutionellen Verkrustungen düster sind, hat der Westen durchaus Chancen, aus der Klimapolitik ein Wachstumsmodell zu machen. Russland könnte sich besserstellen, wenn es mit dem Westen kooperierte – aber mit einer Besetzung der Ukraine besteht dazu keine Chance.



Ulrich Blum ist emeritierter Professor für Wirtschaftspolitik und Wirtschaftsforschung an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg und ist in der Führung des Deutschen Lithiuminstituts tätig. Er ist Autor eines Standardwerks zum Thema Wirtschaftskrieg.

Ordnungswut auf der Redaktion

Die Journalisten haben ihre neue und bedeutsame Berufung entdeckt: «Wir ordnen ein.»



Wie ist das genau mit diesen Corona-Massnahmen in den Spitälern? «Wir ordnen ein», sagt die «Tagesschau».

Wie ist das genau mit diesem SVP-Bundesratskandidaten Hans-Ueli Vogt? «So ordnen wir ein», sagt die *Neue Zürcher Zeitung*.

Und wie ist das genau mit dieser Inflation und den Notenbanken? «Blick ordnet ein», sagt der *Blick*.

Wir sind damit beim aktuellsten und populärsten Trend im Schweizer Journalismus angekommen. Es ist die Parole, die derzeit überall aus den Redaktionen erschallt: «Wir ordnen ein.»

Unsere Journalisten ordnen unablässig ein. Überall in den Newsrooms hat der Ordnungszwang Einzug gehalten. «Wir ordnen ein.»

Von den winzigsten Blättchen bis zu den führenden Zeitungen wird eingeordnet, was das Zeug hält. «Wir ordnen ein», schreibt dann die kleine *Nidwaldner Zeitung* zur Situation im regionalen Eishockey. Noch selbstgefälliger schreibt dann der grosse *Tages-Anzeiger* zur Situation in Russland: «Wir leuchten aus, erklären und ordnen ein.»

Die grössten Einordner in der Branche sind die Journalisten der öffentlich-rechtlichen Redaktionen, die über Steuergelder finanziert sind. Sie glauben, «Einordnung» sei die Spezialdisziplin des Service public. Sie sind sozusagen die Bundesordner.

Egal, ob es um Atomdrohungen aus Moskau, um Grenzschutz oder um Joe Bidens neuste Rede geht – das «Echo der Zeit» kündigt seinen Zuhörern unablässig an: «Wir ordnen ein.» Und egal, ob es um Bundesrat Parmelins Reisetätigkeit, um heftige Gewitter oder um Österreichs

Innenpolitik geht – «10 vor 10» schärft es seinen Zuschauern pausenlos ein: «Wir ordnen ein.»

Unter den privaten Anbietern ist der Zeitungsverband der *Tages-Anzeiger-Gruppe* die führende Einordnungsmacht. Vom iPhone bis zum Ukraine-Krieg wird den Lesern ständig die Parole des Hauses um die Ohren geschlagen: «Wir leuchten aus, erklären und ordnen ein.»

Die überbordende Ordnungswut in der Publizistik ist die Folge der Online-Dominanz im Mediengeschäft. Nüchterne Nachrichten, Fakten und Befunde interessieren auf Redaktionen

Wenn dies das Modell der Medien für ihre kommenden Tage ist, dann gute Nacht.

heute nicht mehr allzu sehr. Man glaubt auf den Redaktionen, dass die Leser und Zuschauer die News und die Sachlage ohnehin aus dem Internet schon kennen. Der Wert einer Zeitung oder einer Sendung, so folgern die Journalisten, ermisst sich stattdessen an Meinung, Kommentar und Standpunkt, also an «Einordnung».

Die Medienwissenschaft teilt diese Auffassung. Es gibt keinen Publizistikprofessor mehr, der nicht in jedem Statement betont, wie wesentlich «Einordnung und Analyse» für den künftigen Erfolg der Medien seien.

Und damit kommen wir zum Problem. Wer «einordnen» will, der sollte etwas von der Sache verstehen. Zur Einordnung braucht es Kompetenz, Fachkenntnis und Erfahrung. Doch daran fehlt es häufig auf den Redaktionen.

Machen wir mit einem neusten Beispiel die Probe aufs Exempel. Wir nehmen dazu den Ukraine-Krieg. «Droht Cherson eine Staudamm-Katastrophe?», fragte soeben der *Tages-Anzeiger* seine Leser und meldete zum Thema natürlich sofort an: «Wir leuchten aus, erklären und ordnen ein.»

Ich habe beim Artikel nachgeschaut, welcher Journalist mir zu Cherson und Ukraine die Ausleuchtung, Erklärung und Einordnung lieferte. Es handelte sich um eine junge Urbanistik-Studentin. Sie hilft auf dem *Tages-Anzeiger* gelegentlich aus, um ihr Taschengeld aufzubessern. In ihrem kurzen Leben hat sie insgesamt drei Artikel für den *Tages-Anzeiger* geschrieben. Und das ist nun die hochqualifizierte Fachkraft, die mir «einordnet», wie es um die komplexe Kriegslage in der Ukraine bestellt ist.

Das hat mich misstrauisch gemacht, und ich habe dann auch in anderen Medien überprüft, wer jeweils hinter diesen «Einordnungen» steckt. Zu meiner Überraschung wiederholte sich dasselbe Szenario erstaunlich häufig. «Eingeordnet» wurde oft nicht von den bewährten Koryphäen der Redaktion, sondern von Jungjournalisten ohne Berufs- und Lebenserfahrung, manche erst vor kurzem von der Universität abgegangen. Die Jungtürken belehrten mich bestandenen Leser dann jeweils, wie ich die amerikanische Aussenpolitik und die deutsche Energiepolitik gefälligst zu verstehen hätte.

Einordnung der Weltlage durch Anfänger und Amateure. Wenn dies das Modell der Medien für ihre zukünftigen Tage ist, dann gute Nacht.

Die linke Sphinx von der Saar

Sie ist Deutschlands beliebteste Oppositionspolitikerin. Gründet Sahra Wagenknecht bald eine neue Partei? Weggefährten trauen ihr fast alles zu. Sie schweigt vielsagend.

Ralf Schuler

Haaallo, ist da jemand? Opposition verzweifelt gesucht: Während sich die Union zwischen staatstragend und kritisch-lauwarmer Begleitung (von Attacke kann keine Rede sein) der Bundesregierung nicht entscheiden kann, die Linke sich zerlegt und die AfD folgenlos bei Montagsdemos auf den Strassen wütet, merkt der schläfrig wegnickende Politik-Freund dieser Tage dann doch hin und wieder noch mal auf, wenn eine einzelne Frau in die deutschen Debatten holzt: Der Bundesregierung wirft Linken-Frontfrau Sahra Wagenknecht vor, einen «beispiellosen Wirtschaftskrieg» gegen Russland «vom Zaun zu brechen», die Grünen sind für sie «die heuchlerischste, abgehobenste, verlogenste, inkompetenteste und, gemessen an dem Schaden, den sie verursachen, derzeit auch die gefährlichste Partei, die wir aktuell im Bundestag haben», und die eigene, sterbende Partei zerrupft sich nahezu täglich rumpelstilzchenesk bei dem Versuch, die letzte sichtbare Galionsfigur wieder einzufangen, zu zähmen, loszuwerden.

Sahra Wagenknecht ist derzeit für viele die einzige verbliebene Opposition, eine Ein-



Berlin

Frau-Partei, die geradezu lustvoll den groben Keil auf dem groben Ampel-Klotz ansetzt. Gemäss einer Insa-Umfrage der *Bild*-Zeitung, an deren Zustandekommen sie nicht ganz unbeteiligt war, können sich 30 Prozent vorstellen, sie zu wählen, 10 Prozent würden sie garantiert wählen, wenn sie mit einer eigenen Partei anträte.

Bemerkenswert ist auch, dass Wagenknecht auf beiden Seiten des politischen Spektrums punkten kann: 66 Prozent der derzeitigen Linkspartei-Wähler und auch 63 Prozent der AfD-Wähler fänden es gut, wenn eine solche Partei zur nächsten Bundestagswahl antreten würde. Es gehört zurzeit zu den wenigen spannenden Vorgängen im politischen Berlin: die Frage, ob Wagenknecht womöglich eine eigene Partei gründet.

Lafontaines Hauptrolle

An Ehrgeiz und Entschlossenheit mangle es ihr nicht, sagen Leute, die sie in diesen Tagen treffen. An Vorsicht allerdings auch nicht. «Es gibt eine riesige Repräsentationslücke im politischen System und Bedarf für eine Partei des Friedens und der sozialen Gerechtigkeit», sagt sie selbst im Gespräch mit der *Weltwoche*. Sie habe das Projekt nicht aufgegeben, heisst es in ihrem Umfeld.

«Eine Partei gründet man nicht mal eben über Nacht», sagt Wagenknecht. Sie weiss, dass sie die eigene Partei damit zerstören würde und vor allem strengstens sichten müsste, wer sich der neuen Truppe anschliesst, damit das Projekt nicht in einem Irrenhaufen endet, wie bei der AfD. «Noch bin ich ja Mitglied der Linken.» Und in dem «noch» schwingt ein hörbares Ticken mit.

So beharrlich Wagenknecht öffentlich zu ihren Plänen schweigt, hat sie doch längst minutiös alles durchgespielt. Die notwendige Logistik, den richtigen Zeitpunkt und die Tatsache, dass eine neue Bewegung erst einmal völlig machtlos wäre, nicht im Bundestag sässe und erst einmal nur Hoffnungen einsammeln könnte als wackligen Vorschuss auf künftige Machtbeteiligung. Und dass ihr



«Noch bin ich Mitglied der Linken»:

Mann, Oskar Lafontaine, 79, im privaten und politischen Machtzentrum von Sahra Wagenknecht die Hauptrolle spielen würde, steht für enge Vertraute ebenfalls fest. Schon jetzt halte er ihr mit vielen organisatorischen Dingen den Rücken frei. Der alte Machttaktiker hat seine Nachwuchs-Meisterin gefunden.

CSU-Urgestein Peter Gauweiler, 73, seit langem mit dem Links-Urgestein Lafontaine befreundet, hält Wagenknecht für «eine der

CSU-Urgestein Peter Gauweiler hält Wagenknecht für «eine der grossen Begabungen der Politik».

grossen Begabungen der Politik» und sieht die Verbindung Sahra/Lafo in einer Reihe mit berühmten Macht-Paaren der Geschichte. Wagenknecht als die neue Evita Perón von der Saar?

«Sahra – Das Musical» gibt es zwar noch nicht, aber Erscheinung, Statur und politischer Werdegang von Wagenknecht ragen doch mit seltsamen Farben und Wendungen aus dem Heer grauer Karrierepolitiker heraus. Als Kind einer Ostdeutschen und eines iranischen Studenten aus Westberlin wird sie 1969 im thürin-



Politikerin Wagenknecht.

gischen Jena geboren. Den Vater erlebt sie bis zu ihrem dritten Lebensjahr, seitdem gilt er nach einer Iran-Reise als verschollen.

Wegen ihrer dunklen Hautfarbe, Augen und Haare wird sie in der Schule gehänselt, gilt als Eigenbrötlerin, zieht sich zurück und wird wegen mangelnder Kollektivfähigkeit nicht zum Studium zugelassen, obwohl sie sich als Sozialistin und Marxistin sieht.

Als der DDR im Sommer 1989 die Menschen weglaufen, tritt sie in die Sozialistische Einheitspartei Deutschlands (SED) ein, um den Sozialismus zu retten. Weil sie sich beim Abitur nicht ausgelastet fühlt, lernt sie Goethes «Faust», Teil I und II, auswendig. «Besonders der zweite Teil war schwierig», sagt sie. «Da habe ich täglich eine Seite gelernt. Ich fand es faszinierend, weil man das nicht lernen kann, ohne sich mit jedem Detail, der Mythologie und den Anspielungen zu beschäftigen. Heute könnte ich es leider nicht mehr auf-sagen.» Ehrgeiz, Ausdauer, Eigensinn, Pfeifen auf den Zeitgeist.

Moderater Antikapitalismus

Sie hat das Dagegen-Gen, sagt Gauweiler, der sich selbst auch gern den gängigen Rufbildern seiner CSU intellektuell entzieht. Nach dem

Mauerfall ist Wagenknecht im Vorstand der zur PDS (Partei des Demokratischen Sozialismus) umlackierten SED. Was heute als eine Art besonnerter Vita-Wirren daherkommt, war damals eher extremistisch als witzig: Wagenknecht gehört zu den führenden Köpfen der Kommunistischen Plattform, die vom Verfassungsschutz überwacht wird und genau jenen marxistisch-orthodoxen Kommunismus bis hin zu Sympathien für den Stalinismus vertritt, den die PDS-Spitze zum geschmeidigen Auftritt im bundesdeutschen Parteiensystem gern loswerden will. Gregor Gysi, umstrittener DDR-Rechtsanwalt mit Stasi-Kontakten, droht mit Rücktritt wegen Wagenknecht.

Sie selbst taucht diese Episode heute in deutlich milderem Licht: «Natürlich war auch Trotz dabei. Die vielen Wendehälse nervten. Die DDR und ihr System lagen am Boden, da wollte ich nicht zu denen gehören, die nachtreten. Damals habe ich vieles schönegeredet. Das war natürlich Blödsinn.»

Heute punktet Wagenknecht mit einem moderaten Antikapitalismus, harscher Regierungskritik und einer harten Kontrahaltung zur Ukraine- und Russland-Politik und kann damit zwischen Links- und Rechts-aussen so ziemlich in allen Lagern Unterstützer

sammeln. «So eine könnten wir gebrauchen», sagt selbst AfD-Mitgründer Alexander Gauland und registriert, dass Wagenknecht im Bundestag zu jenen gehört, die freundlich grüssen. Das ist längst keine Selbstverständlichkeit mehr im polarisierten Politikbetrieb.

Die Methode Wagenknecht ist dabei bemerkenswert raffiniert. Im Ukraine-Konflikt verweist sie darauf, dass die Sanktionen nicht Russland, sondern den Westen schwächen, während Moskau durch die hohen Energiepreise lächelnd Gewinnrekorde einfahre. Ein unbestreitbarer Punkt, der bei den inflationsgeplagten Deutschen clever mit der Hoffnung auf Rückkehr zu Energierechnungen aus Friedenszeiten spielt.

Als dumpfe Putin-Freundin weist sich Wagenknecht ausdrücklich nicht aus und rechtfertigt auch den Krieg nicht. Und bei ihrer antikapitalistischen Attitüde hält die promovierte Volkswirtin vieles auch bei mehrfacher

Auf der Klaviatur aus Stimmungen, Andeutungen und machtpolitischem Biss spielt sie virtuos.

Nachfrage geschickt im Ungefähren. Hängt sie also im Stillen noch immer marxischen Enteignungsplänen an? Hält sie es mit ihrem Buch «Freiheit statt Kapitalismus» (ein alter Anti-Sozialismus-Slogan der Union, einfach entlehnt und umgedreht): «Es gibt Marktwirtschaft ohne Kapitalismus und Sozialismus ohne Planwirtschaft»? Wer heute auf diffuse Weise gegenüber dem Markt und seiner Wirtschaft fremdelte, hört solche Sätze gern, vermutet Konzepte, Auswege, Änderung und kann sich doch nichts dafür kaufen.

Griff ins Wolkige

«Vieles, was Marx geschrieben hat, war sehr klug. Die Idee der zentralen Planwirtschaft hat heute keinen Platz mehr», sagt sie und will das Konzept eher aus dem historischen Mangel der Marx-Zeit verstanden wissen. «Wir sehen heute in der Energiekrise: Mit dem Mangel kommen auch Rationierung und Planwirtschaft zurück.» Auch dass bei den grossen Tech-Monopolen mehr genossenschaftliche Elemente zur Kontrolle gut wären, sagt sie. Das offene Revidieren und Abräumen eigener Irrtümer indes ist ihre Stärke nicht.

Und wie geht es nun weiter mit Sahra Wagenknecht? «Die Zukunft ist offen», sagt sie und greift schon wieder ins Wolkige. Fakt ist: Auf der Klaviatur aus Stimmungen, Andeutungen und machtpolitischem Biss spielt sie virtuos. Ihre 2018 gegründete Sammlungsbewegung «Aufstehen» kam aus dem Stand auf 170 000 Unterstützer und versandete dann. Das wird ihr nicht noch mal passieren. Wagenknecht im Wartestand.

Pilze, wohin man tritt

Der Herbst bringt sie in rauen Mengen, die Trichterlinge, die Milchlinge. Viele köstlich. Aber es gibt auch giftige – und eine tickende Zeitbombe.

Marionna Schlatter

Würde man die Pilzsaison 2022 an der Medienaufmerksamkeit messen, wäre sie überdurchschnittlich. Wie es tatsächlich aussieht im langjährigen Durchschnitt, das werden erst die Zahlen Ende November zeigen. Trotzdem ist eindeutig: Wer im Moment durch die Wälder streift, kann kaum einen Schritt machen, ohne Exemplare zu zertreten. Besonders mag ich die Trompetenpfifferlinge, die man im Laub fast nicht sehen kann, Frauentäublinge und die Mönchsköpfe mit ihrem blumigen Geruch. Sie wachsen jetzt in rauen Mengen, die spätherbstlichen Pilze wie der Nebelgraue Trichterling, die Lachs-Reizker, die Grubigen Milchlinge. Im Vergleich mit dem Vorjahr sind die Anfragen bei der Notfall-Beratungsstelle Tox Info Suisse im letzten Monat explodiert.

Probleme bereiten insbesondere Röhrlinge. Giftige Röhrlinge, wie beispielsweise der Satans-Röhrling oder der Wurzelnde Bitter-Röhrling, wachsen nach heissen Sommern in grosser Zahl. Und hartnäckig hält sich das Gerücht, dass es keine giftigen Röhrlinge gebe.

30 000 Kontrollen jährlich

Ja, Vergiftungsfälle gibt es, jedes Jahr rund 600, Tendenz steigend, mehr als die Hälfte davon betrifft Kinder. Pilzvergiftungen – es ist nicht so, als würden diese abnehmen mit den zahlreichen verfügbaren Pilzbestimmungs-Apps. Pilze sicher zu erkennen, erfordert viel Übung, da sie sehr veränderlich sind. Pilz-Apps funktionieren deswegen im Gegensatz zu den Pflanzen-erkennungs-Apps (noch) nicht zuverlässig.

Das Pilzen erlebt einen regelrechten Boom, nicht erst seit Corona. Und die Pilzkontrollen werden rege genutzt. Jedes Jahr werden rund 30 000 Kontrollen durchgeführt, bei rund einem Drittel der Kontrollen werden Pilze aussortiert, die nicht zum Verzehr geeignet sind. Darunter solche, die «nur» Magen-Darm-Beschwerden hervorrufen, aber auch solche, die ein Nieren- oder Leberversagen verursachen und damit potenziell tödlich giftig sind wie die Knollenblätterpilze oder Giftschirmlinge.



Hartnäckig hält sich das Gerücht: giftiger Röhrling.

Pilzkontrollstellen gibt es in der Schweiz seit fast hundert Jahren. Wie viele Pilzvergiftungen sie verhindern konnten, lässt sich nicht beziffern. Aber klar ist – sie erfüllen nicht nur eine Dienstleistung, die *nice to have* ist, sondern sind für den

Pilze sicher zu erkennen, erfordert viel Übung, da sie sehr veränderlich sind.

Gesundheitsschutz unabdingbar. Sie sind nicht nur erste Anlaufstelle für die in der Freizeit gesammelten Speisepilze, sondern auch für die Eltern des Kleinkindes, das im Rasen Pilze gegessen hat. Ohne eindeutige Identifikation des Pilzes kann nicht entschieden werden, ob und wie das Kind behandelt werden muss.

In rund 80 Prozent der Fälle kann bei einem Verdacht auf Pilzvergiftung durch die Pilzkontrollperson Entwarnung gegeben und so teure medizinische Diagnostik und Behandlung vermieden werden. Diese speziell ausgebildeten Fachpersonen werden bei der Vapko (Vereinigung amtlicher Pilzkontrollorgane) geschult. Die Fachpersonen bezahlen die Aus-

bildung aus der eigenen Tasche. Nachher stehen sie sozusagen im ehrenamtlichen Dauerpikett, auch nachts und an Wochenenden.

Der Bund hat mit der Änderung des Lebensmittelgesetzes vom 9. Oktober 1992 die Pflicht aufgehoben, dass die Kantone respektive die Gemeinden Pilzkontrollstellen betreiben müssen. Wenige Kantone haben die Pflicht freiwillig beibehalten (etwa der Kanton Zürich), viele haben sie abgeschafft (wie etwa der Kanton Schwyz). Mit jedem Jahr und dem steigenden Spardruck verabschieden sich aber mehr Kantone von einer Regelung. Es ist nur eine Frage der Zeit, bis alle Kantone die Pflicht abgeschafft haben.

Pflicht zur Selbstkontrolle

In den Kantonen ohne diese Pflicht haben einige Gemeinden die Pilzkontrollstellen freiwillig beibehalten, weil sie von deren Sinn überzeugt sind. Die Kosten für die Kontrollstelle zahlen die Gemeinden. Es sind wenige tausend Franken pro Jahr. Nun mag man einwenden, dass die Kontrollstellen nur eine Dienstleistung für eine Freizeitbeschäftigung seien. Aber mit dem Abschaffen der Kontrollpflicht ist völlig unklar, wie überhaupt gewährleistet werden soll, dass genügend Personen ausgebildet werden, die im Falle einer Pilzvergiftung in der Lage sind, den «Übeltäter» zu identifizieren. Und in einem Vergiftungsfall zählt jede Minute.

Heute gilt die Pflicht zur Selbstkontrolle, das heisst, der Händler oder die Sammlerin ist selber dafür verantwortlich, dass es keine Vergiftungen gibt. Gleiches gilt für den Wirt: Er darf seinen Gästen selbstgesammelte Pilze auftischen, ohne diese von einer Kontrollperson absegnen zu lassen. Und so sinkt die Zahl der Kontrollstellen in der Schweiz. Es ist eine tickende Zeitbombe. Dabei könnte man mit den Behandlungskosten für eine einzige lebensgefährdende Pilzvergiftung sämtliche Kontrollstellen in der ganzen Schweiz mehrere Jahre lang bezahlen.

Marionna Schlatter ist im Vorstand der Vereinigung amtlicher Pilzkontrollorgane der Schweiz und Nationalrätin (Grüne, ZH).

BRIEF AUS AYIA NAPA

Tatiana Bogdanova



Zypern, diese faszinierende Insel im östlichen Mittelmeer, war für Russen schon immer ein Sehnsuchtsort. Bereits unmittelbar nach der politischen Wende kaufte hier die Elite Immobilien und Liegenschaften. Und für die wachsende Mittelschicht wurde das Eiland als Feriendestination sehr beliebt – auch weil wir visumsfrei einreisen konnten.

Ich erinnere mich ganz genau an meine ersten Ferien hier im Jahre 2000. Noch waren russische Gäste angesichts der britischen, deutschen und schweizerischen Übermacht relativ selten. Aber wenn wir uns zu erkennen gaben, wurden wir freudig begrüsst und als orthodoxe Schwestern und Brüder willkommen geheissen. In Paphos beispielsweise wurde uns der Eintritt ins mittelalterliche Kastell erlassen. In diversen Souvenirshops erhielten wir Geschenke. Es war ganz offensichtlich: In Zypern freute man sich über eine neue Kundschaft und eine Alternative zu den bierseligen und lautstarken Briten, die Strandferien oft mit einem Stadionbesuch als Fussballfans zu verwechseln schienen.

Später wurde Russland für den zyprischen Tourismus zu einem bedeutenden Wirtschaftsfaktor. Gemäss Statistiken verbrachten pro Jahr rund 800 000 Russen ihre Ferien auf Zypern. Sie machten einen Fünftel des Umsatzes der gesamten Tourismusbranche aus. In den Ferien lassen wir es uns schliesslich gerne gutgehen.

Seit dem Krieg in der Ukraine ist nichts mehr, wie es war. Zwar sind noch viele Schilder und Schaufensterauslagen in russischer Sprache angeschrieben, aber Russen sieht man praktisch keine mehr. Und die wenigen, die noch hier sind, leben sonst in Deutschland,

Grossbritannien oder in anderen europäischen Ländern. Für Russen aus Russland ist der Weg nach Zypern dagegen praktisch verbaut. Direktflüge gibt es keine mehr. Wer nach Larnaka reisen möchte, müsste dies via Istanbul tun. Und das wollen offenbar die wenigsten. Und auch sonst nagen die wirtschaftlichen Sanktionen an der Reiselust. Dem Mittelstand fehlt das Geld für Ferien im Ausland. Und wer dennoch verreisen will, tut dies innerhalb Russlands, dort werden Ferien

Mit der neuen zyprischen Russenphobie werde ich auch in den Einkaufsläden konfrontiert.

sogar staatlich subventioniert. Oder er fliegt an die türkische Riviera, wo für Russen noch immer eine ausgeprägte Willkommenskultur herrscht.

In Zypern ist dies leider nicht mehr der Fall. Dies spürte ich zum ersten Mal, als wir die Türe zu unserem Zimmer im «Grecian Bay Hotel» in Ayia Napa öffneten. Anstatt im gebuchten Familienzimmer mit seitlichem Meerblick standen wir in einem Doppelzimmer, das um zwei Klappbetten ergänzt worden war. Und der Meerblick war so seitlich, dass man weit über die Balkonbrüstung hinauslehnen musste, um an der Lüftungsanlage der Hotelküche vorbei noch ein Stückchen Meeresblau zu erhaschen. Wir reklamierten – und erhielten prompt das gebuchte Zimmer: wesentlich grösser, mit schöner Aussicht auf den Strand. In diesem Moment dämmerte es mir: Ich hatte unter meinem (russischen) Namen gebucht. Als der Rezeptionist aber realisierte, dass wir aus der Schweiz kommen, war alles plötzlich kein Problem mehr. Auf die fehlenden russischen Touristen angesprochen, sagte ein slowe-

nischer Serviceangestellter: «Die Russen sind nicht mehr da – umso besser. Wir freuen uns auf Gäste aus anderen Ländern.»

Mit der neuen zyprischen Russenphobie werde ich auch in den Einkaufsläden konfrontiert. Sobald aufgrund meines Akzentes der Verdacht aufkommt, dass ich aus Russland stammen könnte, ist die Freundlichkeit des Personals wie weggewischt. Das erste Mal hielt ich dies für einen Zufall, das zweite Mal hatte ich noch immer das Gefühl, es könnte sich um ein Missverständnis handeln. Im dritten Laden entdeckte ich (handgeschriebene) Schilder, die einen darauf aufmerksam machten, dass «sämtliche Taschen nach potenziellem Diebesgut durchsucht werden können». Interessanterweise war diese Botschaft aber nur in einer Sprache platziert: auf Russisch.

Es ist ja nicht so, dass ich ohne russische Touristen keine schönen Ferien haben würde. Dennoch stimmt mich die Situation irgendwie nachdenklich und traurig. Schliesslich bin ich für die Putin-Politik weder verantwortlich, noch bin ich mit ihr einverstanden. Auch der Austausch mit den (ebenfalls selten gewordenen) ukrainischen Gästen hat sich verkompliziert. Früher sprach man wie selbstverständlich russisch miteinander. Nun unterhalten sich die Ukrainer selbst dann auf Ukrainisch, wenn sie ihre «Muttersprache» nicht perfekt beherrschen. Dass sie nichts mit Russen zu tun haben wollen, muss ich aber akzeptieren. Es ist das Einzige an der neuen Realität, was ich absolut verstehe.

Tatiana Bogdanova ist russisch-schweizerische Doppelbürgerin und lebt seit vierzehn Jahren in der Schweiz.

«Wir müssen diesen Krieg beenden, bevor er aus dem Ruder läuft»

US-Historiker Benjamin Abelow macht den Westen für den Ukraine-Konflikt verantwortlich. Hier erklärt er seine Sicht der Dinge und skizziert einen Weg zum Frieden.

Roman Zeller

Ben Abelow, ein amerikanischer Historiker und Experte für Atomwaffenpolitik, rechnete mit dem Schlimmsten, als die Lage in der Ukraine Anfang Jahr eskalierte. Er analysierte die Vorgeschichte des Konflikts, recherchierte Hintergründe und Ursachen. Sein Verdikt: Der Westen irrt, wenn er Putin zum neuen Hitler hochstilisiert. Vielmehr hätten die USA und die Nato mit ihrer verantwortungslosen Russland-Politik den Krieg provoziert. Unlängst erschien sein Buch «How the West Brought War to Ukraine», das nun in deutscher Sprache vorliegt. Die *Weltwoche* präsentiert es ihren Lesern in einem Sonderdruck. Wir erreichen den Autor per Videoanruf.

Weltwoche: Herr Abelow, Russland hat vier ukrainische Regionen annektiert. Wie schätzen Sie die aktuelle Lage im Ukraine-Krieg ein?

Ben Abelow: Wenn es Wladimir Putin ernst meint, und diesen Eindruck habe ich, und wenn die Nato und Wolodymyr Selenskyj weiter versuchen, die besagten Gebiete zurückzuerobern, wird es brandgefährlich.

Weltwoche: Beide Seiten sprechen von Atomwaffen. Wolodymyr Selenskyj forderte unlängst einen «Präventivschlag» gegen Russland. Wie gefährlich ist dieser Aufruf?

Abelow: Einige Leute behaupteten, Selenskyjs Worte seien aus dem Zusammenhang gerissen worden. Wer sich das Video ansieht, weiss, er empfahl tatsächlich einen Präventivschlag

«Wir befinden uns in einer Situation, in der keine Seite gewinnen kann, ohne eine Katastrophe auszulösen.»

gegen Russland, wahrscheinlich mit Raketen. Selenskyj scheint zu glauben, dieser trage zur Abschreckung und nuklearen Stabilität bei. In Wirklichkeit wäre es das Schlimmste, was man tun kann. Ein Atomkrieg wäre wohl die Folge, mit Hunderten von Millionen, vielleicht sogar



«Die Washingtoner Elite will die Schwächung Russlands»: beiliegender Sonderdruck.

Milliarden von Toten. Auch die Ukraine würde dann vernichtet. Dennoch entschuldigen westliche Medien Selenskyj. Und Washington tut so, als sei er ein besonnener, rationaler Staatsmann.

Weltwoche: Wie wirkt sich die Eskalation der Sprache auf diesen Krieg aus?

Abelow: Die Rhetorik ist gefährlich. Wir befinden uns in einer Situation, in der keine Seite gewinnen kann, ohne eine Katastrophe auszulösen. Trotzdem spricht man davon, zumindest im Westen, sicher in der Ukraine – und provoziert damit Russland. Sehen wir es doch ein, wenn es so weitergeht, wird niemand gewinnen.

Weltwoche: Was passiert, wenn der Druck auf Russland, eine Atommacht, stetig erhöht wird? Was sind die Konsequenzen für Putins Regime?

Abelow: Putins Zustimmungswerte sind nach wie vor hoch. Nur verzerrt der Westen diese Realität und lässt seine Position als unsicher erscheinen. Ich denke, der Widerstand innerhalb Russlands kommt vor allem von denjenigen, die der Meinung sind, Putin habe

nicht entschlossen genug gehandelt. Jetzt, da Putin seine Streitkräfte aufstockt und die Sache mehr wie einen echten Krieg behandelt, wird dieser Widerstand wohl abnehmen. Nur sagte Selenskyj kürzlich, er sei zwar zu Verhandlungen bereit, aber nur mit einem anderen russischen Führer. Das ist verrückt. Es ist unwahrscheinlich, dass Putin gestürzt wird. Und zweitens, würde er gestürzt, wer sagt, dass es mit seinem Nachfolger einfacher wäre zu verhandeln? Im Grunde sagt Selenskyj damit, dass er nicht verhandeln will, Punkt.

Weltwoche: Wie denken Sie über Putin? Wie schätzen Sie den russischen Machthaber ein?

Abelow: Ich glaube, dass er im Wesentlichen ein rationaler Charakter ist, auch wenn er die westliche Reaktion auf seine Invasion falsch eingeschätzt hat.

Weltwoche: Was bringt Sie zu diesem Schluss?

Abelow: Die westlichen Medien betonen die Frage der Kriegsverbrechen und tun so, als ob Putin versucht, Zivilisten

aus politischen Gründen zu töten. In Wirklichkeit handelt es sich um eine begrenzte Militäroperation. Und das hat Putin ein hohes Mass an Zurückhaltung abverlangt. Es gibt zweifellos mächtige Fraktionen in seinem Militär, die sagten: Wenn wir einen Krieg in der Ukraine beginnen, müssen wir mit aller Macht eingreifen. Das hat er nicht getan. US-Beamte haben sogar gesagt, sie seien verblüfft darüber, wie er diesen Krieg geführt hat. Erst jetzt, nach monatelanger Weigerung der USA, zu verhandeln, und nach fortgesetzter massiver Aufrüstung der Ukraine sowie Angriffen auf die russische Infrastruktur, sehen wir russische Angriffe auf das Stromnetz, um den ukrainischen Truppen- und Versorgungstransport zu stören. Vergleichen Sie all dies mit dem Vorgehen der USA im Irak, die Bagdad mit «Schock und Ehrfurcht» bombardierten. Putins Ziel war es nicht, die Ukraine zu zerstören. Er wollte eine neutrale Ukraine, Autonomie für den Donbass und die Anerkennung der Krim als russisches

Gebiet. Die meisten Menschen sind sich dessen nicht bewusst, aber Russland und die Ukraine haben im März verhandelt. Sie hätten vielleicht sogar ein Friedensabkommen unterzeichnet. Aber Boris Johnson, der damalige Premier Grossbritanniens, reiste unangekündigt nach Kiew, um den Prozess zu sabotieren. Er sagte zu Selenskyj: «Sie mögen bereit sein, Frieden zu schliessen, aber wir sind es nicht.» Dies berichtete die ukrainische Zeitung *Ukrajinska Prawda*. Hochrangige US-Beamte bestätigten diesen Bericht, wie in der amerikanischen Zeitschrift *Foreign Affairs* nachzulesen ist. Russland hat ernsthaft verhandelt. Dies zeigt mir, Putin kann ein Verhandlungspartner sein.

Weltwoche: Sprechen wir über die USA: Was ist die Rolle Amerikas im Krieg in der Ukraine?

Abelow: Zunächst sind die USA der starke Mann hinter der Nato, sie sagen, was diese zu tun hat. Zweitens haben die USA die Ukraine seit langem bewaffnet und ausgebildet. Und drittens verhindern die USA wahrscheinlich ein Friedensabkommen. Als Boris Johnson nach Kiew reiste, hatte er wohl die Zustimmung der USA, vielleicht war es sogar der Plan Washingtons. Ausserdem haben die USA bereits Truppen in der Ukraine stationiert. Nicht tra-

«Der Konflikt ist militärisch-industriellen Komplex der USA eine Goldmine.»

ditionelle Kampftruppen an der Front, sondern Geheimdienste, militärische Spezialeinheiten und verdeckte Einheiten. Hinter den Kulissen ist der militärisch-industrielle Komplex der USA in vollem Gange. Der Konflikt mit Russland ist für ihn eine Goldmine, sowohl finanziell als auch in Bezug auf die institutionelle Macht in Amerika.

Weltwoche: Was ist das Interesse der USA? Was will Joe Biden?

Abelow: Die 330 Millionen Bürger wollen ein schnell ausgehandeltes Ende dieses blutigen Krieges. Aber wenn Sie fragen, was die Washingtoner Elite will, dann ist es die Schwächung Russlands. Das hat Verteidigungsminister Lloyd Austin öffentlich erklärt, mit Aussenminister Antony Blinken an seiner Seite. Wird dieses Ziel aber erreicht, würde das auch bedeuten, dass Russland sich nicht mehr verteidigen kann. Und bevor Russland das zulässt, werden wir einen Atomkrieg erleben. Dieses Ziel bedeutet auch einen langen Krieg, einen von den Vereinigten Staaten gesteuerten Krieg, der die Ukraine als Schlachtfeld und die Ukrainer als Kanonenfutter benutzt. Im Grunde treiben eine kleine Zahl von Ideologen im Weissen Haus, ein kriegslüsterner Kongress und eine grosse US-Kriegsindustrie sowie die angeblich freie Presse, die als massive Propagandamaschine fungiert, die Vereinigten Staaten auf Kollisionskurs mit Russland.

Weltwoche Nr. 43.22

Weltwoche: Wer ist der starke Mann dahinter? Wer bestimmt die US-Aussenpolitik?

Abelow: Es ist nicht ganz leicht, die dominante Stimme auszumachen. Biden spielt sicherlich eine Rolle, aber er hat eindeutig nicht alles unter Kontrolle. Seine Leute ziehen die Hälfte seiner Aussagen zurück, und es ist nicht einmal sicher, dass das, was er sagt, von ihm stammt. Leute wie Aussenminister Antony Blinken und die Staatssekretärin für politische Angelegenheiten, Victoria Nuland, spielen ebenfalls eine Rolle – mit eher negativem Einfluss. Ich meine, diese Personen leiten das Aussenministerium, scheinen aber in keinster Art und Weise an Diplomatie zu glauben.

Weltwoche: Planen die USA, auf der Krim zu intervenieren, um die Russen zurückzudrängen? Was erwarten Sie?

Abelow: Jedes Gerede darüber, Russland von der Krim zu vertreiben, ist verrückt. Russland hat die Krim 2014 vor allem deshalb erobert, weil es dort in Sewastopol einen wichtigen Warmwasser-Marinestützpunkt hat. Russland und die Ukraine hatten einen langfristigen Pachtvertrag ausgehandelt, der Russland die Nutzung dieses Stützpunkts bis fast 2050 zusicherte. Ein Stützpunkt in warmen Gewässern ist äusserst wichtig, da er ganzjährig genutzt werden kann. Im Jahr 2014, mit der neuen, proamerikanischen ukrainischen Regierung in Kiew, an deren Bildung sowohl Victoria Nuland als auch Joseph Biden beteiligt waren, gab es in Russland die begründete Sorge, dass der Stützpunkt Sewastopol an die Nato übergeben werden könnte. Das war für Russland völlig inakzeptabel. Das wäre das



Offene Architektur | Auswahl der weltweit besten Aktien | Made in Switzerland

Die Performance wird von der Realwirtschaft und ihren Unternehmen erzielt.

Best of[®]
Erstklassige Vermögensverwaltung

GENÈVE ZÜRICH LAUSANNE BASEL LYON ANNECY PARIS DUBAI HONGKONG

bcge.ch/de/best-of

Best of ist eine Marke der "Banque Cantonale de Genève"-Gruppe.
Diese Anzeige wird ausschliesslich zu Informationszwecken veröffentlicht und stellt weder ein Angebot noch eine Empfehlung zum Kauf von Finanzprodukten oder zur Erbringung von Finanzdienstleistungen dar. Sie kann nicht als Grundlage für eine Anlageentscheidung dienen, die auf einer spezifischen und persönlichen Beratung beruhen muss. Transaktionen mit Anlagefonds unterliegen Steuergesetzen und -vorschriften in verschiedenen Rechtsordnungen. Es liegt in der persönlichen Verantwortung des Anlegers, sich darüber zu informieren und diese einzuhalten.

Ende der russischen Marine gewesen. Seien wir ehrlich. Russland wird die Krim nicht verlassen. Punkt. Leute, die davon reden, Russland von der Krim zu vertreiben, leben in einer Traumwelt.

Weltwoche: Wie lange sind die USA in der Lage, die Ukraine zu unterstützen? Wenn man bedenkt, dass auch Amerika Probleme hat, wirtschaftliche, politische.

Abelow: Die USA sind im Grunde bankrott. Man stelle sich vor, die Vereinigten Staaten haben 30 Billionen Dollar Schulden, aber der Kongress hat der Ukraine bisher etwa 70 Milliarden Dollar zugewiesen und wird weiter Geld nachschliessen. Ich glaube nicht, dass der Kongress überhaupt darüber nachdenkt, woher das Geld kommt. Sie sind so daran gewöhnt, dass die Federal Reserve Geld druckt, dass sie den Verstand verloren haben.

Weltwoche: Was war der grösste Fehler, des Westens, der zum Krieg geführt hat?

Abelow: Die Nato-Erweiterung. In den Jahren 1990–1991, als die Sowjetunion noch existierte, versicherten die Vereinigten Staaten und andere westliche Mächte Moskau, dass die Nato nicht in Richtung Russland expandieren würde, wenn es 400 000 Soldaten aus Ostdeutschland abziehen und die Wiedervereinigung von Ost- und West-

«Stellen Sie sich vor, Russland wäre in Kanada eingedrungen und hätte dies gegenüber den USA getan.»

deutschland unter der Nato-Schirmherrschaft ermöglichen würde. Diese Zusicherungen wurden missachtet, die Nato rückte tausend Meilen nach Osten vor. Schliesslich führte die Nato direkt an der russischen Grenze Raketenabschüsse durch, um die Zerstörung von Luftabwehrsystemen in Russland zu üben. Unglaublich, aber wahr. Die Nato hat dies sowohl 2020 als auch 2021 in Estland getan. Stellen Sie sich vor, Russland wäre in Kanada eingedrungen und hätte dies gegenüber den USA getan. Die USA wären in den Krieg gezogen, und zwar schnell. Das erklärt, warum die Führer der USA und der Nato immer wieder behaupten, der Krieg sei unprovokiert gewesen – weil sie ihn provoziert haben. Aber was erwarten Sie von ihnen? Werden sie sich der Realität stellen und ihre Fehler zugeben? Ich bin mir sicher, das wird nicht geschehen.

Weltwoche: Was, wenn sich die politische Situation ändert? Die Republikaner plötzlich wieder die Oberhand haben? Was, wenn Donald Trump ins Weisse Haus zurückkehrt?

Abelow: Ich habe nicht für Herrn Trump gestimmt und habe es auch nicht vor. Ich denke aber, viele seiner aussenpolitischen Intuitionen waren gut. Ich meine, warum haben wir Hunderte von Militärstützpunkten weltweit? Warum gibt es die Nato überhaupt? Warum verlegen wir die Nato

vor die Haustür Russlands und missachten die Sicherheitsbedenken Russlands? Trump hat diese Fragen gestellt. Trotzdem warf man ihm vor, prorussisch zu sein, und er hatte das Gefühl, er müsse dies widerlegen. Er gab nach und nahm eine stark antirussische Haltung ein. Käme jemand mit einer anderen Art von Integrität ins Amt, eine Person mit Verständnis, Mut und Überzeugung, ein wahrer Denker und Führer, könnte er oder sie etwas bewirken. Es spielt keine Rolle, ob diese Person ein Republikaner oder ein Demokrat ist. Sie würde wirklich etwas bewirken, wenn sie sagte: «Dieses ganze Russland-Narrativ ist Unsinn, getrieben von ungewähltem Geld und Macht. Es zerstört unsere Gesellschaft und Europa. Lasst uns das alles in Ordnung bringen.»

Weltwoche: Wenn Sie der oberste Berater Joe Bidens wären, was wäre jetzt zu tun?

Abelow: Die USA sollten sofort mit Russland verhandeln. Ja, die USA und Russland, nicht die Ukraine. Selenskyj würde das Dokument unterzeichnen, aber die Realität ist, dass er nicht die Kontrolle hat. Alles, was er tut, ist darauf zurückzuführen, dass der Westen seinen Friedensprozess im März sabotiert und die Friedensplattform, auf deren Grundlage er 2019 gewählt wurde, nicht unterstützt hat. Als Bidens Berater würde ich sagen: «Sagen Sie Antony Blinken, er soll seinen Hintern nach Russland bewegen, sich mit dem russischen Aussenminister Lawrow an einen Tisch setzen und nicht zurückkommen, bis er eine Lösung ausgehandelt hat.»

Weltwoche: Was empfehlen Sie der EU?

Abelow: Meine Grundbotschaft wäre simpel, ich würde sagen: «Um Himmels willen, hört auf, den USA zu folgen, wenn sie von einer Klippe springen. Steht auf euren eigenen Füßen, entscheidet, was vernünftig ist, und tut es. Hört auf, Selbstmord zu begehen.»

Weltwoche: Sehen Sie einen Staatsmann, der in der Lage ist, zwischen den Parteien zu vermitteln? Einen Hoffnungsträger?

Abelow: Viele könnten vermitteln. Die Person muss nicht aus einer Grossmacht kommen oder ein Genie sein. Nur jemand, der gute Beziehungen zu beiden Seiten hat und neutral ist,

der ein gewisses politisches Gespür und emotionale Intelligenz hat. Apropos Neutralität: Ich kann die Position der Schweiz nicht ganz nachvollziehen. Wie sehen Sie das?

Weltwoche: Die Schweiz hat sich den Russland-Sanktionen angeschlossen, die die EU verhängt hat. Und Russland wirft der Schweiz nun vor, nicht mehr neutral zu sein.

Abelow: Soll ich wieder Berater spielen?

Weltwoche: Gerne! Was raten Sie der Schweiz?

Abelow: Ich würde zu der Schweizer Regierung sagen: «Ihr habt diesen Konflikt falsch verstanden. Ihr dachtet, es ginge um Hitler. Ihr habt geglaubt, was Washington euch gesagt hat. Ihr

«Der Ausgangspunkt ist die sofortige Verhandlung über ein Ende der Feindseligkeiten. Ein Kompromiss.»

habt nicht verstanden, dass es um die Nato geht und um die Bedrohung der Sicherheit Russlands, direkt an seiner Grenze. Sagen Sie dem Schweizervolk: «Wir haben nachgedacht und erkennen, dass wir den falschen Weg gewählt haben. Wir werden zur Neutralität zurückkehren, die Sanktionen aufheben und anbieten, zwischen den USA und Russland zu vermitteln.» Das würde ich sagen. Warum haben Regierungen Angst, ihre Fehler zuzugeben? Wenn sich ein Ehepaar so verhalten würde, wäre es in fünf Minuten geschieden.

Weltwoche: Wie lautet Ihr Wunschscenario?

Abelow: Wissen Sie, alle haben Angst. Die USA fürchten sich vor Russland. Die Ukraine hat sicher Angst, denn sie wurde überfallen und bombardiert. Putin und die Russen haben aber auch Angst. Ihre Psyche ist verständlicherweise durch die westlichen Invasionen traumatisiert. Während des deutschen Feldzugs im Zweiten Weltkrieg starb jeder siebte Russe, das waren dreizehn Prozent der Bevölkerung, eine unvorstellbare Zahl. Und die Mörder kamen aus dem Westen, über flaches Terrain, das immer noch keinen Schutz bietet. Putin hat Verwandte, die gestorben sind, sein Vater und seine Mutter wären fast gestorben. Jeder hat also Angst. Es mag naiv klingen, aber ich glaube, diese Angst macht es möglich, sich auf höchster Ebene zu treffen, die Spielchen und die Propaganda beiseitezuschieben. Die gewaltfreie Kommunikation könnte von grossem Wert sein. Das kann den Kriegsparteien helfen, ihre wichtigsten Bedürfnisse, etwa nach Sicherheit, gegenseitig zu befriedigen. Aber der Ausgangspunkt ist die sofortige Verhandlung über ein Ende der Feindseligkeiten. Ein Kompromiss. Und den Sieg zu vergessen, den wird es nicht geben. Wir müssen diesen Krieg beenden, bevor er vollends aus dem Ruder läuft. Wenn wir dann eine gewisse Zuversicht spüren, dass die Welt nicht in Schutt und Asche gelegt wird, können wir mit Gesprächen auf einer tieferen Ebene beginnen.





THURGAU TRAVEL

Reisedaten 2023 sind jetzt online ersichtlich und buchbar!



5 Tage ab CHF 425* p.P.

Weitere attraktive Reisen!



3 Tage ab CHF 211 p.P.

Luxus-Schnupperfahrt ins Elsass
BASEL-STRASBOURG-BASEL
MS ANTONIO BELLUCCI***

Reisedaten 2022

07.11.-09.11.	17.11.-19.11.	29.11.-01.12.
09.11.-11.11.	20.11.-22.11.	01.12.-03.12.
13.11.-15.11.	22.11.-24.11.	
15.11.-17.11.	27.11.-29.11.	



8 Tage ab CHF 746 p.P.

Naturspektakel entlang des Rheins
BASEL-AMSTERDAM-BASEL
MS EDELWEISS***+

Reisedaten 2022

10.11.-17.11.	20.12.-27.12.
17.11.-24.11.	

Reisedaten 2023 sind online ersichtlich



6 Tage ab CHF 682 p.P.

Rheinklassiker trifft Moderne
BASEL-MANNHEIM-KOBLENZ-BASEL
MS THURGAU ULTRA***+

Reisedaten 2022

06.11.-11.11.	13.11.-18.11.	18.11.-23.11.
---------------	---------------	---------------

TAGE DER OFFENEN SCHIFFE 2022

Freitag, 25. November und
Samstag, 26. November 2022
von 9.00 bis 17.00 Uhr
in Basel, Steiger St. Johann

Jetzt Ticket sichern!
www.thurgautravel.ch/
tagederoffeneschiffe



Luxuriöse Kurzfahrt auf Rhein und Main BASEL-SPEYER-FRANKFURT-BASEL MS THURGAU PRESTIGE***



1. TAG BASEL

Individuelle Anreise nach Basel. Einschiffung ab 15.00 Uhr. Um 16.00 Uhr heisst es «Leinen los!».

2. TAG SPEYER

Nachmittags Ausflug⁽¹⁾ nach Heidelberg. Die vielbesungene Universitätsstadt gilt als eine der Wiegen der deutschen Romantik. Die zwischen Fluss und Bergen liegende Altstadt wird von der Schlossruine überragt. Dieses harmonische Ensemble inspirierte schon früher viele Dichter:innen und Maler:innen und fasziniert noch heute tausende von Besucher:innen aus aller Welt.

3. TAG FRANKFURT

Schiffahrt auf Rhein und Main. Die Facetten der Metropole Frankfurt lernen Sie während eines Rundgangs⁽¹⁾ kennen. Die pulsierende Stadt hat neben ihrer beeindruckenden Skyline auch historische Sehenswürdigkeiten wie das Rathaus «Römer» und die «Museumsgasse» zu bieten.

4. TAG BADEN-BADEN

Nach der Ankunft in Plittersdorf steht am Nachmittag ein Busausflug⁽¹⁾ nach Baden-Baden auf dem Programm. Die Bäder- und Kunststadt (UNESCO-Weltkulturerbe) wird Sie mit ihrer Atmosphäre, den prunkvollen Herrenhäusern und traumhaften Parkanlagen während eines Rundgangs begeistern. Busrückfahrt nach Kehl und Wiedereinschiffung der Ausflugsteilnehmer:innen. Start zur letzten Etappe nach Basel.

5. TAG BASEL

Ausschiffung nach dem Frühstück und individuelle Heimreise.

Reisedaten 2022 Es het solangs het Rabatt

27.11.-01.12.	650 ⁽⁸⁾	13.12.-17.12.	650 ⁽⁸⁾
01.12.-05.12.	600 ⁽⁸⁾	17.12.-21.12.	650 ⁽⁸⁾
05.12.-09.12.	700 ⁽⁸⁾⁽⁹⁾	21.12.-25.12.	650 ⁽⁷⁾⁽⁸⁾⁽⁹⁾
09.12.-13.12.	600 ⁽⁸⁾	25.12.-29.12.	600

⁽⁷⁾ Kein Zuschlag zur Alleinbenutzung

⁽⁸⁾ Adventsflussfahrt mit Weihnachtsmärkten

⁽⁹⁾ Nur noch wenige Kabinen verfügbar

Unsere Leistungen

- Kreuzfahrt in gebuchter Kategorie
- Vollpension an Bord
- Vegetarische Menüoptionen
- Vegane Mahlzeiten auf Voranmeldung
- Thurgau Travel Kreuzfahrtleitung
- Persönliche Reiseunterlagen
- Audio-Set bei allen Ausflügen

Preise pro Person in CHF (vor Rabattabzug)

2-Bettkabine Hauptdeck hinten	1025
2-Bettkabine Hauptdeck	1125
Junior Suite Hauptdeck ⁽⁵⁾	1225
2-Bettkabine Mitteldeck, franz. Balkon	1325
Junior Suite Mitteldeck, franz. Balkon ⁽⁵⁾	1425
Junior Suite Oberdeck, franz. Balkon ⁽⁵⁾	1525
Master Suite OD (ca. 30 m ²), franz. Balkon ⁽⁵⁾	1725
Zuschlag Alleinbenutzung Hauptdeck	190
Zuschlag Alleinbenutzung Mitteldeck	390
Ausflugspaket (3 Ausflüge)	105

⁽⁵⁾ Nicht zur Alleinbenutzung möglich



Informationen oder buchen
thurgautravel.ch

Gratis-Nr. 0800 626 550



Heidelberg



MS Thurgau Prestige*****

Es geschieht am hellichten Tag

Jeder dritte Vergewaltiger sieht nie eine Gefängniszelle von innen. Daran dürfte sich nichts ändern. Linke Politiker wollen es so.

Nicole Ruggle

Der Schweizer Sicherheitsexperte Lukas Joos schrieb vergangene Woche auf Twitter: «Nach der Chilbi eine 15-Jährige mehrmals oral, vaginal und anal vergewaltigt. Eine vollbedingte Strafe bekommen. Heute hat die Kommission für Rechtsfragen [RK-N] beschlossen: Doch, das muss auch in Zukunft möglich sein.» Was möchte Joos damit sagen?

Laut *Toggenburger Zeitung* missbrauchte ein über vierzigjähriger Südamerikaner vor drei Jahren ein fünfzehnjähriges Mädchen mehrfach sexuell. Das Kreisgericht See-Gaster (SG) verurteilte ihn wegen sexueller Handlung mit Kindern, mehrfacher sexueller Nötigung und Vergewaltigung. Dem Verurteilten wurde eine 24-monatige, bedingte Freiheitsstrafe auferlegt. Bedingt heisst: Wird der Täter innerhalb einer Probezeit nicht wieder straffällig, muss er keinen Tag in einer Zelle absitzen.

Jositschs Begründung

Joos bezieht sich mit seiner Aussage aber nicht nur auf diesen Urteilsspruch, sondern auch auf die jüngste Pressemitteilung der RK-N. Diese hält im Zuge der Revision des Sexualstrafrechts fest, dass der Beschluss des Ständerates, bei Vergewaltigung eine Mindeststrafe «von mehr als

zwei Jahren» vorzusehen – womit auch der bedingte Freiheitsentzug ausgeschlossen würde –, von Seiten der RK-N keine Zustimmung findet.

Das heisst: Weiterhin sind vollbedingte Strafen für Vergewaltiger denkbar. Werden die Täter nicht innerhalb einer Probezeit von zwei bis fünf Jahren bei einer weiteren Straftat erwischt, so müssen sie keinen einzigen Tag ins Gefängnis. Die RK-N beantragt lediglich eine Mindestfrei-

Der Mann, der an der Chilbi eine Fünfzehnjährige vergewaltigte, erhielt eine bedingte Strafe.

heitsstrafe von einem Jahr, und diese wird in aller Regel bedingt ausgesprochen.

Allen voran linke Parteien scheinen ein Problem mit einer Strafmasserhöhung zu haben. Schon 2016 reichte die damalige SVP-Nationalrätin Natalie Rickli eine parlamentarische Initiative ein: Vergewaltigung sollte mit einer Freiheitsstrafe von nicht unter drei Jahren bestraft werden. In anderen Worten: Jeder verurteilte Vergewaltiger müsste zwingend hinter Gitter. 2021 verwarf die Kommission für Rechtsfragen des Ständerates (RK-S) dieses Anliegen.

Während eine knappe Mehrheit aus bürgerlichen Parlamentarierinnen und Parlamentariern die Initiative unterstützte, stimmten ihre linken Kolleginnen und Kollegen geschlossen dagegen. SP-Ständerat und Strafrechtsprofessor Daniel Jositsch begründete den Entscheid damit, dass das Sexualstrafrecht gesondert – als Teil der Strafraahmenharmonisierung – in Revision sei.

Um ebendiesem Prozess ging es nun in den Beratungen der Kommission für Rechtsfragen. In der Regel folgt der Rat der vorberatenden Kommission. Es sieht also nicht danach aus, dass das Mindeststrafmass für Vergewaltigung erhöht wird. Viele Täter dürften auch weiterhin auf freiem Fuss bleiben, wie das heute der Fall ist. 2021 wurden 77 Männer wegen Vergewaltigung verurteilt. Jeder Dritte wird nie eine Gefängniszelle von innen sehen, jeder Fünfte nur kurz.

SVP-Nationalrätin Barbara Steinemann schreibt dazu auf Twitter: «Seit der #MeToo-Debatte könnte man den Eindruck haben, dass ihre Anhänger und Feministinnen Sexualstraftäter endlich mit voller Härte anpacken wollen. Dem ist nicht so: Beim Strafmass haben sie sich ganz den Interessen der Täter verschrieben.» Die Juristin macht damit auf den Umstand aufmerksam, dass auf der Strasse zwar lauthals gegen sexuelle Gewalt an Frauen protestiert wird, die Politik sich bezüglich Sanktionen aber zurückhält.

«Meilenstein» für Sozialdemokraten

Derweil jubelt die SP. Ein «Meilenstein» sei erreicht, da die nationalrätliche Rechtskommission die Zustimmungslösung («Nur Ja heisst Ja») statt die Widerspruchslösung («Nur Nein heisst Nein») unterstützte.

Diese Praxis mag fortschrittlich sein. Mehr Verurteilungen und Anzeigen wegen Vergewaltigung erwarten allerdings auch die Befürworter nicht, ausser man würde das Prinzip der Unschuldsvermutung ritzen oder gar verletzen. Dafür dürfen Straftäter weiterhin darauf hoffen, um einen Gefängnisaufenthalt herumzukommen – so wie der Südamerikaner, der an der Chilbi eine 15-Jährige vergewaltigte. Linke Parlamentarierinnen und Parlamentarier wollen es so.



Sexualstraftäter mit voller Härte anpacken?

Intimität ihres Lebens

Taylor Swift kann per Fingerdruck eine ganze Nation mobilisieren. Sie bringt sogar den Streaming-Riesen Spotify zum Absturz.

Tom Kummer

Es müssen neue Nationen her», schrieb kürzlich ein Musikjournalist der *New York Times*. Und nahm Bezug auf die Politikverdrossenheit amerikanischer Jugendlicher. Natürlich kannte er auch gleich die Lösung für alle Probleme: «Es braucht Nationen, in denen es nur noch Fans gibt.»

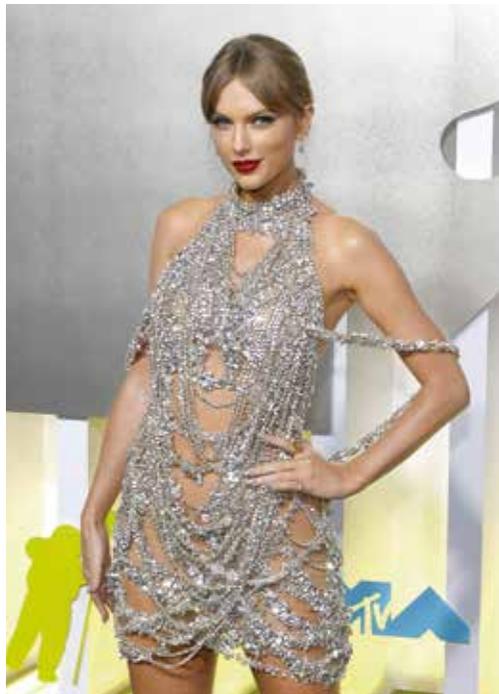
Am besten regiert von einer 32-jährigen Frau, die ihre Wurzeln in der amerikanischen Mitte hat: Nashville. Letzte Woche, kurz nach Mitternacht, war es so weit. Was sonst nur totalitäre Regime durchzusetzen vermögen, schaffte das Country-Pop-Phänomen Taylor Swift in wenigen Sekunden: Millionen Menschen vollzogen im gleichen Moment die gleiche Fingerbewegung und verwandelten ihr neues Album «Midnights» in das meistgestreamte Album an einem Tag. Nebenbei legte sie eine Streaming-Diktatur kurzzeitig lahm, was Fans zu weiteren Umsturzphantasien anregen könnte.

Dunkle Nächte der Seele

Es war die perfekt inszenierte PR-Machtdemonstration eines Popstars mit mehr als 200 Millionen Fans auf Social Media, die nur ein Ziel kennt: die Menschheit in sogenannte «Swifties» zu verwandeln, der Kosenamen für Mitglieder der «Nation of Taylor Swift». Dabei geht es hier in erster Linie um das grossartige musikalische Werk einer jungen Frau, das 2006 in Nashville seinen Anfang nahm, Hochburg der erfolgreichsten Musikproduzenten der Gegenwart.

Man nennt Taylor Swift nicht grundlos «die beste *feel-good*-Sängerin der Gegenwart», die jedoch ihre lyrische Kunst in der Intimität ihres eigenen Lebens gefunden hat. «Midnights» feiert die Unsicherheiten der Nacht, der Liebe, unserer Zukunft. Die «Queen of Pop» hat mit dieser Formel mehr als dreissig Millionen Alben verkauft, zehn Grammy Awards gewonnen und Songs über alle Aspekte ihres Lebens geschrieben: von Trennungen bis hin zu Empowerment.

Und Swifts Musik hat einen enormen Cross-over-Appeal. Sie gilt zwar als Teil der Country-Pop-Tradition von Nashville, aber ihre Songs decken von Country über zuckersüssen Girlpop, R&B bis zu stadiontauglichem Rock alles ab. Musikalisch also ziemlich unberechenbar, sind Swifts Wurzeln aber eindeutig in der Songschreiberkunst der Countrymusik zu finden. Eine Kunst, für



Forensische Chronistin des Herzens: Country-Pop-Phänomen Swift

die sie als Sechzehnjährige aus Pennsylvania mit ihren Eltern nach Tennessee zog, um Karriere zu machen.

Sie schreibt schon als Zwanzigjährige Texte, die von «dunklen Nächten der Seele» erzählen, wie eine forensische Chronistin des Herzens. Seit mehr als fünfzehn Jahren hinterlässt Taylor Swift in ihren Songs Rätsel und geheime Botschaften für Fans und bettet sie in ihre Album-Begleittexte, Musikvideos und Social-

Media-Beiträge. Und glaubt man der *Vogue*, dann steckt die Botschaft sogar in der jeweiligen Kleidung, die Taylor Swift trägt.

Das Ergebnis ist ein fast ganzjähriges Ökosystem, das online so ziemlich ständig vor sich hin sprudelt. Millionen von Fans versammeln sich, um jede Bewegung, die sie macht, obsessiv zu sezieren. Mit dieser Fanpower scheint die «Swift Nation» letzte Woche den Streaming-Riesen Spotify zum Absturz gebracht zu haben. Es war ein akribischer Online-Rollout, den das Swift-PR-Team konzipiert hatte. Vor der Veröffentlichung startete eine Tiktok-Videoserie, in der die dreizehn Titelnamen einzeln per Bingo veröffentlicht wurden. Mitgeliefert wurde ein Startplan über Instagram, in dem genau beschrieben wird, was zu welchen Zeiten und wo online passieren würde.

Schaltzentrale Nashville

«Längst kann diese Strategie nicht mehr als Marketing bezeichnet werden», schreibt die *New York Times*. «Taylor Swift hat ein mächtiges virtuelles Universum geschaffen.» Ein Metaversum! Das Swift-Team skizzierte dazu einen Zeitplan für die nächsten Monate, wann und auf welcher Plattform sie die Leute haben möchte. Ein Aufmarschplan für Millionen «Swifties». In diesem Meta-Universum kann zum Beispiel ein virtuelles Zuhause von Taylor Swift erschaffen werden, dem Millionen Fans – per Bezahlung – «exklusiv» beitreten können, um mit einem Taylor-Swift-Avatar hautnah abzuhängen.

Das ist die Macht der Taylor Swift. Eine ganze Nation mobilisieren, per Fingerdruck. Die Menschen werden dorthin gehen, wo sie hinget. Und jene Tasten drücken, die auch ihre Heldin drückt. Schaltzentrale ist Nashville, wo schon seit einer Weile die mächtigste Musik der Welt produziert wird, deren Wurzeln in einer scheinbar unschuldigen Landschaft liegen, durch die schon Hank Williams und Patsy Cline, Johnny Cash und Loretta Lynn geritten sind.

Die Zukunft gehört den Konservativen

Wer Herkunft und Traditionen hochhält, macht sich verdächtig. Kein Wunder! So jemand ist heutzutage ein subversiver Agent der Freiheit.

Alexander Grau

Konservativ zu sein, gilt als ziemlich uncool. Konservative, das sind Menschen, die das Gestern verklären, die ängstlich auf jede Veränderung reagieren und sich an Überholtes klammern. Konservative gelten als engstirnig, provinziell und rückständig. Konservativ sein ist alles andere als sexy. Hinzu kommt, dass der Konservative als griesgrämiger Spielverderber gilt, als Spassbremse, die überall nur Niedergang und Degeneration wittert, wo eigentlich Freude und Lust am Leben herrschen. Der Konservative gilt als verklemmter Miesmacher, der unfähig ist, das Leben in seiner ganzen Vielfalt und Buntheit zu genießen, sondern übelgelaunt in der Ecke steht und rummäkelt.

Schwefelgeruch des Antidemokraten

In einer hedonistischen Wohlstandsgesellschaft, in der Fun zur Leitwährung geworden ist und Abenteuerlust und Offenheit zum kulturellen Kapital gehören, kann man mit einem solchen Image kaum reüssieren. Entsprechend gilt der Konservative im günstigsten Fall als skurriler Kauz, wahrscheinlicher aber als galliger Misanthrop, zu gehemmt, um sich den Errungenschaften der Moderne zuzuwenden und Fortschritt, gesellschaftliche Freiheit und den Wegfall von Zwang und Konventionen zu genießen.

Auch deshalb umweht den Konservativen zudem der Schwefelgeruch des Antidemokraten und Liberalismusverächters. Der Konservative gilt, zumal in Deutschland, als politisch verdächtig und steht dementsprechend unter argwöhnischer Dauerobservation der Liberalen und Weltoffensten.

Hinzu kommt, dass die klassischen Werte des Konservatismus, die Orientierung am Tradierten und Beständigen, auch jenseits der Politik, also im gesellschaftlichen, kulturellen und ökonomischen Alltag zu Unwerten avanciert sind. Die neuen Ideale westlicher Gesellschaften lauten Innovationsfähigkeit und Kreativität. Der Innovative und Kreative ist das Idol ganzer Branchen und Milieus geworden. Vom kleinstädtischen Provinztheater bis in die Vorstandsetage irgendeines internationalen Konzerns: Überall möchte man kreativ und innovativ sein. Innovativität

und Kreativität sind die Götzen unserer Zeit. Für Konservatismus ist in einem solchen gesellschaftspolitischen und ökonomischen Umfeld kaum ein Platz. Die ewigen guten Dinge, sie gibt es allenfalls noch als Nischenprodukte im Edelkaufhaus für handgefertigte Waren.

Man kann es auch anders formulieren: Nie, auch im 19. Jahrhundert nicht, waren westliche Gesellschaften modernitätsgläubiger als heutzutage. Die klassische Fortschrittskritik, so hat man den Eindruck, hat ausgedient. Man streitet nicht mehr über den Sinn oder den Wert des Fortschritts, sondern allenfalls darüber, was fortschrittlich ist. Sogar die alternative Linke, einst der letzte Hort der Fortschrittsskepsis Ende des 20. Jahrhunderts, sonnt sich inzwischen in ihrer eigenen Modernität. Wo man – etwa im Milieu der Grün-Alternativen – früher die Ideologie des Fortschritts selbst in Frage stellte, feiert man sich

Nie, auch im 19. Jahrhundert nicht, waren westliche Gesellschaften modernitätsgläubiger als heute.

inzwischen als Garanten wahrer Fortschrittlichkeit auf allen gesellschaftlichen Ebenen, von der Homo-Ehe bis zur E-Mobilität.

Angesichts dieses auf Fortschritt und Veränderung programmierten Zeitgeistes vertrauen viele Konservative sich selbst nicht mehr und mutieren zu Opportunisten. Mit ihrem Konservativsein hadernd und unter dem Dauerdruck der medialen Öffentlichkeit haben nicht wenige Konservative in den vergangenen zwei Jahrzehnten begonnen, moderate linke Positionen zu adoptieren. Der Konservative hat nun keine eigenständige inhaltliche Position mehr, er gefällt sich darin, genau das zu wollen, was die Linken wollen, nur eben ein paar Jahre später. Nichts aber ist überflüssiger als der Verfahrenskonservative, der vor dem Zeitgeist kapituliert und sich zitternd eine kleine Gnadenfrist erfehlt. Das ist kein Konservatismus, das ist Spiessertum.

Das strukturelle Defizit des Konservatismus liegt erkennbar in seiner parasitären ideologischen Existenz. Eine politische Ideologie,



Eigenständigkeit und Nonkonformismus:

deren wesentliche Motivation und Legitimation darin besteht, das zu verhindern, was andere wollen, wird früher oder später in Schönheit sterben. Das werden auch jene Ansätze nicht verhindern können, die den Konservatismus auf eine Art gediegene Bürgerlichkeit reduzieren wollen. Wer Konservatismus treuherzig auf eine Handvoll Werte wie Familie, Patriotismus und Christentum reduziert, hat sich im Grunde mit der Kulturhoheit der Linken abgefunden und wird daher zwangsläufig verlieren.



Statue of Liberty mit neuer Fackel, 1985.

Ein zukunftsfähiger Konservatismus muss hingegen lernen, sich selbst nicht länger in der Sprache des weltanschaulichen Gegners zu denken. Das bedeutet: Ein politischer Konservatismus, der gestalterische Kraft entwickeln möchte, muss eine eigenständige politische Sprache sprechen, mit einem eigenen politischen Vokabular und eigenen, starken Bildern.

Das bedeutet vor allem, dass der Konservatismus sich nicht länger als Verhinderer oder Verzögerer linker Gesellschaftsexperimente sehen

darf. Wer immer nur verhindern will, was andere wollen, dem wird nicht einmal das gelingen. Der Konservatismus muss dem linken Gesellschaftsideal eine eigene Erzählung entgegensetzen. Und da eine eigene Erzählung immer von der Zukunft handeln wird, muss der Konservative lernen, nicht immer nur von der Vergangenheit oder dem angeblich Ewigen zu sprechen, sondern vom Zukünftigen. Denn das Vergangene ist vergangen und wird allenfalls als Farce wieder auferstehen. Und das Ewige gibt es nicht, auch die heiligsten Heiligtümer der Traditionskonservativen sind vergängliche soziale Konstruktionen. Um das einzusehen und zukunftsfähig zu werden, muss der Konservative seinen intellektuellen Frieden mit ein paar Reizworten machen: Individualismus, Freiheit, Aufklärung und die Einsicht, dass Werte, Normen und Institutionen nicht vom Himmel gefallen sind, sondern menschengemacht, sind keine böswilligen linken Erzählungen, sondern das Ergebnis einer rationalen Bestandsaufnahme.

Doch noch immer klammern sich viele Konservative an die Vorstellung angeblich zeitloser Institutionen oder einer überzeitlichen Metaphysik. Das ist intellektuell unseriös. Weder gibt es ewige Institutionen noch ewige Ideen. Vor allem aber sind solche Vorstellungen in der Realität pluralistischer, multikultureller und säkularer Gesellschaften nicht durchsetzbar. Auf sie eine politische Agenda zu bauen, ist weltfremd und zum Scheitern verurteilt.

«In Geschichten verstrickt»

Im Zentrum jedes zeitgemässen Konservatismus muss daher das Individuum stehen, seine Freiheit und Autonomie. Denn Individualismus, Eigenständigkeit und Nonkonformismus sind zunehmend bedroht. Linke Gesellschaftsingenieure versuchen unter dem Deckmäntelchen einer höheren Moral, von sozialer Gerechtigkeit, Inklusion und Ökologie das Leben des Einzelnen einzuschränken und zu reglementieren. Wo die gesellschaftspolitische Linke einst für Emanzipation und Selbstverwirklichung kämpfte, fordert sie nun ein von Gesetzen, Regeln und Verboten durchnormiertes Leben.

Schon aus politischer Sicht ist jeder moderne Konservatismus daher gut beraten, sich zum Anwalt des freien Individuums zu machen, da die Linke ihr ursprünglich freiheitliches Anliegen nicht nur aufgegeben, sondern in ein autoritäres und paternalistisches Gesellschaftsideal umformuliert hat. Die so entstandene Marktlücke gilt es zu besetzen. Dies ist umso wichtiger, als allein im Individuum all das lebendig ist, was für den Konservativen Bedeutung hat: Traditionen, Überlieferungen, Sitten und Erinnerungen. Umgekehrt wird jeder Einzelne erst durch die in ihm präsenten familiären, sozialen und kulturellen Geschichtsstränge zu einem unverwechselbaren Solitär. Es sind nicht die Modeangebote des Zeitgeistes, die einen Einzelnen singulär machen,

sondern die in ihm zusammenlaufenden sozialen, familiären und historischen Überlieferungen bilden die Basis seiner ganz individuellen Existenz. Weil Konservative wissen, dass Individuen keine beliebigen Konstruktionen sind, sondern «in Geschichten verstrickt», wie es der Philosoph Wilhelm Schapp einst treffend formulierte, ist es die wichtigste Aufgabe jedes ernstzunehmenden modernen Konservatismus, das Individuum gegen die nivellierenden Tendenzen des Zeitgeistes zu schützen.

Entsprechend ist es aus konservativer Perspektive die vornehmste Aufgabe des Staates, die Freiheitsräume des Einzelnen gegen ideologische, technische und ökonomische Übergriffe ebenso zu verteidigen wie die nationalen und lokalen Traditionen und Kulturen. Indem er «zeitgemäss» nicht länger als «modern» oder «fortschrittlich» definiert, schützt der Konservatismus

Endlich kann er das anarchistische Potenzial entfalten, das in ihm steckt.

die Freiheit des Individuums vor angeblichen technischen Notwendigkeiten oder gesellschaftlichen Alternativlosigkeiten.

Das bedeutet zugleich, dass ein zeitgemässer Konservatismus die grundlegenden Errungenschaften der Aufklärung verteidigt. Rationalismus, Wissenschaftlichkeit, Empirismus und Metaphysik-Skepsis sind keine Degenerationserscheinungen, sondern originäre Bestandteile der abendländischen Kultur, die es gegen antiaufklärerische Kräfte zu verteidigen gilt. Mehr noch: Ein moderner Konservatismus bewahrt Aufklärung und Liberalismus davor, in ihr Gegenteil umzuschlagen und im Namen von Freiheit und Selbstbestimmung in ein Zwangssystem aus Vorschriften, politischer Korrektheit und betreutem Sprechen zu mutieren.

Endlich befreit von dem hässlichen Verdacht, lediglich Herrschaftsideologie alter Eliten zu sein, kann der Konservatismus in der Spätmoderne nun endlich das subversive und anarchistische Potenzial entfalten, das in ihm steckt. Das bedeutet auch, dass der Konservatismus nicht nur ein alltagspolitisches Angebot ist, sondern vor allem auch ein ästhetisches Konzept, das Intensität, Orientierung und Sinn stiftet.

Konservative müssen lernen, eine ganz neue, andere, positive Geschichte zu erzählen von einer Gesellschaft, in der Menschen Freiheit und Autonomie aus ihren Traditionen, Überlieferungen und ihrer Herkunft gewinnen und nicht zu geschichtslosen, mobilen Patchwork-Existenzen eines globalisierten Arbeits- und Konsummarktes umgedeutet werden.

Alexander Grau ist ein deutscher Philosoph und Buchautor. Zuletzt von ihm erschienen: «Entfremdet. Zwischen Realitätsverlust und Identitätsfalle». Zu Klampen. 128 S., Fr. 22.90

Schweizer Filmzensur

Die Vorführungen meines Films über die Serben in Bosnien-Herzegowina wurden verhindert und verboten. Obwohl ihn die Kritiker gar nicht kannten.

Boris Malagurski

Was haben *20 Minuten*, Al-Dschasira, *Der Bund*, Anadolu Agency, *Swissinfo* und das *Tagblatt* gemeinsam? Sie alle haben sich an der Verleumdungskampagne gegen meinen neuen Film beteiligt, den kein Journalist dieser Medien gesehen hat. Ich weiss nicht viel über die redaktionelle Politik der Medien im Nahen Osten, aber das Vorgehen der genannten Schweizer Medien hat mich überrascht.

Ich hätte mir nie vorstellen können, dass die Schweiz, deren Neutralität stets weltweit gelobt wird, in einen Zustand der Panik und Zensur versetzt werden kann. Von wem? Von einigen bosnischen und albanischen Diaspora-Organisationen, die vorzügliche Kontakte zu Medien und politischen Kreisen in der Schweiz pflegen. Sie führen einen verdeckten und offenen Krieg gegen einen Dokumentarfilm, bloss weil er sich mit den Serben auf dem Westbalkan beschäftigt. Was soll daran so schlimm sein? Der Titel des Films lautet «Republika Srpska: Kampf für die Freiheit» und bezieht sich auf eine der beiden Entitäten in Bosnien und Herzegowina, die durch das Friedensabkommen von Dayton zur Beendigung des schrecklichen Bosnienkriegs 1995 international anerkannt wurden.

Falsche Behauptungen

Der Film befasst sich aber nicht hauptsächlich mit diesem Krieg, sondern vielmehr mit dem Kampf der Serben um die Freiheit von den Kolonialmächten der Vergangenheit und den Übeln des Nazismus und Faschismus, überhaupt mit der tiefverwurzelten Geschichte der in jener Region lebenden Serben. Ziel des Films ist es, dem internationalen Publikum den Geist der Serben, ihre Tradition, Kultur, Musik und ihr Essen näherzubringen. Klingt furchtbar, oder? Für jemanden, dessen Lebenszweck darin besteht, Hass gegen die Serben zu schüren und die Kluft zwischen den Völkern auf dem Balkan zu vertiefen, vermutlich schon.

Warum also sollten sich die Leserinnen und Leser der *Weltwoche* für diese Vorgänge in der Schweiz interessieren? Weil mittlerweile die bosnischen und albanischen Gruppen mit ihrer engstirnigen ethnischen Propaganda den Geist

und die Prinzipien, die die Schweiz seit Jahrhunderten hochhält, beschädigt haben. Die ethnischen Propagandisten haben ihre Zensurkampagne begonnen, bevor der Film in irgendeinem westlichen Land gezeigt worden ist. Sie stellten die falschen Behauptungen auf, der Film würde «Kriegsverbrechen feiern» und «den Völkermord negieren».

Hätten sie den Film tatsächlich gesehen, hätten sie bemerkt, dass wir alle Kriegsverbrechen der neunziger Jahre verurteilen, einschliesslich derer, die von serbischen Streitkräften begangen worden sind. Wir haben auch in Srebrenica ge-

«Ist die Schweiz wirklich bereit, sich von ethnischen Lobbys in Geiselnhaft nehmen zu lassen.»

filmt und dabei ohne Negierung das Urteil des Haager Gerichtshofs zur Kenntnis genommen, wonach das, was dort geschah, einen Völkermord darstellt. Trotz unserer humanistischen Haltung gegenüber allen Opfern des Krieges haben viele Schweizer Medien die blinden Angriffe der Propagandisten als Fakten zitiert, ohne auch nur die einfachsten Fragen zu stellen: «Haben Sie den Film gesehen?» und «Wie können Sie sich zu etwas äussern, das Sie nicht gesehen haben?».

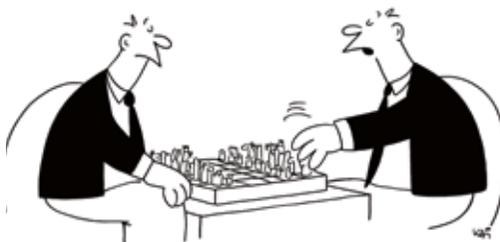
Das Ergebnis bestand darin, dass viele Kinos die Vorführungen abgesagt haben. Besonders enttäuscht bin ich vom Cinéma d'Echallens in Lausanne, wo wir meinen letzten Film über Montenegro gezeigt haben und wo man sich gerne bereit erklärte, auch den nächsten Film zu

zeigen. Der Kinobetreiber erzählte uns, dass das Kino Hunderte von E-Mails und Beschwerden erhalten habe, manchmal mit identischem Inhalt – ganz offensichtlich Teil einer organisierten Kampagne. Er erhielt sogar Anrufe, in denen das Kino aufgefordert wurde, «den rassistischen Film nicht zu zeigen». Als der wütende Anrufer gefragt wurde, welcher Teil des Films rassistisch sei, antwortete er: «Ich weiss es nicht, ich habe den Film nicht gesehen.» Viele andere Kinos in ganz Europa hatten ebenfalls die Möglichkeit, den Film vorab zu sehen. Keines hatte ein Problem mit dem Inhalt, sondern sie sagten die Vorführungen aus politischen und finanziellen Gründen ab.

Alternative Premieren

Unser Film wird den Kinos keine Millionen-einnahmen bringen, also ist es für sie einfacher, Proteste und schlechte Presse zu vermeiden, indem sie eine Premiere einfach absagen. Freiheit der Rede? Zu teuer. Aber in der Schweiz scheint das auch zu gefährlich. Wir haben der Schweizer Polizei einen Mann gemeldet, der damit gedroht hat, alle Kinos niederzubrennen, die es wagten, den Film zu zeigen. Doch hielten die obenerwähnten Schweizer Medien und einige Gemeinden offenbar meinen Dokumentarfilm für gefährlicher als diese offensichtliche terroristische Bedrohung, wobei die Gemeinde Neuenhof eine Vorführung des Films sogar verbot.

Den Organisatoren der Vorführungen in der Schweiz ist es jedoch in einer bemerkenswerten Gegenreaktion gelungen, alternative Veranstaltungsorte zu finden und den Film in jeder Schweizer Stadt zu zeigen, in der wir unsere Premieren geplant hatten. Mit wenig bis gar keiner Werbung war jede Premiere ein Erfolg. Aber wir hatten das Gefühl, dass wir uns wie die ersten Christen in Katakomben verstecken mussten. Ist die Schweiz wirklich bereit, sich von ethnischen Lobbys in Geiselnhaft nehmen zu lassen, die bestimmen wollen, was dem Schweizer Publikum zu gefallen hat?



«Kommen wir jetzt zur Personalfrage...?»

Boris Malagurski ist ein serbisch-kanadischer Filmregisseur, Produzent und Drehbuchautor.

Ihr Immobilienraum?



3 ½ und 4 ½ Zi. Terrassenwohnungen
in 8400 **Winterthur**, Ramona Schiesser Tel. 055 610 47 46
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8309 **Birchwil**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.soley-birchwil.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Mietwohnungen
in 8404 **Winterthur**, Ramona Schiesser Tel. 055 610 47 46
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



4 ½ Zi. Dach-Maisonette-Eigentumswohnung
8152 **Glattbrugg**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis CHF 1'554'000.-, Bezug nach Vereinbarung
www.glattwies.ch



6 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhäuser
8457 **Humlikon**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preise ab CHF 1'470'000.- inkl. Parkierung, Bezug auf Anfrage
www.rebweg.ch



5 ½ Zi. Einfamilien- und Doppel-EFH
8157 **Dielsdorf**, Ramona Schiesser Tel. 055 610 47 46
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



6 ½ Zi. Reihen-Einfamilienhäuser
8311 **Brütten**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8308 **Illnau**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis ab CHF 1'145'000.-, Bezug ab Sommer 2023
www.vistacasa.ch



2 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8458 **Dorf**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.trottenacker.info



3 ½ - 5 ½ Zi. Mietwohnungen u. Büroflächen
8152 **Glattbrugg**, Ramona Schiesser Tel. 055 610 47 46
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8904 **Aesch ZH**, Ramona Schiesser Tel. 055 610 47 46
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8545 **Rickenbach/ZH**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis ab CHF 715'000.-, Bezug ab Herbst 2023
www.schmiedgass.ch



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8136 **Thalwil-Gattikon**, Ramona Schiesser Tel. 055 610 47 46
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen, 4 REFH
8404 **Stadel/Winterthur**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



3 ½ Zi. Eigentumswohnung
8370 **Sirnach**, Paul Späni. 052 338 07 09
Preis ab CHF 576'000.-, Bezug ab Sommer 2023
www.vistadelsole.ch



6 ½ Zi. Reihen-Einfamilienhäuser
8913 **Ottenbach**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



3 ½ - 5 ½ Zi. Wohnungen, 4 ½ - 6 ½ Zi. REFH-DEFH
8127 **Aesch-Maur**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.chridlerpark.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8310 **Grafstal**, Ramona Schiesser Tel. 055 610 47 46
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8910 **Affoltern a. A.**, Ramona Schiesser Tel. 055 610 47 46
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



4 ½ Zi. Eigentumswohnung
8615 **Wermatswil**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis CHF 2'128'000.-, Bezug ab Sommer 2023
www.solevista.ch



3 ½ - 6 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8904 **Aesch**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



**Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienräume
verwirklicht werden können?
Melden Sie sich bei unserem Chef 
ulrich.koller@lerchpartner.ch oder per Telefon 052 235 80 00.**



2 ½ - 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8610 **Uster**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis ab CHF 1'101'000.-, Bezug ab Frühling 2024
www.schlossblick.ch

Alle Objekte im Überblick:
www.immobilientraum.info

Lerch & Partner
GENERALUNTERNEHMUNG AG
LerchPartner.

 
Zürcherstrasse 124 Postfach
8406 Winterthur
Telefon 052 / 235 80 00



Wir nehmen an der folgenden
Immobilienmesse teil:
**EIGENHEIM
MESSE
SCHWEIZ** Bauen & Modernisieren Zürich
21. - 24. Sept. 2023, Messe Zürich

Pures Gold

Milliardärs-Gattinnen, interessanter als ihre erfolgreichen Männer.

Julie Burchill

Wikipedia definiert «Trophy Wife» wie folgt: «Trophy Wife (zu Deutsch etwa <Trophäenfrau>, <Beutefrau> oder seltener <Trophäenweibchen>) ist ein auch abwertend gebrauchter Begriff für eine in der Regel gutaussehende junge Frau, die einen älteren, erfolgreichen und gutsituierten Mann heiratet. Im mittleren Lebensalter suchen sich Männer mit einem entsprechenden Partnermarktwert jüngere Frauen, die aber auch oft im Verdacht stehen, hauptsächlich an seinem Erfolg, Geld und Einfluss interessiert zu sein. Im Englischen wird der Begriff *gold digger* verwendet, um Frauen oder auch Mädchen zu beschreiben, die bewusst einen wohlhabenden Mann suchen.»

Der Ausdruck Trophy Wife geht möglicherweise darauf zurück, dass Soldaten, die ein Land eroberten, dessen schönste Frauen als Beute in ihre Heimat zurückbrachten; doch die heutigen Trophy Wives sind nicht einfach Opfer, sondern selbst kämpferisch veranlagt. Den verwandten Begriff *gold digger* gibt es seit 1925, und er taucht in Titeln von Filmmusicals wie «Gold Diggers of 1933» auf, die in der Zeit der Weltwirtschaftskrise (1929–1939) entstanden.

Hochbegabte Goldgräberin

Gold diggers kommen immer dann zum Zug, wenn es Frauen wirtschaftlich besonders schlecht geht, also auch in den fünfziger Jahren, als Frauen aus den Munitionsfabriken zurück an den heimischen Herd gescheucht wurden, da ihre Männer aus dem Krieg zurückgekommen waren. Eine von ihnen war Norma Jeane Dougherty, die sich 1946 von ihrem ersten Mann scheiden liess, um eine lebenslange Affäre mit Filmkamas einzugehen. In Filmen wie «How to Marry a Millionaire» (1953) wurde die Goldgräberin mit dem steinernen Herzen dadurch liebenswert, dass sie von der strahlenden Marilyn Monroe verkörpert wurde, wie Norma Jeanes Künstlername lautete. Es ist fast schon prophetisch, dass die Fortsetzung des Monroe-Films «Gentlemen Prefer Blondes» (wörtlich: «Gentlemen bevorzugen Blondinen») «Gentlemen Marry Brunettes» (wörtlich: «Gentlemen heiraten Brünette»)

London

hiess, denn Marilyn's brünette Gegenspielerin im Kampf um die Gunst von Präsident John F. Kennedy sollte zum Inbegriff der Trophy Wife werden, als sie den mehr als zwanzig Jahre älteren Milliardär Aristoteles Onassis heiratete.

Die Kennedy-Witwe, eine hochbegabte Goldgräberin, entsprach kein bisschen dem Klischee, dass Frauen dieser Art blond und todschick angezogen zu sein und auf schwindelerregend hohen Absätzen durch die Gegend zu stöckeln hatten, um wie eine Höhlenbewohnerin in Haute Couture auf Beutesuche allerlei Ex-Frauen und Anwälte hinter sich zurückzulassen. Frauen, die am früheren Look festhielten, machten eher eine schlechte Figur, man denke nur an das Glamour-

Cooler Milliardäre wollen cooler Mädchen, die der eigenen Coolness förderlich sind.

Model Anna Nicole Smith, das mit 26 den 89-jährigen Ölmilliardär J. Howard Marshall heiratete, oder daran, wie unglücklich Melania neben Trump aussah. Deshalb haben sich die Trophy Wives im 21. Jahrhundert gewandelt.

Sie sind ein bunter Haufen. Da gibt es beispielsweise Hilaria Baldwin, die mit ihren sieben Kindern ein wandelndes Reklameschild für die Spermienqualität ihres schiessfreudigen Ehemannes ist. Oder Kim Kardashian, die nach einem Leben als blosses Schmuckstück nun eine Juristinnenlaufbahn eingeschlagen hat, weshalb der Komiker Pete Davidson sich den Schriftzug «Meine Freundin ist Anwältin» hat tätowieren lassen. Es macht sich immer gut, eine attraktive Feministin oder eine witzige Frau zu ergattern, so wie das der milliardenschwere Verleger Mortimer Zuckerman einst mit Gloria Steinem und der Verleger Ron Galotti mit «Sex and the City»-Autorin Candace Bushnell getan hatte (die ihm mit Mr. Big ein Denkmal setzte).

Manchmal verwandelt sich eine Trophy Wife in die – oft bessere – Hälfte eines *power couple*: Amal und George Clooney, Beyoncé und Jay-Z und das ständig mutierende zweiköpfige Ungeheuer Bennifer – Jennifer Lopez und Ben Aff-

leck. Es gibt aber auch das Kollidieren von Trophäen, vor allem wenn eine Diva einen Sportstar heiratet, ohne zu ahnen, welche Unmengen an Groupies Athleten anziehen, was Khloé Kardashian widerfahren ist. Kanye West hat das präzisiert, aber auch unappetitlich auf den Punkt gebracht in «I Won» («Ich habe gewonnen»), seinem Rap-Wettstreit mit Future darüber, wer sich die bessere Frau gekrallt habe, in Wests Fall damals Kim Kardashian: «Du bist die Trophy Wife Nummer eins, drum ist es nichts als recht, ein Trophäenleben zu führen. Ich habe gegen NBA- und NFL-Spieler gesiegt, und jedes Mal, wenn ich zum Schuss komme, ist das deshalb wie der Super Bowl. Wenn einen die Leute nicht hassen, taugt das alles nichts. Schaut euch Kylie, Kendall, Courtney und Khloé an: Deine Mama hat nichts als Trophy Wives hervorgebracht.»

Zwischen «Darling» und «Partnerin»

Manchmal enden solche urbanen Märchen in finsternen Fantasien: So macht West heute Videos, in denen er sich den Tod des Liebhabers seiner Ex-Frau ausmalt. Manchmal reisst die Trophy Wife das Steuer auch herum: So enthüllte Padma Lakshmi (Model, Schauspielerin, Köchin), dass Salman Rushdie sie während ihrer Ehe als «schlechte Investition» bezeichnet habe, weil ihre schwere Endometriose dazu geführt hatte, dass sie weniger Lust auf Sex hatte – dann aber schnappte sie sich den dreissig Jahre älteren Milliardär Ted Forstmann, und dazwischen hatte sie auch noch eine Affäre mit dem Venture-Kapitalisten Adam Dell, dessen Tochter sie gebar. Lakshmi ist das Bindeglied zwischen dem «Darling» reicher Männer im 20. Jahrhundert und der «Partnerin» (schreckliches Wort, sollte nur im Zusammenhang mit Tennis und Anwaltsfirmen verwendet werden) reicher Männer im 21. Jahrhundert.

Neues Geld will keine altmodischen Trophy Wives: Cooler Milliardäre wollen cooler Mädchen, die der eigenen Coolness förderlich sind; im Idealfall haben sie eigene Karrieren und eigene Follower in den sozialen Medien, was dann wiederum dem egomanen Mann ganz neue Kontakte verschafft. Die kanadische Musikerin



Grimes, die Mutter von Elon Musks Kindern X Æ A-12 und Exa Dark Sideræl, ist in dieser Hinsicht absolut perfekt. Ihre unstete Beziehung zu Musk mutet wie eine Studentenliebelei des neuen Millenniums an – «Ich könnte wohl sagen, er sei mein Freund, aber wir sind da sehr fluid» –, und die Art, wie sie sich begegnet sind, ist Lichtjahre entfernt von der althergebrachten Goldgräberinnentechnik, in teuren Bars auf Beute zu lauern: Sie lernten sich auf Twitter

Es spricht einiges dafür, dass das Leben einer Ex-Frau dem einer Trophy Wife vorzuziehen ist.

kennen, weil beide das gleiche Wortspiel zum Thema «Gedankenexperiment» gemacht hatten, was natürlich etwas anderes ist, als wenn ein Mann einer Frau anbietet, ihr seine Briefmarkensammlung zu zeigen.

Die perfekte Verkörperung der Trophy Wife des 21. Jahrhunderts muss aber Lauren Sánchez sein, die Freundin von Jeff Bezos, einem der reichsten Männer der Welt: Beide wurden in derselben Stadt im Staat New Mexico in die Arbeiterklasse geboren, lernten einander aber erst als Erwachsene kennen. Zu diesem Zeitpunkt war Sánchez keine von Hormonen gebeutelte junge Hipsterprinzessin, sondern die geschiedene Mutter von drei Kindern und eine mit Emmys ausgezeichnete Fernsehpersönlichkeit. Wie bei allen besonders guten Beziehungen lässt sich in diesem Fall unmöglich sagen, wer hier wen erbeutet hat.

Süßes eigener Lebensunterhalt

Sich einen reichen Mann zu schnappen, ist aufregend, wie ich aus eigener Erfahrung weiss. Egal, wie durchgeistigt wir sein mögen, ein Teil von uns ist nach wie vor gedankenlos und von der Biologie bestimmt, und wenn wir so einen Kerl ergattern, dann verspüren wir ein bössartiges triumphierendes Gefühl von «Haut ab, ihr Schlampen!». Es spricht freilich einiges dafür, dass das Leben einer Ex-Frau dem einer Trophy Wife vorzuziehen ist: Wer es richtig anstellt, bekommt einen schönen Teil der Kohle des Mannes, ohne sich mit seinen üblen Angewohnheiten herumschlagen zu müssen: Ivana Trump wirkte um einiges glücklicher als Melania.

Unterm Strich läuft alles auf das hinaus, was eine Frau, die *lap dance* macht, mir mal gesagt hat: «Es ist ein Witz, wenn behauptet wird, *lap dancing* ermächtigt Frauen. Das ist nicht so. Aber Geld zu haben, ist ermächtigend. Also tust du, was du kannst, um welches zu verdienen.» Allerdings kann ein Sugardaddy noch so grosszügig sein: Viel süßes ist es für eine Frau, ihren Lebensunterhalt selbst zu verdienen.



Manchmal verwandelt sich eine Trophy Wife in die bessere Hälfte eines Power Couple: Anna Nicole Smith (o.), Kim Kardashian (l.) Padma Lakshmi.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer

Jeder Hektar zählt

China kauft in der ganzen Welt Agrarland auf.
In der Ukraine besitzt es bereits ein Zehntel der Anbaufläche.

Elisabeth Braw

Russlands Überfall auf die Ukraine hat weltweit zu Hunger und explodierenden Lebensmittelpreisen geführt. Unterbrochene Lieferketten werden auch künftig für Probleme sorgen. Viele Länder erkennen, dass sie mehr Nahrungsmittel produzieren sollten, haben einen Grossteil ihres besten Agrarlands aber an China verkauft, das die Ernährung der eigenen Bevölkerung im Auge hat. Vor einigen Jahren kaufte China fast ein Zehntel der landwirtschaftlich nutzbaren Fläche der Ukraine. Jeder Staat sollte ausländische Interessenten, die Agrarland kaufen wollen, stärker unter die Lupe nehmen, wie das bereits bei potenziellen Käufern von kritischer Technologie geschieht.

«Eine Lösung der globalen Ernährungskrise kann es nur geben, wenn ukrainisches Getreide, aber auch die von Russland produzierten Nahrungs- und Düngemittel wieder auf den Weltmarkt gelangen», sagte Uno-Generalsekretär António Guterres am 24. Juni. Einen Monat später wurde ein von Guterres und dem türkischen Präsidenten Erdogan vermitteltes Abkommen unterzeichnet, das es der Ukraine ermöglicht, Getreide und andere Agrarprodukte über die Schwarzmeerbahnen zu exportieren. Vor dem Krieg wurden rund 90 Prozent der ukrainischen Getreideproduktion über Schwarzmeerbahnen exportiert. Ende August war bereits eine Million Tonnen verschifft – eine eindrucksvolle Zahl, aber weit entfernt von den fünf Millionen Tonnen, die vor dem Krieg exportiert wurden.

Palmöl und Schweinefleisch

Die globale Ernährungskrise, verursacht durch den russischen Krieg gegen die Ukraine, zeigt deutlich, wie wichtig Zugang zu Agrarland ist. Während westliche und andere Länder sich bei der Ernährung der eigenen Bevölkerung auf globale Lieferketten verlassen haben, war man in China vorausschauender. Agrarflächen in anderen Ländern wurden hinzugekauft, etwa in Amerika, Frankreich und Vietnam. 2013 erwarb die in Hongkong ansässige WH Group den grössten amerikanischen Schweinefleischproduzenten (Smithfield Foods) sowie mehr als 59 000 Hektar Agrarland in Missouri. Im selben Jahr er-

langte, wie berichtet, das Xinjiang Production and Construction Corps für fünfzig Jahre Zugang zu 9 Prozent des fruchtbaren ukrainischen Agrarlands, was 5 Prozent der Gesamtfläche der Ukraine entspricht. Sergiy Kasyanow, Eigentümer von KSG Agro, dem beteiligten ukrainischen Unternehmen, erklärte später: «Es geht nicht um Kauf und nicht um Pacht, wie berichtet wurde, es ist ein Joint Venture.» Unabhängig von den juristischen Feinheiten – China erlangte Zugang zu ukrainischem Agrarland. Chinesische Unternehmen haben in den vergangenen Jahren zahlreiche Pachtverträge in der Ukraine ab-

In Kiew dürfte man mit Sorge beobachten, dass ein Verbündeter Russlands über sein Land verfügt.

geschlossen. In anderen Ländern bietet sich ein ähnliches Bild. Zwischen 2011 und 2020 erwarb China fast sieben Millionen Hektar Agrarland auf der ganzen Welt. Britische Unternehmen kauften zwei Millionen Hektar, amerikanische und japanische weniger als eine Million Hektar.

«Entscheidend ist, was die Chinesen mit dem Land anstellen», sagte der Afrika-Experte J. Peter Pham, der unter Präsident Trump als Delegierter in die Region der Grossen Seen entsandt wurde. In der Demokratischen Republik Kongo «bekamen sie [die Chinesen] die Genehmigung, auf 100 000 Hektar Palmöl zu produzieren», dessen Produktion Regenwald vernichtet. «Und in Simbabwe produzieren sie Schweinefleisch für den

eigenen Markt, was weder nachhaltig noch sinnvoll ist in einem Land, in dem die Menschen nicht genug zu essen haben.»

Der Verlust von Agrarland ist auch für wohlhabendere Länder ein Problem. Im April war der Weltmarktpreis für Getreide gegenüber dem Vorjahr um 18 Prozent gestiegen, laut Bloomberg der grösste Anstieg in fast fünfzig Jahren. In Frankreich hat sich der Weizenpreis seit 2020 verdoppelt. Und China dürfte weitere Agrarflächen im Ausland kaufen. China hat 21 Prozent der Weltbevölkerung, aber nur 7 Prozent der nutzbaren Agrarfläche.

Verkaufsverbot in den USA

Der Fall Ukraine zeigt, wie riskant es ist, wenn ein Teil des eigenen Territoriums in ausländische Hand gelangt. In Kiew dürfte man mit Sorge beobachten, dass ein Verbündeter Russlands über ukrainisches Land verfügt, aber auch die Möglichkeit, dass sich durch einen abrupten Ausstieg der Chinesen die wirtschaftlichen Probleme der Ukraine verstärken, ist nicht von der Hand zu weisen.

Im Juni nahm der Bewilligungsausschuss des US-Repräsentantenhauses einstimmig einen Gesetzentwurf an, der den Verkauf von amerikanischem Agrarland an chinesische, russische, iranische und nordkoreanische Unternehmen verbieten würde. Der Entwurf folgt einem 2020 verabschiedeten Gesetz, wonach der Erwerb von Agrarland durch ausländische Käufer eine Überprüfung voraussetzt. Ausserdem sollte Agrarland künftig von China und anderen strategischen Gegnern zurückgekauft werden. Es ist zu riskant, wenn feindliche Mächte in den Besitz von Agrarfläche kommen. Der Klimawandel wird zu einer gesteigerten Nachfrage nach Agrarland führen. Zugleich werden geopolitische Konflikte vermehrt zu gestörten Lieferketten führen. Jeder Hektar zählt.



Elisabeth Braw ist Senior Fellow am American Enterprise Institute. Dieser Artikel, zuerst im *Wall Street Journal* erschienen, wurde für die *Weltwoche* aufdatiert und ergänzt.

Aus dem Englischen von Matthias Fienborck

Bundesrats-Kandidaten im Neutralitäts-Check

Wie positionieren sich die Anwärter für die Maurer-Nachfolge? Hans-Ueli Vogt und Heinz Tännler stehen mit klaren Ansichten hervor.

Marcel Odermatt

Bern

Der Bundesrat hat am 28. Februar entschieden, die Sanktionen der EU und der USA gegen Russland zu übernehmen. Eine Mehrheit des Parlaments stützt diese Kehrtwende der Neutralitätspolitik. Nur der Souverän kann noch eine Kurskorrektur vornehmen.

Die Organisation Pro Schweiz präsentierte darum vor einigen Tagen ihre «Neutralitätsinitiative». Diese verlangt, dass die Schweiz auf nichtmilitärische Vergeltung – sprich Sanktionen – gegen kriegführende Staaten verzichtet. Konkret hätte sich die Schweiz nach dem Angriff der Russen auf die Ukraine nicht den Zwangsmassnahmen der EU und der USA anschliessen dürfen, sondern einen eigenständigen Weg beschreiten müssen.

Wie positionieren sich die fünf SVP-Anwärter auf die Nachfolge von Bundesrat Ueli Maurer in dieser für ihre Partei zentralen Frage?

Spaltung der Welt

Zwei Kandidaten haben überhaupt keine Zweifel daran, wie sie die Initiative beurteilen. Der ehemalige Nationalrat Hans-Ueli Vogt, Professor für Privat- und Wirtschaftsrecht an der Universität Zürich, gehört zu den treibenden Kräften hinter dem Anliegen und macht im Initiativkomitee mit. «Die Schweiz als kleines, weltoffenes, globalisiertes Land ist darauf angewiesen, mit möglichst allen Ländern politische und wirtschaftliche Beziehungen zu unterhalten», sagt er.

Laut Vogt zeichnet sich eine Spaltung der Welt in zwei mächtige Blöcke ab: hier der Westen, angeführt von den USA, da der Osten mit China, Indien und Russland. «Natürlich steht uns der Westen von seinen Werten und seiner Geschichte her näher», so Vogt. Trotzdem dürfe sich die Schweiz politisch nicht auf eine Seite schlagen.

Auf sein Bestreben hin werden die traditionellen guten Dienste explizit erwähnt: «Der Initiativtext sagt, dass die Schweiz ihre Neutralität für die Verhinderung und Lösung von Konflikten nutzt und als Vermittlerin zur



«Schwarzweissdenken ist falsch»: Regierungsrat Tännler.



Gute Dienste: Rechtsprofessor Vogt.



Keine Meinung: Finanzdirektorin Blöchli.

Verfügung steht.» In einem Konflikt müsse es jemanden geben, der die Rolle des Vermittlers übernehmen und sich für den Frieden einsetzen könne. «Darin sehe ich die Rolle der Schweiz. Die Schweiz soll sich für den Frieden einsetzen und nicht sich am Krieg beteiligen», erklärt Vogt.

Eine dediziert andere Position in dieser Frage vertritt der Zuger Regierungsrat Heinz Tännler: «Schwarzweissdenken beim Thema Neutralität ist falsch. Das gilt auch im Fall der Neutralitätsinitiative.» Im Konflikt in Osteuropa sei klar, wer den Krieg zu verantworten habe und der Aggressor sei. Die Schweiz könne in einem solchen Fall nicht einfach abseitsstehen. «Das würde vom Ausland nicht akzeptiert und unserem Ruf als Wirtschaftsstandort schaden», so Tännler.

Die Bedeutung der Neutralität habe sich in den letzten Jahrzehnten stark verändert. Früher sei das Land von feindlichen Mächten umgeben gewesen, die sich bekriegt hätten. In dieser Situation habe deshalb ein Abseitsstehen absolut Sinn gemacht. Trotzdem setzt auch Tännler ein Fragezeichen: «Ich hätte die Sanktionen genau geprüft und nicht einfach blind übernommen. Das ist zu einfach und hat neue Probleme verursacht.»

Wo stehen Röstli und Salzmann?

Während Vogt und Tännler klare Vorstellungen haben, geben sich die beiden Berner Bewerber zurückhaltender. Ständerat Werner Salzmann sagt: «Ich finde es richtig, dass die Neutralität in den Zweckartikeln der Bundesverfassung verankert wird und sich die Schweiz auch in Zukunft an das Sanktionsregime wie während der Krimkrise 2014 hält.» Nationalrat Albert Röstli betont, er habe sich immer für die «dauernde, bewaffnete Neutralität starkgemacht». Er werde das Volksbegehren auf jeden Fall unterschreiben.

Bislang keine Meinung zur Initiative hat die Nidwaldner Aspirantin Michèle Blöchli. Die Finanzdirektorin sagt, sie müsse sich mit dem Anliegen von Pro Schweiz erst noch auseinandersetzen.

Aufstand unter dem Kopftuch

Die Proteste im Iran reissen nicht ab.
Sind die Tage der Islamischen Republik gezählt?

Mohammad Mohammadi

Teheran

Sonntag, 23. Oktober, neun Uhr abends. Während ich diesen Bericht schreibe, höre ich überall in meinem Quartier den lauten Ruf «Zan, Zendegi, Azadi» (Frau, Leben, Freiheit), darauf folgt «Tod dem Diktator». Und um klarzustellen, wer damit gemeint ist, skandieren die Bewohner der umliegenden Hochhäuser: «Nieder mit Chamenei» – dem geistigen Oberhaupt und Revolutionsführer der Islamischen Republik Iran.

Das Begräbnis der 22-jährigen Kurdin Mahsa Amini am 17. September in Saqqez, einer Stadt in der iranischen Provinz Kurdistan, löste eine Kettenreaktion aus. Es kam zu kleineren, aber entschlossenen Protestkundgebungen in der Provinz und in der Hauptstadt Sanandadsch, bald in mehr als fünfzig Städten im ganzen Iran.

Mahsa lag drei Tage im Koma im Kasra-Krankenhaus, das sich in nächster Nähe des Oberkommandos der Sittenpolizei befindet. Am 25. September wurde ihr Tod bekanntgegeben. Nach Angaben der Behörden erlitt sie einen Herzinfarkt und einen Schlaganfall. Dies, obwohl ihr Kopf Schlagspuren aufwies.

Während ich am Schreibtisch sitze, rufen mich Freunde aus allen Teilen von Teheran an. Via Telefon höre ich die regimekritischen Parolen, die auch dort aus den Fenstern gerufen werden.

«Weg mit den Mullahs!»

Mahsa Amini wurde in Teheran festgenommen und in einem Transporter zum Hauptquartier der Sittenpolizei gebracht, nur einen Steinwurf von der australischen Botschaft entfernt. «Sittenpolizei» ist nur einer von vielen Namen für die Repressionsmaschinerie des Regimes, die in den vergangenen vierzig Jahren zum Alltag gehörte. Im ersten Jahrzehnt der postrevolutionären Periode hatten sich alle Bürger als gläubige Muslime an die islamische Vorschrift «Das Gute gebieten, das Schlechte verbieten» zu halten.

Anfangs waren es die Revolutionskomitees, die die Befolgung dieser Vorschrift überwachten. Unter welcher Bezeichnung die Moralwächter auch in Erscheinung traten und frauenfeindliche Bestimmungen durchsetzten – der Unter-



«Frau, Leben, Freiheit»: Teheran, 1. Oktober.

drückungsapparat blieb unerbittlich. Bis heute gehört es zu den routinemässigen Aufgaben der Sittenpolizisten, Frauen, die ohne den vorgeschriebenen Hidschab in der Öffentlichkeit auftreten, zu belehren und festzunehmen. Diese Frauen können zu einer Geldstrafe oder zu Stockhieben verurteilt werden, und sie müssen eine Erklärung unterschreiben, dass sie die Kleidungs Vorschriften beachten werden.

Aminis Tod in Polizeigewahrsam führte dazu, dass Zeitungen, die den Gemässigten und Reformern nahestehen (*Shargh*, *Etemaad*), und soziale Netzwerke den Fall publik machten. Während der Trauerfeier in Saqqez wurde die Parole «Frau, Leben, Freiheit» zu einem Schlagwort für Emanzipation. Sie stehen für Frauenrechte, Gerechtigkeit und Demokratie – und für die Sehnsucht, nicht unter diesem Regime leben zu müssen. Die Forderungen der Menschen brachte der Sänger Shervin Hajipour mit seinem Protestsong «Baraye» (Persisch: «Für ...») zum Ausdruck. Auch wenn er verhaftet und zum Schweigen gebracht wurde – für die junge Generation ist sein Lied eine Art Nationalhymne geworden.

Keine der grossen Parteien hat sich den Protestruf «Frau, Leben, Freiheit» zu eigen gemacht, doch über die sozialen Netzwerke wurde die Trauerfeier zu einem Symbol der Frauenemanzipation im Iran und überall im Nahen Osten. Auch das alte Trauerritual des Haareabschneidens, Tradition bei Kurden, Luren und anderen iranischen Volksgruppen, ist inzwischen fester Bestandteil der Protestkundgebungen, denen sich iranische Film- und Bühnenschauspieler und international bekannte Stars anschliessen.

Überall im Iran schliessen sich seit Mahsas Tod Menschen aus allen Schichten den Protesten an und verleihen ihren Forderungen Nachdruck: «Frau, Leben, Freiheit», aber auch «Tod dem Diktator» und «Nieder mit Chamenei». Selbst in der heiligen Stadt Qom, die gern auch als «iranischer Vatikan» bezeichnet wird, und in vielen anderen konservativen Städten riefen Demonstranten aus ärmeren Vierteln «Weg mit den Mullahs!» Eine Frauenemanzipationsbewegung, ausgelöst durch Mahsa Aminis Tod, verwandelte sich schneeballartig in einen Aufstand gegen ein theokratisches Regime, das schon lange unter

einer Legitimationskrise leidet und in den vergangenen fünf Jahren mehrmals mit Unruhen konfrontiert war.

Welch eine Ironie für das theokratische Regime, dass Kleriker mit einem weissen oder schwarzen Turban sich nicht mehr sicher fühlen können, wenn sie allein auf die Strasse gehen, weil in jedem Moment eine junge Frau, ein junger Mann ihnen den Turban vom Kopf reissen, sie auslachen und wüst beschimpfen könnte.

Heutzutage sitzen Jungen und Mädchen gemeinsam in der Mensa, sie pfeifen darauf, dass derlei nicht gestattet ist. Auch auf der Strasse gehen sie gemeinsam. Wenn allerdings Ordnungskräfte oder Revolutionswächter erscheinen und Jagd auf Demonstranten machen, gibt es Verwundete und Tote. An den Universitäten gehen Basidschis (Angehörige der paramilitärischen Miliz) gewaltsam gegen ihre Kommilitonen vor, um die Geschlechtertrennung durchzusetzen. Auf dem Campus der Teheraner Scharif-Universität wurden die Proteste erst nach Tagen niedergeschlagen.

70 000 Menschen festgenommen

Mitarbeiter von Justizbehörden sprechen in «Clubhouse»-Chats davon, dass landesweit mindestens 70 000 Menschen festgenommen wurden. Nach Angaben von Menschenrechtsgruppen sind etwa 12 500 Menschen verhaftet worden, und wer auf Kautions freikommt, berichtet von überfüllten Gefängnissen und Polizeiwachen. Seit dem 17. September hat es laut Menschenrechtsorganisationen mehr als 250 Todesopfer gegeben.

Das Ziel der Demonstranten, der Sturz des Regimes, ist nicht so leicht zu erreichen, dafür sorgen die Sicherheitskräfte, die in den letzten Jahren mit eiserner Hand jeden Protest niedergeschlagen haben. Nun wird von staatlicher Seite erklärt: Wenn Demonstranten getötet werden, sind nicht sie die Schuldigen, sondern ausländische Agenten, die das Ansehen der Islamischen Republik beschmutzen wollen. Eltern von Minderjährigen, die in Meschhed (Hauptstadt

Heute sitzen Jungen und Mädchen gemeinsam in der Mensa, sie pfeifen darauf, dass derlei nicht gestattet ist.

der Provinz Razawi-Chorasan im Nordosten) getötet wurden, mussten Blutgeld annehmen und öffentlich erklären, ihre Kinder seien Angehörige der Basidsch gewesen, die von «Handlangern der globalen Arroganz» (gemeint sind die USA und ihre Verbündeten) getötet worden seien.

Bislang scheinen Revolutionsgarden und Sicherheitskräfte davor zurückzuschrecken, mit scharfer Munition auf Demonstranten zu schießen (ausgenommen in der Provinz Kurdistan und in der Provinzhauptstadt Sanandadsch). Stattdessen werden hauptsächlich Tränengas und

Schlagstöcke eingesetzt, die natürlich genauso tödlich sein können.

Man kann sagen, dass das Regime, verglichen mit der brutalen Niederschlagung der Proteste gegen die Erhöhung der Benzinpreise im November 2019, inzwischen vorsichtiger vorgeht. Aber es gibt natürlich keine Garantie, dass das auch in Zukunft so bleiben wird. Die Herrschenden haben ein klein wenig eingelenkt. Frauen, die das lange Haar, manchmal gefärbt, selbstbewusst offen tragen, bewegen sich in der Öffentlichkeit, in Restaurants und Einkaufszentren, ohne dass sie von Sittenpolizisten schikaniert oder belästigt werden, geschweige denn festgenommen und zu einer Umerziehungsmassnahme abtransportiert werden. Aber das ist das Höchste an Flexibilität, welches das verknöcherte, ideologisch verbohrt Establishments aufzubringen imstande ist.

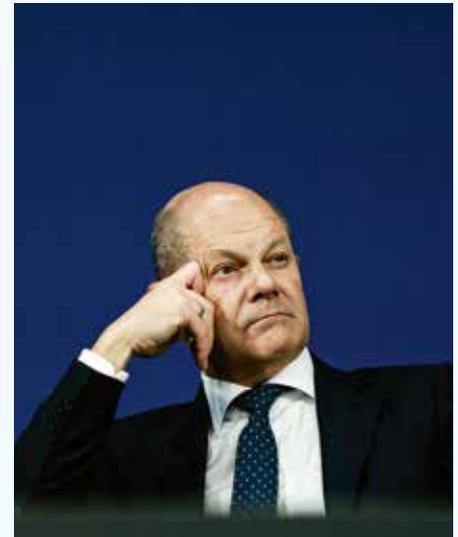
Frauen, die in der Öffentlichkeit kein Kopftuch tragen, sind inzwischen ein normaler Anblick, auch für konservative Iraner. Aber die Demonstranten sind überzeugt, dass sie, wenn ihr Kampf in den kommenden Wochen und Monaten erfolglos bleibt, mit einer Repression rechnen müssen, die alles in den Schatten stellt, was der Iran in den vergangenen 43 Jahren erlebt hat.

Müllmänner jagen Demonstranten

Die Ordnungs- und Sicherheitskräfte, die Stützen des Regimes, werden gut bezahlt, von vielen Seiten ist zu hören, dass sogar Müllmänner und Arbeitslose angeheuert werden, um Jagd auf Demonstranten zu machen. Natürlich können Schüler und Studenten und selbst Arbeiter in der Öl- und Erdgasindustrie das verhasste Regime nicht stürzen. Aber für die Zukunft kann man durchaus optimistisch sein. Noch ein Zwischenfall wie der Tod von Mahsa Amini in Polizeigewahrsam könnte spontane Proteste im ganzen Land auslösen. In den inneren Führungskreisen des Regimes könnten Konflikte ausbrechen. Nicht zuletzt wegen der Frage, wer nach dem Tod des heute 83-jährigen Obersten Führers Ajatollah Ali Chamenei die Nachfolge antritt. Kleine Protestgruppen könnten sich also ermutigt fühlen, den Kampf bis zum Ende zu führen.

Eine weitere Gefahr für das Regime ist die Tatsache, dass zum ersten Mal in der postrevolutionären Periode die Solidarität der iranischen Diaspora mit den friedlichen Demonstranten im Iran eine grosse Rolle spielt. Noch fehlt der Protestbewegung im Iran ein Sprecher oder eine Sprecherin. Doch eines Tages könnte sich, in Kooperation mit der internationalen Gemeinschaft und mit iranischen Oppositionellen im Ausland, eine solche Führungsfigur herauskristallisieren.

Mohammad Mohammadi ist Journalist im Iran. Aus Sicherheitsgründen wurde sein Name geändert. Aus dem Englischen von Matthias Fienbork



Immun gegen das US-Virus? Scholz.

Chinas Landeplatz in Hamburg

Der Hamburger Hafen nennt sich gern das «Tor zur Welt», und der ehemalige Oberbürgermeister der Hansestadt, der heutige Bundeskanzler Olaf Scholz, hat sich vorgenommen, dieses Tor weit offen zu halten. Er sollte sich davon nicht abbringen lassen. Auch dann nicht, wenn es, wie gerade jetzt, Kritik hagelt: Der Hamburger Hafen will nämlich den kleineren Teil eines Containerterminals an eine staatliche chinesische Reederei verkaufen. Das stösst auf Widerstand.

Gesinnung prüfen

Scholz, der nächste Woche mit einigen Wirtschaftsbossen nach China reist, befürwortet den Deal. In seiner Regierung sprechen sich Grüne und FDP jedoch dagegen aus. Sie fürchten die steigende Abhängigkeit von der nächsten Diktatur nach den Erfahrungen mit Russland.

Tatsächlich sind sie aber bloss von einem Zeitgeist getrieben, der den freien Handel durch freiwillige Abschottung ersetzen will. Vielleicht hat sie auch das amerikanische Virus angesteckt. Dieses heisst «America first» und infiziert Europa mit US-Interessen. Nicht mehr Preis und Qualität eines Produkts sollen demnach über Kaufen oder Nichtkaufen entscheiden, sondern die Gesinnung des Handelspartners. Er muss so denken wie der Westen, sonst fliegt er aus der Lieferkette.

Scholz hat sich bisher gegen dieses US-Virus weitgehend immun gezeigt. Hoffentlich bleibt er gesund.

Oliver Stock

Furcht vor Wahlbetrug

Vor den wegweisenden Zwischenwahlen drängt sich in den USA erneut die Frage auf: Wie zuverlässig ist das Wahlprozedere? Es gibt Anlass zu Besorgnis.

John Fund

Viele Amerikaner zweifeln weiterhin an der Legitimität der Präsidentschaftswahl von 2020. Laut einer im September durchgeführten Umfrage der Monmouth University glaubt ein Drittel der Befragten (darunter 61 Prozent Republikaner), dass Joe Biden unrechtmässig ins Weisse Haus eingezogen sei. Diese Skepsis gründet keineswegs nur auf Donald Trumps Vorwurf der «gestohlenen Wahl», den er mit «Beweisen» unterlegt, die einer Überprüfung nicht standhalten.

Laut Daten von Bundesbehörden blieben seinerzeit 1,1 Millionen Briefwahlunterlagen unauffindbar. Das ist in der Tat ein schwerwiegendes Problem. 2020 untersuchte die Public Interest Legal Foundation, eine gemeinnützige, konservative Rechtsgruppe, die Wählerverzeichnisse in 42 der fünfzig Bundesstaaten. Dabei stellte sich heraus, dass fast 350 000 verstorbene Personen weiterhin im Wahlregister aufgeführt waren. Ebenso Millionen von Personen, die ihren Wohnsitz geändert hatten. Jeder Name eines Verstorbenen oder Umgezogenen bietet skrupellosen Wahlhelfern eine gute Gelegenheit, Wahlbetrug zu betreiben.

26 Fälle allein in Texas

Entgegen den Behauptungen der Demokraten findet Wahlbetrug tatsächlich statt, und knappe Ergebnisse können auf diese Weise beeinflusst werden. Die Heritage Foundation kann insgesamt 1374 erwiesene Fälle von Wahlbetrug dokumentieren und hat Beweismaterial auf-

Jeder Name eines Verstorbenen oder Umgezogenen bietet skrupellosen Wahlhelfern eine gute Gelegenheit.

gedeckt, das die Ergebnisse mehrerer Kandidaturen für den US-Kongress in Frage stellt.

Im letzten Juni bekannte sich Monica Mendez, Wahlhelferin in Texas, in 26 Fällen des Wahlbetrugs schuldig. Dennoch wird Mendez keine Haftstrafe absitzen. Wie andere, die

Washington

wegen Wahlbetrugs verurteilt wurden, wird sie nur einige Stunden «Sozialarbeit» leisten müssen. Wird das sie und andere davon abhalten, eine solche Straftat künftig nicht mehr zu begehen? Wohl kaum.

Linke, die dagegen sind, das Wahlverfahren sicherer zu machen, weisen darauf hin, dass es nur wenige Verurteilungen wegen Wahlbetrugs gibt, was offenbar heissen soll, dass Wahlbetrug



26 000 Tote im Wählerverzeichnis:
Michigans Secretary of State Benson.

nicht vorkommt. Weil hierzulande aber oft sehr schludrig mit Wählerlisten umgegangen wird, ist Wahlbetrug mitunter geradezu grotesk simpel. Solange kein Geständnis vorliegt, ist Betrug schwer nachzuweisen oder zu beenden.

Die gute Nachricht ist, dass die Parlamente in den Bundesstaaten seit der Präsidentschaftswahl 2020 rund 190 neue Gesetze zum Wahlverfahren verabschiedet haben. Vierzehn Staaten haben ihr Ranking in Sachen Wahlkorrektheit verbessert, nur zwei werden nun schlechter eingestuft.

Aber Linke haben alles unternommen, um solche Massnahmen zu verhindern. In Michigan, wo Joe Biden 2020 äusserst knapp gewann,

hat sich Jocelyn Benson, Demokratin im Amt der Secretary of State, anderthalb Jahre lang geweigert, die Namen von fast 26 000 Verstorbenen aus dem Wählerverzeichnis ihres Staates zu streichen. Daraufhin wurde Anklage gegen sie erhoben wegen Verstosses gegen den National Voter Registration Act, der die Streichung der Namen Verstorbener vorschreibt. Doch sie parierte die Anklage, indem sie das Verfahren als «Versuch, die amerikanische Demokratie auszuhöhlen» abtat.

Mehr Wähler als Bürger

Vor den anstehenden Zwischenwahlen bereiten einige Bundesstaaten Sorge wegen möglichen Wahlbetrugs. In Pennsylvania, dessen grösste Stadt Philadelphia bekannt dafür ist, dass dort manchmal mehr Wähler registriert sind, als es laut Volkszählung sein dürften, kommt es regelmässig zu heftigen Auseinandersetzungen zwischen dem demokratischen Gouverneur Tom Wolf und der republikanisch dominierten Volksvertretung.

In diesem Bundesstaat liefern sich die Kandidaten im Rennen um den US-Senatssitz ein enges Duell. Der Gewinner könnte darüber entscheiden, wer ab November die Mehrheit im Kongress in Washington, DC innehat – und damit erhebliche Macht auf die nationale Politik ausüben kann.

Zwar verabschiedete das Parlament in Pennsylvania dieses Jahr ein Gesetz, das es privaten Organisationen verbietet, durch finanzielle Zuwendungen eine höhere Wahlbeteiligung in Pennsylvania zu erreichen.

Dennoch sorgt Gouverneur Wolf nicht für Transparenz. Er wurde ermuntert, die Wähler zu verpflichten, sich vor der Stimmabgabe in irgendeiner Form auszuweisen, so, wie es in anderen dreissig Bundesstaaten der Fall ist. Demokrat Wolf lehnte ab.

John Fund ist Kolumnist bei *National Review* und *American Spectator* und hat mit Hans von Spakovsky das Buch «Who's Counting? How Fraudsters and Bureaucrats Put Your Vote at Risk» (2012) geschrieben. Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Messerland Deutschland

In Ludwigshafen schlachtet ein Somalier zwei Männer mit einer Machete ab. Kein Einzelfall.



In Ludwigshafen sind in der vergangenen Woche zwei Männer brutal von einem somalischen Asylbewerber getötet und eine dritte Person schwer verletzt worden. Als Waffe diente eine Machete. Mit diesem Buschmesser stach er dem zwanzigjährigen Jonas S. in den Hals, bevor er ihm seinen Unterarm abtrennte. Sascha K. wollte seinem Kollegen helfen, ihm rammte der Täter die Machete mehrfach in die Brust.

Den abgetrennten Unterarm von Jonas S. warf der Somalier später auf den Balkon seiner Ex-Lebensgefährtin. Der Tat war ein Streit der beiden Ex-Partner vorausgegangen, sie wollte ihn nicht in die Wohnung lassen. Der Vater von Jonas fand die beiden blutüberströmten jungen Männer schliesslich. Am vergangenen Sonntag versammelten sich knapp tausend Menschen in Ludwigshafen, um der beiden zu gedenken.

Jonas S. und Sascha K. waren Zufallsopfer. Zur falschen Zeit am falschen Ort. Aber dieser «falsche Ort», an dem Menschen mit einer Machete am helllichten Tag abgeschlachtet und Körperteile umhergeworfen werden, ist kein afrikanischer *failed state*. Es ist Deutschland. Ludwigshafen Oggersheim, der Ort, in dem Altkanzler Helmut Kohl bis zu seinem Tod lebte.

20 000 Messerangriffe gab es allein im Jahr 2020. Das sind knapp 55 Attacken am Tag. Insgesamt hundert Menschen kamen dabei ums Leben. Knapp 40 Prozent der Taten werden von Ausländern verübt, obwohl diese nur 14 Prozent der deutschen Bevölkerung ausmachen. Wie viele Täter darüber hinaus einen deutschen Pass besitzen, aber über einen Migrationshintergrund verfügen, ist nicht bekannt.

Noch deutlicher wird das Problem, wenn man sich den Anstieg von Messerattacken seit der grossen Flüchtlingskrise anschaut. Allein zwischen 2014 und 2017 stieg die Anzahl der Angriffe in einigen Bundesländern um mehr als 20 Prozent. In Rheinland-Pfalz, dem Bundesland, in dem Ludwigshafen liegt, sogar um

Innenministerin Faeser hat bis heute kein Wort über die Tat verloren.

49 Prozent. Wer hier keinen Zusammenhang zwischen Migration und diesem neuen Ausmass an Gewalt sieht, verschliesst seine Augen.

Eine so grosse Zunahme von Messerangriffen ist eine Katastrophe für die innere Sicherheit. Ein Messer ist schnell besorgt. Im Fall des Täters von Würzburg, ebenfalls ein Somalier, reichte ein Gang in die Küchenabteilung von Woolworth. In einer zivilisierten Gesellschaft stellt die leichte Verfügbarkeit eines Messers kein Problem dar. Zuzustechen setzt ein enormes Mass an Verrohung voraus, das der in der westlichen Kultur sozialisierte Mensch in der Regel nicht besitzt. Die unkontrollierte Zuwanderung hat diese Gewissheit durch Sozialisation hinweggefegt. Und weil man über kulturell bedingte, unterschiedliche Sozialisationen nicht sprechen will, werden eben Verbote diskutiert.

Nur ist Mord eben auch verboten. Verhindert hat das nichts. Es muss klar sein: Der westliche Rechtsstaat hat weder die polizeilichen noch die rechtsstaatlichen Mittel, um dieses Gewaltphänomen von innen heraus zu bekämpfen.

Strafen à la deutscher Rechtsstaat sind was für Leute mit bürgerlicher Existenz, nicht für Somalier, die sich damit ihr Bleiberecht mit Vollversorgung sichern. Die Herstellung von rechtsstaatlicher Gerechtigkeit wird zur Farce in einem Land, in dem der Steuerzahler für ausländische Straftäter aufkommen muss, die ohne offene Grenzen nicht sein Problem wären.

Nein, die einzige Möglichkeit, dem beizukommen, liegt darin, gewisse Menschen erst gar nicht ins Land zu lassen beziehungsweise zeitnah zurückzuführen. Leute, die Fachkräfte töten, wie die beiden Maler in Ludwigshafen, statt selbst zu den benötigten Fachkräften zu gehören, sind das Problem, nicht die Lösung. Egal, wie oft man von medialer und politischer Seite das Gegenteil behauptet.

Apropos: Innenministerin Nancy Faeser hat bis heute, wie jeder andere Politiker der etablierten Parteien, kein Wort über die Tat von Ludwigshafen verloren. Dafür ging es, ohne Wissen über die Hintergründe, auf direktem Wege nach Wismar, wo jemand ein Flüchtlingsheim angezündet hat. «Kampf gegen rechts» lautet das Motto, das anscheinend auch die Verachtung einheimischer Bürger über den Rand des Erträglichen hinaus umfasst.

In einem Land, in dem es falsche und richtige Täter-Opfer-Konstellationen gibt, nicht weiter verwunderlich. Kämpfe lassen sich leichter ausfechten, wenn sie dem aktuellen Zeitgeist entsprechen. Sonst müsste man sich am Ende noch eingestehen, dass sich manche Probleme nicht mit der «richtigen» Haltung, sondern nur mit unbequemen Entscheidungen lösen lassen.

«Ich weiss nicht mehr, wie alt ich bin»

Unterwegs im Donbass mit den Söldnern der Gruppe Wagner, die überall auf der Welt zur Verteidigung russischer Interessen eingesetzt wird.

Luca Steinmann

Donezk

Das erste Treffen findet im Norden des Donbass statt, vor einem Lebensmittelgeschäft in der Nähe der Stadt Popasna. Eine Nachricht mit einer unbekanntenen Nummer erreicht uns, nachdem wir dort fast zwei Tage lang gewartet haben: «Ich bin Roman, ein Musiker. Ich bin in zwanzig Minuten bei dir.»

Roman fährt in einem Panzerwagen vor. Er ist muskulös, fast zwei Meter gross und trägt eine grüne Militäruniform. Sein Kopf ist rasiert, auf dem Schädel über seinem linken Ohr hat er ein Batman-Symbol tätowiert. Auf seiner Brust trägt er einen roten Aufnäher mit dem Buchstaben W – dem Symbol der Gruppe Wagner, der russischen Privatkompanie von Söldnern, die überall auf der Welt kämpfen, wo Moskau seine Interessen mit den Waffen verteidigt: in Syrien, Libyen, im Sudan, in Venezuela, Mali, in der Zentralafrikanischen Republik.

Seit Februar sind die Kämpfer auch in den Donbass zurückgekehrt (wo sie bereits 2014 und 2015 waren), um die reguläre russische Armee zu unterstützen. «Aber wir sind unabhängig», präzisiert Roman, als er uns an die Front fährt.

Sie leben in den Labyrinthen, die von der ukrainischen Armee gebaut wurden.

«Wir sind besser ausgebildet und ausgerüstet. Und im Gegensatz zur Roten Armee [so wird die russische Armee immer noch genannt; Red.] nehmen wir keine Befehle vom russischen Verteidigungsministerium entgegen, sondern nur von unseren Eigentümern. Sie sind diejenigen, die sich direkt mit dem Kreml abstimmen.»

Putins Privatarmee

Die zwei Besitzer sind Jewgeni Prigoschin und Dmitri Utkin. Ersterer trägt den Spitznamen «Putins Koch», weil er Chef eines Catering-Unternehmens ist, dessen Kunde der russische Präsident war. In den letzten Jahren hat er seine Geschäfte auf andere Bereiche wie Kommunika-

tion und insbesondere Krieg ausgedehnt. Utkin ist ein ehemaliger russischer Geheimdienstoffizier, der unter der Führung von Prigoschin die Gruppe Wagner leitet. «Die Beziehung zwischen ihnen ist wie diejenige zwischen Putin und dem russischen Verteidigungsminister Schoigu», erklärt Roman. «Prigoschin ist der Chef, der mehrere Geschäftszweige unterhält. Einer davon ist der Krieg, dessen Verwaltung an Utkin delegiert wird.»

Utkin ist auch für den Namen der Gruppe verantwortlich. «Wagner ist sein Spitzname», erklärt Roman, «denn er ist ein Liebhaber von klassischer Musik.» Die Nähe zwischen Putin und Prigoschin macht die Gruppe Wagner de facto zu einer Privatarmee, mit der der russi-

sche Präsident seine Interessen weltweit durchsetzt, ohne den Staat daran zu beteiligen.

Wir fahren auf unbefestigten, matschigen Strassen durch die flache ukrainische Steppe. Aus dem Fenster sehen wir endlose Wiesen, bombardierte Gebäude, zerstörte Brücken, Schützengräben, entvölkerte Dörfer, abgebrannte Wälder. Ausser ein paar vereinzelt Panzern, die im Schlamm vorrücken, begegnen wir niemandem. Fast alle Bewohner sind geflüchtet.

«Es gibt nur uns»

Als wir uns der Stadt Bachmut nähern, werden die Geräusche von Explosionen und Raketen immer intensiver. Panzer stehen am Strassen-



«Wir kämpfen gegen einen Feind, der ist wie wir»: Wagner-Söldner im Donbass.

rand und schiessen in Richtung der ukrainischen Stellungen, die einige Kilometer voraus liegen. Die Armee von Kiew wiederum schiesst auf uns. Ihre Raketen fliegen über unsere Köpfe hinweg und explodieren auf den Wiesen hinter uns, wo sie riesige schwarze Wolken erzeugen.

Wir befinden uns in einer der heissesten Kampfgegenden in der ganzen Ukraine. Ende September starteten die Kiewer Soldaten eine Gegenoffensive, die die russische Armee zum ungeordneten Rückzug aus der angrenzenden Region Charkiw zwang. Nun versuchen die Ukrainer, auch im Donbass vorzurücken.

Für Putin bedeutet das eine militärische und politische Niederlage. Seine Armee kämpft mit antiquierten Waffen und Mitteln aus der Sowjetzeit. Die meisten der Soldaten sind nicht gut ausgebildet, hauptsächlich einfache Bürger aus dem Donbass, die in die lokalen Milizen von Donezk und Lugansk eingebunden wurden und seit Februar an die Front gebracht werden. Sie sind zu wenige, um die von der Nato ausgerüstete, ausgebildete und koordinierte ukrainische Armee zu besiegen.

Gegen die militärischen Schwierigkeiten und den Personalmangel hat der russische Präsident eine Mobilisierung in ganz Russland ausgerufen – mit hohen innenpolitischen Kosten. Deswegen fordert er jetzt eine stärkere Beteiligung der Gruppe Wagner. In den letzten Wochen sind mehrere tausend Söldner auf das Land zwischen den Städten Popasna, Bachmut und Switlodarsk gebracht worden, wo sie gegen die Ukrainer kämpfen. «Hier gibt es fast keine russische Armee», bestätigt Roman, «es gibt nur uns.» Tatsächlich hat der Kreml die Kontrolle über einen ganzen Teil der Ukraine an die Gruppe Wagner ausgelagert.

Fast alle waren in Syrien

Ihre Hochburgen liegen auf dem Land zwischen den Dörfern Sajzewe, Veselaya Dolina, Klynowe und Iwangrad, ein paar Kilometer südlich von Bachmut entfernt. In der Stadt kämpft die russische Armee gegen die Ukrainer. Die Aufgabe der Gruppe Wagner besteht darin, von aussen anzugreifen, aber auch tiefe Gräben in der Steppe auszuheben, um eventuellen ukrainischen Gegenoffensiven entgegenzutreten.

Obwohl beim Blick zum Horizont über der Steppe keine Bewegung zu sehen ist, sind die Soldaten der Gruppe Wagner zu Tausenden präsent. Sie leben unterirdisch, in dunklen und feuchten Labyrinthen, die von der ukrainischen Armee in den letzten acht Jahren gebaut wurden, während sie auf die russische Invasion warteten.

Jetzt sind sie zum Unterschlupf der Söldner geworden. Eng und staubig sind die Räume, die sowohl als Schlafsäle wie auch als Operationszentralen dienen, von denen aus die Kämpfe kommandiert werden. Schwere Waffen liegen



neben improvisierten Matratzen, auf denen sich die Soldaten ausruhen. Radios, Computer und Satellitentelefone stehen auf Tischen, auf denen die Essensration serviert wird. Die Kämpfer sitzen auf Stühlen oder Betten, einige putzen ihre Kalaschnikows.

Sie sind alle Russen, doch mit grossen Unterschieden zu den Soldaten der regulären Armee. Fast alle «Musiker», wie sie sich gegenseitig nennen, sind jung: zwischen 20 und 35 Jahre alt. Viele haben Symbole mit Totenköpfen auf ihre Uniformen genäht. «Glücksritter» steht auf einem Sticker. «Das hier ist nichts Persönliches, ich mache das beruflich», sagt einer der Söldner.

Während es unter den regulären russischen Soldaten praktisch unmöglich ist, jemanden zu finden, der Fremdsprachen spricht, verfügen viele «Musiker» über Grundkenntnisse in Englisch, Arabisch und Spanisch. Sie haben es in den Ländern gelernt, in denen sie gekämpft haben.

Fast alle waren in Syrien. Die meisten sind ehemalige Mitglieder der russischen Armee. Wladislaw ist 25 Jahre alt und kommt aus Moskau. Nach dem Abitur trat er den russischen Spezialeinheiten bei und zog mit gerade einmal zwanzig in den Kampf nach Syrien. «Dort habe ich zum ersten Mal die Gruppe Wagner gesehen», sagt er, während er im Dunkeln an einer Tasse Tee nippt. «Ich war sofort fasziniert von ihrer Disziplin, ihrer Ausrüstung. In dem Moment habe ich mich entschieden, ein Musiker zu werden.» Während er spricht, hallen über uns Explosionsgeräusche, keiner scheint darauf zu achten.

Von den anwesenden Söldnern bestreitet keiner, dass dieser Einsatz besonders schwierig ist. Dieser Krieg sei nicht wie diejenigen, die er in Palmyra, Tripolis, Bangui oder im Sudan geführt habe, erklärt Roman mit distanzierter, teilnahmsloser Stimme. «Wir kämpfen gegen einen Feind, der ist wie wir. Gegen einen, der unsere Sprache spricht, der gut ausgebildet und

motiviert ist.» Das seien ganz andere Feinde als in Afrika oder Lateinamerika.

Um die Frontlinie zu erreichen, steigen wir auf einen Panzer. Am Rand eines dichten Waldes mit intensiven roten und gelben Herbstfarben entdecken wir tiefe Gräben, in denen Scharfschützen kauern. Am Horizont erscheint die Stadt Bachmut. Dann sehen wir die Schützengräben der ukrainischen Soldaten, die nur einige hundert Meter von uns entfernt sind. Plötzlich beginnen sie zu feuern. Die Lage wird hektisch.

«Mister Barins» Katze aus der Heimat

In den niedrigen und engen Tunnels und Gräben laden die Kämpfer hastig ihre Waffen und schiessen zurück. Einige von ihnen tragen schwere Flammenwerfer auf ihren Schultern, rennen aus dem Graben und feuern einen donnernden Schuss ab. Sofort kommen sie zurück, um sich vor Gegenangriffen zu schützen. Wenige Kilometer dahinter schiessen junge Männer Raketen und Mörser in den Himmel. Nach gut einem Dutzend Schüssen verschwinden sie sofort in einem der vielen unterirdischen Tun-

Sie warten, bis die Explosionen aufhören. Manchmal für ein paar Minuten, manchmal stundenlang.

nels. Hier warten sie, bis das Geräusch der Explosionen aufhört. Manchmal für ein paar Minuten, manchmal stundenlang.

Auf einem dieser Posten sitzt «Mister Barin», der Chef der Gruppe Wagner in dieser Region. «Ich weiss nicht mehr, wie alt ich bin, wie lange ich schon kämpfe und warum mir der Spitzname Barin gegeben wurde. Ich weiss nur, dass ich seit der Gründung der Gruppe Wagner dabei bin und dass ich überall auf der Welt hingereist bin, wo wir im Einsatz waren.» Barin ist ein Mann mittleren Alters mit kurzen braunen Haaren. Er sitzt an einem Schreibtisch und kommuniziert über mehrere Satellitentelefone. Eine kleine Pistole hängt an seiner Hüfte, auf dem Schoss sitzt eine grosse Katze, die er aus seiner Heimat mitgebracht hat. «Sie ist das einzige Mitglied meiner Familie, das mir auf jedes Schlachtfeld folgt», sagt er.

Seine Stimme wird von Schüssen und Explosionen übertönt. Die Wände erzittern. Wir hören die schmerzhaften Schreie eines Mannes, der weint und flucht. Barin achtet nicht darauf und streichelt seine Katze.

Luca Steinmann, 33, ist ein schweizerisch-italienischer Journalist. Seit Februar verfolgt er den Ukraine-Krieg aus dem Donbass als fast einziger westlicher Reporter auf der Seite der Russen. Im September erhielt er den «Premiolino», einen der wichtigsten Journalistenpreise Italiens, für seine Berichterstattung aus dem Donbass.

«Frieden jetzt!»

Ungarn sei kein «trojanisches Pferd» Putins, sagt Ungarns Kanzleramtsminister Gergely Gulyás. Er legt dar, warum Premier Orbán im Ukraine-Krieg eine eigenständige Politik verfolgt.

Urs Gehriger

Einmal mehr erntet Ungarn die geballte Kritik der europäischen Presse und der Brüsseler Politik. Derzeit ist es die Haltung im Ukraine-Krieg, die missfällt. «Als einziges EU-Land verweigert Ungarn der Ukraine konsequent Hilfe», schreibt der *Spiegel*. Andere Medien bezeichnen Orbán als «trojanisches Pferd» Putins.

Kanzleramtsminister Gergely Gulyás wehrt sich mit Vehemenz gegen solche Schlagzeilen und Vergleiche. Tiraden wie jene des *Spiegels* seien «schlechteste Art von Propaganda». Er weist darauf hin, dass Ungarn ebenso wie alle Mitgliedsstaaten der Europäischen Union die russische Aggression gegen die Ukraine in aller Deutlichkeit verurteilt. In der Tat hat Premier Orbán Putins Invasion als «Verletzung des Völkerrechts», «Akt der Aggression» und als «Angriffskrieg» bezeichnet.

Man habe «die grösste humanitäre Hilfe in der Nachkriegszeitgeschichte Ungarns» für die Ukraine und die 1,2 Millionen nach Ungarn geflüchteten Ukrainer geleistet. «Gleichzeitig haben wir die Ukraine im Rahmen der Europäischen Union finanziell unterstützt. Und wir tragen auch die Sanktionen mit», unterstreicht Gulyás, der letzte Woche im Rahmen eines offiziellen Besuchs in der Schweiz weilte. Doch es sei offensichtlich, dass der Westen mit der bisherigen Politik so nicht weiterfahren könne.

Energie im Vordergrund

«Der Fokus liegt zu sehr auf Putin selbst», erklärte Ungarns Premier Orbán jüngst an einer Podiumsdiskussion anlässlich seines Deutschland-Besuchs. Stattdessen sollten sich die Europäer mehr auf die Frage konzentrieren, was in ihrem eigenen Interesse liegt.

Gulyás, ein enger Vertrauter Orbáns, hält den Finger auf die Sanktionspolitik. Europa habe mit den Sanktionen – insbesondere jenen im

Energiebereich – nicht den Russen geschadet, sondern sich selbst. «Russland hat in diesem Jahr zweimal so viel verdient wie im letzten Jahr. Man könnte sogar sagen: Wer diese Sanktionen erfunden hat, ist der beste Freund Russlands.» Damit habe der Westen die russische Aggression mitfinanziert.

Gulyás drückt damit ein Unbehagen aus, das in der europäischen Bevölkerung zunimmt. Es sei nun dringend nötig, über das weitere Vor-



«Der Fokus liegt zu sehr auf Putin»: Viktor Orbán.

gehen «eine europäische Debatte» zu führen. Gulyás plädiert für intelligente Sanktionen, «die für Russland schädlich sind, und nicht für Europa».

Im Gespräch mit der *Weltwoche* legt Gulyás dar, warum sein Land im Umgang mit Russland keinen aggressiven, sondern einen vermittelnden Kurs eingeschlagen hat. Ein zentraler Grund ist die Energieabhängigkeit von Russland. 90 Prozent des ungarischen Gas- und Ölverbrauchs stammt von dort. «Die ungarische Wirtschaft und Gesellschaft können in diesem und auch im nächsten Jahr nicht ohne russisches Gas und Öl funktionieren.» Auch die Firmen aus der Schweiz, aus Österreich oder Deutschland, die in Ungarn grosse Investitionen getätigt haben, könnten nicht ohne russisches Gas produzieren. «Deshalb ist

es unser vorrangiges Interesse, dass wir trotz aller Verurteilungen und Sanktionen die Beziehung zu Russland so aufrechterhalten, dass der Energiezufluss weiter bestehen bleibt.»

Anerkennung für den Wehrwillen

Ungarn war 1956 das erste Opfer des damaligen Sowjetregimes, als der ungarische Volksaufstand mithilfe Moskaus niedergeschlagen wurde. Der ungarische «Selenskyj» – Imre Nagy – wurde damals gehängt. Sollten nicht gerade die Ungarn, basierend auf ihrer historischen Erfahrung, die Ukrainer mit Waffen unterstützen, damit sie die russischen Invasoren aus ihrem Land zurückdrängen können?

Die Regierung Orbán lehnt dies ab. Waffenlieferungen aus Ungarn seien nur durch die Karpaten möglich, erklärt Gulyás, und diese könnten dort zu Zielscheiben russischer Angriffe werden. Da in diesem Gebiet Ungarn leben – vor dem Krieg waren es rund 200 000 –, sei es «von besonderem ungarischem Interesse, Transkarpatien aus dem Krieg rauszuhalten».

Gulyás zollt den Ukrainern grosse Anerkennung für ihren Wehrwillen. «Sie kämpfen für ihre Heimat. Das akzeptieren und schätzen wir sehr. Die Ukrainer führen einen heroischen Kampf.» Aber es gebe ein noch grösseres Gut, das man nicht aus den Augen verlieren dürfe. «Ein Krieg gegen eine Atommacht birgt eine riesengrosse Gefahr, nicht nur für die Ukraine, sondern für ganz Europa.» Deshalb sei es im Interesse aller, so schnell wie möglich eine Feuerpause zu erreichen. Deshalb plädiere Ungarn für «Frieden jetzt!».

Gergely Gulyás, 41, ist studierter Jurist. Er wurde 2010 Abgeordneter in der ungarischen Nationalversammlung. 2014–2017 war er Vizepräsident des Parlaments und 2015–2018 Vizepräsident der ungarischen Regierungspartei Fidesz. Seit 2018 ist er Minister des Amtes des Ministerpräsidenten.

Wandern wie die Schweizer

Ein Eidgenosse auf Wanderschaft ist der Inbegriff von gesicherter Perfektion.



Immer häufiger ergreift mich an Wochenenden die Bergflucht. Weg von Menschenmassen in Einkaufsläden, die sich ihre Bestellung nach minutenlangem Schlangestehen erst in genau dem Moment überlegen, wenn sie an der Reihe sind. Vom brummenden Verkehr oder von Laubbläsern, die mehr Zeug in der Gegend herumwirbeln als ein Orkan der Stärke zwölf, aber als geschütztes Kulturgut gelten, weil der Staat im Kampf gegen unzumutbares Laub ohne sie nicht auskommt. Jeder einzelne Lärmfall ist selbstverständlich berechtigt, und wer dabei langsam das Zombie-Syndrom entwickelt, ist ja frei, eine Petition zu starten.

Oder eben, er geht auf Wanderschaft. Auf jeden Fall sind unsere Wälder von Lärm bislang verschont geblieben. Ich war den ganzen Sommer über wandern in den Schweizer Bergen. Es gibt diese grossartigen Apps, mit deren Hilfe man Region, Tourlänge, Schweregrad und Kategorie (Berggipfel, Seen etc.) auswählen kann. Sich auf entlegenen Baumwipfelpfaden zu verirren, ist unmöglich, denn die gewieftete Satellitentechnik des Smartphones lässt den Wanderer, der sich hartnäckig an das «Ganz im Einklang mit der Natur» krallt, an der Weggabelung stets korrekt abzweigen.

Als Anhängerin semischwerer Wanderungen weiss man, welche Touren zu vermeiden sind, wenn man kein grossstädtisches Déjà-vu erleben und seine Pfade nicht mit Omi, Opi, Kinderwagenschiebern, Walkern, Hobby-Schmetterlingsbeobachtern und Freunden der gepflegten Beizeneinkehr bevölkert haben möchte, die eigentlich keine Wanderung, sondern einen längeren Spaziergang machen. Frechheit eigentlich, die Touren «leicht» unter «Wanderung» zu listen. «Mittelschwer» eignet sich für Leute mit besserer Kondition, an eine «schwere» Tour (alpines, teils gefährliches

Gelände, mehr Steigung) habe ich mich bislang aufgrund meiner Höhenangst nicht gewagt, ich bin aber nah dran. Regelmässiges Wandern ersetzt jeden Psychiater, auch jede Schönheits-OP. In totaler Abgeschiedenheit durch Wälder mit Tannenduft stapfen, entlang plätschernder Bächlein und nach dem steilen Aufstieg ausser Atem auf dem Grat mit atemberaubender Aussicht ankommen ist die reinste Frischzellenkur.

Es ist unumgänglich, auch auf der «Mittelschwer»-Tour nicht doch noch ein paar andere Idyllendurchkreuzer anzutreffen. Ich mache drei Gruppen aus: Zur ersten zählen die Expats (junge und vor allem englisch sprechende Paare). Man erkennt sie daran, dass sie den Eindruck geordneter Planlosigkeit vermitteln, also mit Absicht, aber unvorbereitet auf den Berg kommen; sie haben am Morgen bei Green-Smoothie und Soja-Jogurt entschieden, einfach mal draufloszugehen. Sie tragen hippe Sneakers statt Wanderschuhe. An jeder zweiten Gabelung zücken sie ihr iPhone zwecks Wegkonsultation und für das Foto vor schöner Kulisse, welches sie dann am Abend bei Instagram posten. So wie ich.

Schweizer Wanderer identifiziert man schon auf 500 Meter Entfernung als solche. Sie unterscheiden sich von allen anderen durch die Vollkommenheit ihres Auftritts. Sie sind in der Lage, sämtliche 65 000 Kilometer Wanderwege in der Schweiz im Schlaf zu gehen (kein Wunder, etwa vier Millionen Schweizer wandern regelmässig). Am Tag zuvor haben sie sich die neuste Extrembergsteiger-Ausrüstung von Mammut für 10 000 Franken gekauft. Mit grosser Wahrscheinlichkeit ist da auch ein Blitzableiter dabei, damit sie im Minimum sieben Tage überleben könnten, für den Fall, dass auf der Wanderung «mittelschwer» etwas schief läuft. Um für alle Eventualitäten abgesichert

zu sein, haben sie ausserdem an ihrem *oversize* Rucksack Steigeisen festgemacht – es könnte ja später im Bergrestaurant ein Eiswürfel im Rivella liegen.

Wer sich als Wanderer erhofft, je höher er steigt, desto mehr Einsamkeit vorzufinden, hat die Rechnung ohne das E-Bike gemacht. Die Akku-Radler, deren fahrende Untertasse etwa so viel kostet wie ein Kleinwagen (bei den meisten jedenfalls) und auch dieselbe Grösse besitzt, sind überall. Die Bikes starren vor Neugier, und ihre Fahrer – meist Ü-fünzig-Paare – rasen mühelos und beseelt den Berg hoch und vorbei an den angestrengt Marschierenden. Meiner Meinung nach haben sie die Pfade des würdigen Bergaufstiegs verlassen, denn eigentlich werden sie von ihren Akkus mehr oder weniger hochgetragen (ja, ja, schon klar, sie radeln selbst). Warum ich mir die Küche dieser Leute voll mit Geräten wie Brotbackautomat, Entsafter, Crêpes-maker, Reiskocher, *air-fryer*, Dampfgarer und Dörrautomat vorstelle, weiss ich wirklich nicht.

Dank dem E-Bike ist jeder imstande, in die hintersten Ecken der Welt einzufallen, und gewiss, man könnte jetzt einen toleranten Standpunkt einnehmen und sich einsetzen für die Rechte der E-Biker, die ja niemandem etwas tun, und gleichzeitig für den Stolz der Wanderer, und selbstverständlich können sie nichts dafür, dass die mittlere Tour eben grosszügig mit ihnen ist und ihnen alle Grade des Schmerzes erspart. Dennoch, und nennen Sie es pingelig, lösen die Akku-Bergstrampler bei mir ein ähnliches Gefühl aus wie Autos, die durch die Fussgängerzone fahren. Höchste Zeit, das Abenteuer «schwer» in Angriff zu nehmen.

Folgen Sie unserer Autorin auf Twitter @TamaraWernli

Phänomen Lieblingskind

In Mehrkindfamilien finden sich in schöner Regelmässigkeit kleine Krösusse. Das ist normal und gut so, solange der besondere Status vorübergehend ist.

Hartmut Kasten

In der Geschwisterforschung ist das Thema «Lieblingskinder» lange Jahre auf wenig Interesse gestossen. Dies ist verwunderlich angesichts der Tatsache, dass die Geschwisterforschung in der Vergangenheit viele Facetten des Geschwisterhabens näher betrachtet hat, zum Beispiel die Qualität der Geschwisterbeziehung (und ihre Veränderung im Laufe des Lebens), die Rivalität zwischen Geschwistern, den Geburtsrangplatz (und damit verbundene Privilegien oder Nachteile), und sich sogar mit den Vor- und Nachteilen von Geschwisterlosigkeit befasst hat.

Fast drängt sich der Eindruck auf, dass Lieblingskinder nicht zum Forschungsgegenstand gemacht wurden, weil ihre Existenz tabuisiert beziehungsweise in Frage gestellt wurde. Damit im Einklang steht die Beobachtung, dass Eltern in Befragungen oft verneinen, ein Lieblingskind zu haben.

Heissersehnter Stammhalter

Erst in jüngerer Zeit wurde das Lieblingskind in den Mittelpunkt der Betrachtung gerückt. In den USA etablierte sich die «Favoritism»-Forschung, deren Ergebnisse vom Wissenschaftsjournalisten Jeffrey Kluger in einer Titelgeschichte im *Time Magazine* zusammengefasst wurden.

In Deutschland verfasste Cathrin Kahlweit von der *Süddeutschen Zeitung* 2016 einen lesenswerten unterhaltsamen Artikel zum Thema Lieblingskind.

Aufbauend auf eigenen Recherchen und unter Einbezug der Ergebnisse dieser beiden Veröffentlichungen werden im Folgenden die wichtigsten Befunde der Lieblingskindforschung zusammengestellt und eine Reihe von Empfehlungen für betroffene Eltern formuliert.

In Zwei- und Mehrkindfamilien finden sich in schöner Regelmässigkeit Lieblingskinder. Das ist normal, richtig und gut so, solange der besondere Status ein vorübergehender ist. Es ist leicht nachzuvollziehen, dass es Phasen gibt, in



Legendärer Bruderzwist: Noel (l.) und Liam Gallagher von der britischen Rockband Oasis.

denen ein bestimmtes Kind in einer Familie vermehrt Beachtung findet und Zuwendung erhält.

Dies könnte der Fall sein, wenn ein Kind lebensbedrohlich erkrankt oder behindert auf die Welt kommt. Oder wenn ein Kind in einer Entwicklungsphase dadurch besonders attraktiv für die Eltern wird, dass sie sich in ihm wiedererkennen. Systematisch betrachtet, tragen unter anderem folgende Faktoren dazu bei, dass ein Kind von einem oder beiden Elternteilen bevorzugt wird: Alter und Geschlecht der Kinder, Erfahrungen in der eigenen Kindheit, elterliche Identifikations- und Projektionsneigung. Wenn man Einzelfälle näher unter die Lupe nimmt, lassen sich weitere Faktoren herausdestillieren.

Verderblich und perniziös wird es, wenn Kinder dauerhaft oder lange Zeit bevorzugt behandelt werden und gleichzeitig andere Kinder in der Familie zu wenig oder im Extremfall gar keine Beachtung und Zuwendung finden. Dadurch wird die Familiendynamik in ihren Grundfesten erschüttert und die Beziehungsqualität zwischen den Kindern vergiftet.

Eine vorübergehende Bevorzugung ist normal und alltäglich und kommt nahezu in allen Familien vor. Ein Kind erfährt besondere Beachtung und Zuwendung zum Beispiel dann, wenn es sich (aus welchen Gründen auch immer) in einer schwierigen Entwicklungsphase befindet und besonderer Unterstützung bedarf. Oder wenn es vom Geschlecht her das heissersehnte Wunschkind ist: Nach der Geburt von zwei Mädchen wird endlich der heissersehnte Stammhalter geboren, der dazu auserkoren ist, später einmal den Bauernhof, die anwaltliche Kanzlei oder die ärztliche Praxis zu übernehmen. Diese Stammhalter-Ideologie findet sich häufiger in konservativ orientierten Familien, zu denen Landwirte, Anwälte, Ärzte gehören können.

Kleine Rebellen

Auch im Hinblick auf den Geburtsrangplatz finden sich Bevorzugungsmuster: Erstgeborene stossen auf besondere Beachtung bei ihren Eltern, weil diese noch unerfahren und unsicher sind und sich nicht einigen können, wie sie es am besten behandeln, wenn es zum Beispiel anhaltend schreit oder beharrlich trotzt. Oder wenn es aggressiv oder depressiv reagiert, wenn ein zweites Kind in der Familie geboren wird.

Schon um das Jahr 1900 herum verwendete der Psychoanalytiker Alfred Adler den Begriff «Entthronungstrauma». Das ist bei Erstgeborenen besonders häufig der Fall, so hat die moderne Entwicklungspsychologie herausgefunden, wenn ein geringer Altersabstand zwischen dem Erstgeborenen und dem nachfolgenden Geschwister vorliegt.

In der Geschwisterforschung wird unterschieden zwischen niedrigem, mittlerem und grossem Altersabstand. Als optimal für eine gedeihliche Entwicklung der Beziehung zwischen den Geschwistern hat sich ein Abstand von ungefähr drei Jahren erwiesen. Ein drei Jahre älterer Erstgeborener ist zum Zeitpunkt der Geburt seines jüngeren Geschwisters schon ein Stück emotional abgenabelt und kann es aushalten, wenn er eine Zeitlang und phasenweise die Nummer zwei wird im Hinblick auf elterliche Zuwendung und Aufmerksamkeit, dann nämlich, wenn das kleine Geschwister versorgt und betreut werden muss. Familienpädagogen empfehlen, dass sich in dieser schwierigen Phase, wenn es sich einrichten lässt, die Väter ihren Erstgeborenen besondere Zuwendung angedeihen lassen sollten.

Zweitgeborene entwickeln sich zuweilen zu kleinen Rebellen, weil sie es leid sind, vom grossen Bruder dominiert zu werden, der ihnen nicht selten auch von Seiten der Eltern als Vorbild hingestellt wird. Letztgeborene Kinder erfahren als Nesthäkchen nicht selten besondere Beachtung. Wenn der Altersabstand zu den älteren Geschwistern genügend gross ist, können diese das tolerieren und emotional verkräften. Mittlere Kinder, die «Sandwichkinder», erfahren die elterliche Zuwendung nie ungeteilt, immer haben sie ein älteres und/oder jüngeres

Geschwister neben sich, mit dem oder mit denen sie teilen und sich arrangieren müssen. Sie sind strukturell benachteiligt und haben die geringsten Chancen, einmal Lieblingskind zu werden.

Betrachten wir jetzt die nicht normalen, nicht alltäglichen Fälle von Familien, in denen es ein Lieblingskind nicht nur vorübergehend, son-

Mittlere Kinder haben die geringsten Chancen, Lieblingskind zu werden.

dern dauerhaft gibt. Glücklicherweise ist dies eine Familienkonstellation, die eher selten vorkommt (die Forschung geht von einer Häufigkeit von zwischen 5 und 10 Prozent aus). Wie angedeutet, ist dies eine perniziöse Situation für die betroffenen Familien, insbesondere aber für die permanent bevorzugten beziehungsweise ständig benachteiligten Kinder.

Die permanent bevorzugten Lieblingskinder entwickeln eine Haltung zum Leben, die ihnen später einmal sehr zum Nachteil werden kann. Ihr Anspruchsdenken, das sie in ihren Herkunftsfamilien ausgebildet haben, wird in grosser Regelmässigkeit im späteren Leben nicht erfüllt. Daran leiden sie und laufen Gefahr, sich zu isolieren, weil es ihnen nicht gelingt, emo-

tional befriedigende Beziehungen auszubilden. Ihre permanent benachteiligten Geschwister, die sich immer weniger geliebt gefühlt haben, entwickeln kein Selbstwertgefühl, haben kein Vertrauen in die eigenen Möglichkeiten, verzagen schnell, schaffen es nicht, ihres eigenen Glückes Schmied zu werden, fühlen sich oft unzulänglich und scheitern im Extremfall am Leben, was bis zum Suizid führen kann.

Signale und Sensibilitäten

Was also ist in einem solchen Fall zu tun? Am Anfang steht die Selbstreflexion: Was bewegt mich dazu, ein bestimmtes Geschwister permanent zu bevorzugen? Wie kann ich das ändern? Wie kann ich das ausgleichen?

Entscheidend ist das, was die Kinder erleben: Sie sind wie Seismografen und signalisieren den Eltern ihre Befindlichkeit. Eltern sollten sich sensibilisieren für diese Signale.

Oft hilft eine regelmässige Familienkonferenz, ein offenes Gespräch auf Augenhöhe, in dessen Verlauf jedes Kind zu Wort kommt und Gelegenheit erhält, sich zu öffnen und über die von ihm erlebten Kränkungen zu berichten.

Hartmut Kasten ist Entwicklungspsychologe, Familienforscher und Autor zahlreicher Bücher.



Schlafwohl

Markenmatratzen & Bettsysteme

SINCE 2006 

Wohl überlegt investieren & beruhigt schlafen.

Legen Sie Ihr Geld besser in,
statt unter der Matratze an.



Fachgeschäft
in Ihrer Nähe



Am Samstag 29. Oktober 20% Rabatt auf alle Produkte.

Frieden im Herzen

Nr. 42 – «Christlich ist es, den Schwachen zu schützen»
Gegenrede von Gottfried Locher

Bei den zitierten Stellen geht es gerade nicht um ein Schwert, das man für sich oder den Schwachen zu schwingen hätte, sondern um das Schwert, das jenen droht, die in irgendeiner Not versucht sein könnten, den himmlischen Vater zu verleugnen – also das radikale Liebesgebot Jesu zu verflachen. In der Bibelauslegung sollte wie in der Beurteilung des Kriegs dem Umfeld vermehrt Beachtung geschenkt werden – dem Kontext bei der Auslegung, der Umkreisung Russlands durch das stärkste Militärbündnis der Gegenwart bei der Beurteilung der Kriegsschuld. Haben die Kirchen bei den Untaten der Hauptglieder des westlichen Bündnisses auch Kerzen angezündet?

Alfred Güdel, Pfarrer, Vicques

Der reformierte Theologe Gottfried Locher führt als Autorität für seine Interpretation des Bibelwortes «Liebet eure Feinde» den Zürcher Reformator Huldrych Zwingli auf. Dieser hat zwar einiges Positives bewirkt, aber seine Kriegsethik führte die Eidgenossenschaft in zwei verheerende Religionskriege. Im zweiten fand Zwingli den Tod. Vielleicht hätte Zwingli sich besser von der Friedensethik seiner ehemaligen Schüler – den Täufern – inspirieren lassen, statt eine Politik des gerechten Kriegs zu praktizieren? Markus Jost, Theologe, Gasel

Friede, Feindesliebe beginnt bei jedem Einzelnen. Da hat Gottfried Locher gewiss recht. Ohnehin, eine einzelne Aussage von Jesus herauszustreichen und daraus gar ein Dogma zu machen, würde keinen Sinn machen. So

könnte jemand, der Feindesliebe praktiziert, durchaus auch mal zur Waffe greifen, um einen Schwachen zu schützen. Da sehe ich keinen Widerspruch. Theologe Locher bleibt beim Buchstaben hängen, und er versäumt es meiner Meinung nach, darauf hinzuweisen, dass im Vergleich zu Militarismus und Hochrüstung friedensfördernde Massnahmen weltweit einen geringen Stellenwert haben. Hier wäre eine Korrektur dringend notwendig. Schlussendlich steht das Überleben der Menschheit auf dem Spiel. Wo bleibt der hoffnunggebende Akzent? Werner Brodbeck, Zürich

Was immer der Theologe Gottfried Locher aus den Worten von Jesus Christus herausliest, mir ist es lieber, mit Frieden im Herzen zu sterben, als mit Hass einen Soldaten umzubringen, den zu hassen mir andere Menschen eingetrichtert haben. William Möritz, Zürich

Kategorische Reaktion

Nr. 41 – «Waffenstillstand jetzt!»
Editorial von Roger Köppel

Die USA wollen die internationale Konvention, wonach Grenzen nicht mit Waffengewalt geändert werden können, durchsetzen. Weil Putins Armeen im Frontbereich nicht reüssieren und schwerer Raketenbeschuss die Zivilbevölkerung nicht entmutigt, droht Putin mit atomaren Waffen. In dieser sehr ernsten Lage gibt es zwei Möglichkeiten: einzuknicken oder, wenn man dazu in der Lage ist, mit einer Gegendrohung zu reagieren. Indizien deuten darauf hin, dass die USA und ihre Verbündeten Letzteres können. Die heutige Lage wird mit der Kubakrise von 1962 verglichen. Damals hat die mutige und unmissverständliche Hal-

tung des amerikanischen Präsidenten Kennedy Russland zum Einlenken gezwungen. Wenn der Westen seine Werthaltungen glaubwürdig vertreten will, gibt es auch heute nur eine kategorische Reaktion auf Drohung und Erpressung. Claudio Palmy, Igis

Balsam auf die Wunden

Nr. 42 – «Nur tote Fische schwimmen mit dem Strom»
Essay von Milosz Matuschek

Der Beitrag wirkt wie Balsam auf die Wunden derer, die gegen den Strom schwimmen. Aber es wird wohl kaum zu einer Einsicht mit entsprechendem Kurswechsel kommen. Andere Meinungen werden in den Mainstream-Medien ausnahmslos ignoriert – oder wie bei Google, Facebook und Twitter sogar verboten. Keine guten Zeichen für eine ehrliche, objektive Aufarbeitung mit entsprechender Kurskorrektur. Man fühlt sich zurückversetzt in Zustände, wie sie im Mittelalter oder in den dunklen Zeiten der Sowjetunion herrschten. Hans Georg Braunschweiler, Rüslikon

EU-affine Professoren

Nr. 42 – «Propaganda-Maschine ETH»
Hubert Mooser über die Hochschule

Es ist kein Wunder, dass ein Grossteil der ETH-Professoren EU-affin ist, kommen doch die meisten aus Deutschland oder aus anderen Ländern. Wie viele Schweizer Professoren sind überhaupt noch an der ETH tätig? Ruth Caesar, Walkringen

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Dietrich Mateschitz (1944 – 2022)

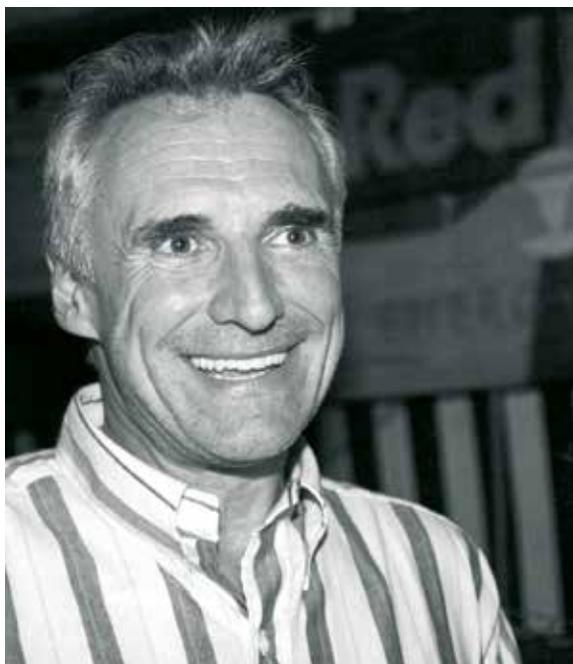
Als ich von seinem Tod erfuhr, machte mich dies tief betroffen. Mit dem Red-Bull-Gründer verbinde ich wunderbare Erlebnisse und die Erinnerung an einen Mann, der mit seinen Visionen und seiner Grosszügigkeit scheinbar Unmögliches möglich machte.

Vor rund 21 Jahren hatte ich das Vergnügen, Dietrich Mateschitz kennenzulernen. Für unser Projekt – die Weihnachtsshow Salto Natale – suchten wir finanzielle Unterstützung. Dank meinem langjährigen Geschäftspartner Fritz Kaiser, der als Mitbesitzer des Sauber-Rennstalls auch in der Formel 1 hervorragend vernetzt war, konnten wir unsere Idee in der Red-Bull-Zentrale in Fuschl vorstellen.

Er fand sofort Gefallen an unserem Projekt. Es schien ihn zu beeindrucken, dass wir etwas Unkonventionelles auf die Beine stellen wollten – etwas, das es in dieser Form noch nicht gab. Am Schluss des Gesprächs fragte mich Mateschitz: «Wie viel Geld soll ich wohin schicken – und bis wann?» Einen Vertrag mussten wir nicht abschliessen. Der Handschlag genügte. Zur Erinnerung setzte er seine Unterschrift auf eine Red-Bull-Dose – mit der trockenen Bemerkung: «Das habe ich noch nie gemacht.» Gleichzeitig unterbreitete mir Mateschitz noch ein anderes überraschendes Angebot: «Und wissen Sie was? Falls es nicht klappt – was ich aber nicht glaube –, gründen wir eine Aufangesellschaft.»

Als ich das Gebäude verliess, war ich gleichermassen beeindruckt wie überrascht. Noch nie hatte ich einen derart unkomplizierten, aber auch scharf denkenden Menschen getroffen. Mateschitz besass ein ausgeprägtes Gespür für gute Ideen – vor allem, wenn sie abseits des Mainstreams lagen. Wo andere zögerten und das Haar in der Suppe suchten, lobte er die Vision und machte Nägel mit Köpfen. Rückblickend kann ich mit grosser Dankbarkeit sagen: Ohne Dietrich Mateschitz hätte Salto Natale grössere Startschwierigkeiten gehabt – und ohne ihn würden wir in diesem Jahr vielleicht nicht das 20-Jahr-Jubiläum feiern. Was mich damals am meisten erstaunte: Eine Gegenleistung wollte er nicht – nicht einmal in Form von Red-Bull-Werbung. Als Salto Natale auf sicheren Füssen stand, zog er sich stillschweigend zurück. Auf meine Frage, weshalb er uns so grosszügig Starthilfe gewährte, sagte er: «Ihr seid ein junges, tolles Team – macht weiter so.»

Den Tag nach dem Agreement verbrachten wir mit Mateschitz, seiner Lebenspartnerin Marion Feichtner und Sohn Mark. Es war eine in jeder Beziehung grossartige Begegnung, die mich bis heute berührt. Und von der ich viel lernen konnte. Wenn man Mateschitz eine halbe Stunde zuhörte, war dies mehr wert als vier Jahre an der Universität. Mateschitz erzählte mir beispielsweise, wie er in den USA die Awards für Stuntmen erfunden hatte. Er wollte in Hollywood einer Berufsgruppe eine grosse Plattform bieten, ohne die nichts gehen würde, die aber



Nägel mit Köpfen: Red-Bull-Gründer Mateschitz.

immer irgendwie am Rand stand. Sein Argument: Die Stuntmen seien oft Ex-Spitzen-sportler oder Ex-Marines, die mit viel Mut und Fitness Höchstleistungen erbrächten – und somit exakt der Zielgruppe von Red Bull entsprächen. Es war ein gewiefter Schachzug, der ihm die Türen zur Filmwelt öffnete und die Marke Red Bull in den USA weiter festigte.

Die Marketingkonzepte von Mateschitz stammten nie aus Schulungen oder Theoriebüchern – sondern entsprangen dem Bauchgefühl. Ich ticke in dieser Beziehung ähnlich. Vermutlich fanden wir auch deshalb sofort den Draht zueinander.

Bekannt wurde Dieter Mateschitz vor allem als grosser Sportförderer. Seine Engagements im Fussball, in diversen Extremsportarten und

vor allem in der Formel 1 waren legendär. Dass er dafür auch kritisiert wurde, versteht sich fast von selber. Die Neider sind schliesslich die treuesten Weggefährten von Erfolgsmenschen.

Davon liess sich Dietrich Mateschitz aber nicht aufhalten. Mit seinem feinen Fingerspitzengefühl und der grossen Menschenkenntnis setzte er fast immer auf die richtigen Persönlichkeiten. Beispielsweise nahm er den jungen Nidwaldner Skirennfahrer Marco Odermatt schon unter Vertrag, als nur Insider von dessen grossem Potenzial wussten. Mittlerweile ist Odermatt der beste Skirennfahrer der Welt – und ein wichtiger Markenbotschafter für Red Bull.

Didi – wie ihn seine Freunde nannten – besass aber auch eine ausgeprägte gemeinnützige Ader. Beispielsweise war er Mitbegründer der Stiftung Wings for Life, die Querschnittslähmung heilbar machen will. Und er stellte der Paracelsus Medizinischen Privatuniversität in Salzburg für ein Forschungszentrum zu Rückenmarksverletzungen sieben Millionen Euro zur Verfügung – eine der grössten Spenden, die in Europa je von einer Privatperson an eine Universität gingen. Ich durfte seine Grosszügigkeit erleben, als ich mich mit Karlheinz Böhm in der Stiftung Menschen für Menschen engagierte und diverse Projekte in Äthiopien unterstützte. Von Dietrich Mateschitz kam jedes Jahr eine Million Euro. Er wollte aber nie, dass man dies an die grosse Glocke hängte oder sich öffentlich bei ihm bedankte. Dafür war er zu bescheiden – und um Diskretion bemüht.

Interviews gab er praktisch nie, die Öffentlichkeit mied er. Mit der Eventhalle Hangar-7 in Salzburg und dem Fernsehkanal Servus TV schuf er gleichwohl spektakuläre Bühnen. Als ich ihn einmal fragte, weshalb er dieses Fernsehprojekt initiierte, sagte er nüchtern: «Ich habe es satt, dummes Fernsehen zu schauen.» So war Dietrich Mateschitz: direkt, ehrlich, bodenständig, unternehmerisch denkend, wagemutig, grosszügig. Er war den meisten seiner Mitmenschen (mindestens) einen Schritt voraus. Ich verneige mich vor ihm und seinem Lebenswerk, spreche seinen Angehörigen und Freunden mein aufrichtiges Beileid aus und rufe zum Himmel: «Einen wie dich wird es nie mehr geben. Danke für alles. Wir sehen uns wieder.»

Rolf Knie

Was darf unsere Swiss?

Der Import der Streikwaffe ginge für hiesige Gesellschaftsregeln zu weit.



Die Fluggesellschaft Swiss hat sich mit den Piloten auf die wichtigsten Punkte eines neuen Gesamtarbeitsvertrags geeinigt. Damit findet eine mehrmonatige vertragslose Phase ein Ende. Wäre die Übereinkunft nicht gelungen, hätte es Ende Monat zu Streiks kommen können, denn die Piloten hatten ihrer Gewerkschaft kürzlich grossmehrheitlich die Befugnis zu entsprechendem Handeln gegeben.

Ist jetzt alles in Ordnung? Nein, die Streikdrohung hat die Lohnauseinandersetzung zu einer bedrohlicheren Angelegenheit gemacht, als man dies in der Schweiz von anderen Tarifverhandlungen her gewohnt ist. Streiken zählt nicht zu den Instrumenten der hiesigen Sozialpartner, auch dann nicht, wenn ihre Vorstellungen stark auseinandergehen.

Die Streikdrohung wirkt – auch wenn die Friedenspflicht nach einer bestimmten Zeit ausgelaufen ist – wie ein importierter Brauch, der das Unternehmen betriebswirtschaftlich und von der Reputation her schwächt und darüber hinaus auch negativ ins ganze hiesige Arbeitsleben ausstrahlt.

Ist das gesellschaftlich oder politisch von Bedeutung? Man kann doch argumentieren, dass die Art des Kämpfens vor allem Privatsache der Firma Swiss beziehungsweise des Mutterkonzerns Lufthansa sei, also nicht gross ein öffentliches Thema.

Es ist anders. Dass die Swiss enger mit fremden Streik-Umgangsformen in Verbindung kommt, berührt auch die Schweizer Gesellschaft. Erstens kann dies die Sitten und Gebräuche am hiesigen Arbeitsmarkt aggressiver,

Verhandlungen zwischen Arbeitgebern und Gewerkschaften zeitraubender, teurer machen.

Zweitens hat die Swiss ihren Namen von der Schweiz erhalten und damit zugleich ein weltweit erstklassiges Ansehen, was wertvolles Kapital darstellt. Hinter dem Namen stehen quasi die Leistungen der Millionen von Schweizerinnen und Schweizern, die durch ihre Arbeit, Sorgfalt und Suche nach Innovationen und sinnvollen Spielregeln eine grosse Reputation aufgebaut haben.

Ins Wirtschaftliche übersetzt: Das Volk ist bis zu einem gewissen Grad Anteilseigner der Swiss, da das Land ja ein Stück Schweizer Reputation ins Unternehmen eingebracht hat. Und deshalb kann man dann auch sagen: Sollte das Unternehmen mit diesem Vermögen liederlich umgehen, kann man sich auch überlegen, ob man dieses zurückziehen will.

Heikles Spiel mit Gaspreisen

Der Preis für europäisches Erdgas ist stark gefallen, dieser Tage glitt er auf den Stand vom Juni zurück, das ist weniger als ein Drittel der Spitzenwerte von Ende August. Wahrscheinlich spielten die ziemlich milden Temperaturen und die Aussicht auf steigende Liefermengen von verflüssigtem Gas eine Rolle.

Daneben sahen Beobachter als Einflussfaktor auch die Gaspreisdeckelung, die in etlichen Ländern in verschiedenen Formen die Preisbewegungen begrenzt. Politiker hörten das gerne. Aber die Entspannung am Markt als Folge der Preislenkungs politik zu sehen, kann gefährlich werden. Ziel der Gaspreisbegrenzungen ist es ja, die Verbraucher, die

Bürger die Knappheit nicht spüren zu lassen. Die Folge ist, dass Sparanstrengungen ausbleiben, die sonst bei anziehenden Preisen zu erwarten sind. So wird weiterhin munter und locker konsumiert, wie man es gewohnt ist – bis es bei Marktengpässen dann halt einfach nicht mehr für alle reicht und Rationierungen unumgänglich werden.

In Frankreich haben sich diese Zusammenhänge kürzlich in Form enormer Autowarteschlangen vor Tankstellen gezeigt: Eine bei niedriggehaltenen Preisen ungezügelter Nachfrage traf auf ein geringes Angebot, das dazu noch durch die Streiks in mehreren Raffinerien reduziert war. Für Autofahrer, die auf dem Trockenen sitzen, ist es ein schwacher Trost: Das Benzin ist zwar billig, aber nicht zu haben.

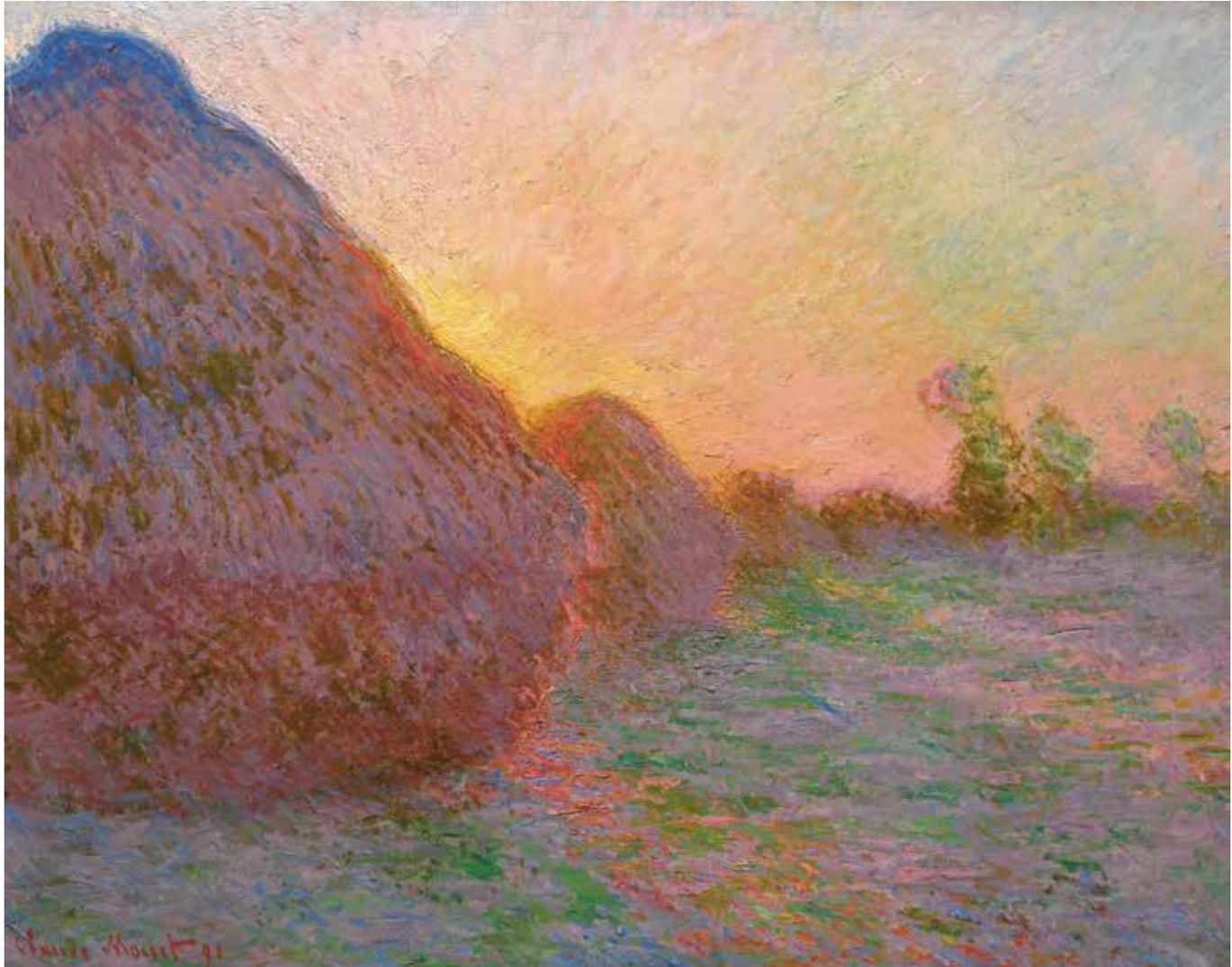
Kirchen pflegen

Der ehemalige langjährige Direktor des Hauseigentümergebietes, Ansgar Gmür, wechselt in die Kirche, um ähnlich zu wirken wie vorher in seiner Karriere im Immobiliensektor. Er sieht nach seiner Ausbildung zum Pfarrer in der reformierten Kirche eine grosse Aufgabe vor sich, denn nach seinen Worten vernachlässigen die Kirchen ihre Immobilien völlig, und das müsse sich ändern, wenn sie ihre Aufgaben künftig erfüllen wollten.

Aus ökonomischer Sicht mutet Gmürs neues Engagement an wie eine Erdung der Kirche. Etwa so: Man überlegt sich genauer, auf welchen wirtschaftlichen Grundlagen man steht und was man damit machen kann. Und wie man Gebäude so sinnvoll nutzen kann, dass deren Preis steigt. Gelebte Gemeinnützigkeit.

PSYCHOLOGIE

Klima-Religion



Zielscheibe von «Trotzanfallgruppen»: Claude Monets «Getreideschober».

Das neue Evangelium
kennt einen Opfertott
und einen Weg
zur Erlösung.

Seite 62

«Diese brennende
Überzeugung,
dass wir eine heilige
Pflicht haben...»

Seite 63

Sie sind frustriert,
bedürftig und einsam.
Sie sind im Griff
des Nihilismus.

Seite 64

Apokalypse im Museum

Klimaaktivisten beschädigen Kulturschätze. Warum tun sie das? Aus Frustration über sich selbst und aus Langeweile.

Michael Shellenberger

«Die glühendsten Fanatiker sind oft Egoisten, die durch angeborene Mängel oder äussere Umstände gezwungen wurden, den Glauben an sich selbst zu verlieren. Sie trennen das hervorragende Instrument ihrer Selbstsucht von ihrem unwirksamen Selbst und stellen es in den Dienst einer heiligen Sache.»

Eric Hoffer

In den vergangenen Wochen haben Klimaaktivisten in Grossbritannien Autobahnen blockiert (weil Autos Kohlendioxid ausstossen), Milch auf den Boden von Supermärkten geschüttet (weil Vieh Methan ausstösst) und Tomatensuppe auf Vincent van Goghs «Sonnenblumen» gekippt (weil der Klimawandel wichtiger ist als die Kunst. Oder irgendwie so). Die Aktionen der Aktivisten sind eine Art Neuauflage der Klimaproteste von Extinction Rebellion (XR) in Grossbritannien im Herbst 2019.

Heute sind Menschen im Vereinigten Königreich in Gefahr, aufgrund von Erdgasknappheit zu sterben. Dennoch finden es die Klimaaktivisten von der Kampagne «Just Stop Oil» empörend, dass ihre Regierung verzweifelt versucht, die Erdgasförderung für ihre Bevölkerung zu erhöhen. Doch ohne mehr Erdgas könnte es

zu dreistündigen Stromausfällen kommen, die den Betrieb medizinischer Geräte und damit das Leben gefährdeter Menschen bedrohen.

Jubel des Uno-Generalsekretärs

Die verschiedenen Medienauftritte erweckten den Anschein, es handle sich um authentisch basisdemokratische Aktionen, in Wirklichkeit wurden sie aber durch einen Zuschuss in der Höhe von einer Million Dollar von einer philanthropischen Gruppe namens Climate Emergency Fund finanziert, die von den Erben des Getty- und Rockefeller-Ölvermögens getragen wird und 2019 gegründet worden war. Der Verwaltungsrat besteht aus einem Who's who des Klimaalarmismus, unter anderem mit dem Regisseur des Films «Don't Look Up!», Adam McKay, der vier Millionen Dollar gespendet hat, dem New Yorker Autor Bill McKibben und dem Kolumnisten der *New York Times*, David Wallace-Wells. Der Fonds und seine Stipendiaten wurden vom Generalsekretär der Vereinten Nationen und einem Grossteil der Mainstream-Medien bejubelt. Uno-Generalsekretär António Guterres sagte wörtlich: «Klimaaktivisten werden manchmal

als gefährliche Radikale dargestellt. Aber die wirklich gefährlichen Radikalen sind die Länder, welche die Förderung von fossilen Energien steigern.»

In einer Reihe von Artikeln habe ich kürzlich argumentiert, dass hinter dem Klimafanatismus und dem Narzissmus eine apokalyptische Religion stecke, die aus dem Nihilismus geboren wurde. Die Macht der Wissenschaft, Erklärungen zu liefern zum Platz des Menschen im Universum (etwa mit Blick auf Urknall, Evolution durch natürliche Auslese), hat dazu geführt, dass

Viele Narzissten wollen sich wichtig fühlen, haben aber kein Talent, um in ihrem Handwerk gut zu werden.

in den Elite-Institutionen der Gesellschaft seit über hundert Jahren die Auffassung vorherrscht, dass das menschliche Leben keinen inhärenten Sinn oder Zweck habe. Das ist Nihilismus. Wir sind nur Tiere wie alle anderen auch.

Diese deprimierende Geschichte führte dazu, dass die angeblich säkulare Elite, die an Universitäten ausgebildet und indoktriniert wird, die den Nihilismus als nicht hinterfragbares wissenschaftliches Evangelium lehren, dazu gebracht wurde, eine neue apokalyptische Religion – die der Klimakatastrophe – zu schaffen, und zwar in aller Vollständigkeit, mit einem neuen Opfergott (Natur), einem neuen Grund für Schuld (Sünden gegen die Natur) und einem Weg zur Erlösung (erneuerbare Energien und Niedrigenergie-Lebensweise). Sie und die breiter ausgerichtete Woke-Religion haben in der Zeit seit dem Zweiten Weltkrieg von Denkern wie Jean-Jacques Rousseau, Thomas Malthus und Michel Foucault einigen intellektuellen Ballast erhalten.

Diese Darstellung erfasst jedoch nur teilweise die Beweggründe der Fanatiker. Sie gibt keine Antwort auf die Frage, warum manche Menschen zu Fanatikern werden und andere nicht. Sie erklärt auch nicht die spezifische Rolle der Fanatiker, insbesondere im Verhältnis zu anderen Akteuren, wie den intellektuellen



Verletzter Stolz: Tomatensuppe gegen Meisterwerk.



«Wille zu Chaos und Anarchie»: Van Goghs «Sonnenblumen», 1888.

Architekten der Bewegung und den Urhebern von Institutionen. Sie geht auch nicht darauf ein, wie der Fanatismus endet und was, wenn überhaupt, getan werden kann, damit er sein Verfallsdatum früher erreicht.

Hoffers frische Beobachtungen

Wer genau sind die Klimafanatiker? Und wie kann ihre Macht über das kulturelle und politische Leben des Westens verringert werden?

Alle Massenbewegungen hätten gewisse Gemeinsamkeiten, argumentiert Eric Hoffer in seinem mittlerweile klassischen Werk der politischen Psychologie von 1951, «The True Believer». Hoffer befasste sich hauptsächlich mit Nazis und Kommunisten, aber seine Beobachtungen sind unglaublich frisch und relevant. Ich habe den grössten Teil des Buches in einem einzigen Durchgang verschlungen, viele Sätze unterstrichen und mir zugerufen: «Ja! Das ist es!», als ich mir vergegenwärtigte, wie gut dies gerade auch den Klima-Fanatismus und den Woke-Wahn im weiteren Sinne beschreibt. Auch wenn

Hoffer manchmal reaktionär klingen mag, so war er selber einer aus der Arbeiterschicht, der als Hafendarbeiter tätig war, und er schreibt zur Verteidigung der liberalen Demokratie, sehnt sich nicht nach einer Rückkehr zur Aristokratie.

Hoffer argumentiert, dass Fanatismus aus persönlicher Frustration geboren wird. Fanatiker sind Menschen mit mehr Ehrgeiz als Talent. Hoffer bemerkt: «Die meisten Nazi-Größen hatten künstlerische und literarische Ambitionen, die sie nicht verwirklichen konnten. Hitler versuchte sich in Malerei und Architektur, Goebbels in Drama, Roman und Dichtkunst, Rosenberg in Architektur und Philosophie, von Schirach in Dichtkunst, Funk in Musik und Streicher in Malerei. Fast alle sind gescheitert, nicht nur nach dem üblichen ordinären Erfolgskriterium, sondern auch nach ihren eigenen künstlerischen Kriterien.»

Man kann die Verbindung zum verletzten Stolz erkennen. Viele Narzissten wollen sich wichtig fühlen, haben aber weder das Talent noch das Durchhaltevermögen, um in ihrem

Handwerk gut zu werden. Sie müssen daher auf plumpe Handlungen zurückgreifen, die zwar Mut, aber wenig Kreativität oder harte Arbeit erfordern, wie zum Beispiel eine Dose Tomatensuppe auf ein Van-Gogh-Gemälde zu werfen, den Verkehr anzuhalten oder Milch auf den Boden zu schütten. Es ist bemerkenswert, wie sehr die erste und die dritte dieser Verhaltensweisen typisch für die Wutanfälle von Kindern sind. Konstantin Kisin bezeichnete die Klimafanatiker treffend als «Trotzanfallgruppen».

Aus Hoffers Sicht jagt der Fanatiker aus demselben Grund nach der Politik wie ein Süchtiger nach den Drogen: um inneren Dämonen zu entkommen. «Die brennende Überzeugung, dass wir eine heilige Pflicht gegenüber anderen haben, ist oft ein Weg, unser ertrinkendes Selbst an ein vorbeifahrendes Floss zu binden», bemerkt er. «Was wie eine helfende Hand aussieht, ist oft ein Festhalten aus Verzweiflung. Nimmt man uns unsere heiligen Pflichten weg, wird unser Leben mickrig und bedeutungslos [...] Wenn wir ein selbstbezogenes gegen ein selbstloses Leben eintauschen, gewinnen wir enorm an Selbstwertgefühl. Die Eitelkeit der Selbstlosen, selbst derjenigen, die sich in äusserster Demut üben, ist grenzenlos.»

Die Natur von Massenbewegungen

Alle Massenbewegungen seien religiöse Bewegungen, sagt Hoffer. Sowohl das Hakenkreuz als auch Hammer und Sichel sind Versionen des Kreuzes. «Das Zeremoniell der Aufmärsche ist wie das Zeremoniell einer religiösen Prozession.» Solche Bewegungen sind nicht nur religiös, sie können auch nationalistisch oder kommunistisch sein. Aber es sind Bewegungen, die ihren wahren Gläubigen das Gefühl der Unsterblichkeit vermitteln. Heute können wir solche religiösen Rituale in dem von «Black Lives Matter»-Aktivisten geförderten Niederknien sehen, auch (oder gerade) an säkularen Orten wie der übermässig woken Ausflugsinsel Martha's Vineyard.

So hart es klingt, Fanatiker zählen der Tendenz nach zu den Verlierern. Sie sind diejenigen, die am wenigsten vom herrschenden Zustand und am meisten von radikalem Wandel profitieren.

Fanatiker profitieren am wenigsten vom herrschenden Zustand – und am meisten von radikalem Wandel.

tieren. «Der Grund dafür, dass die unterlegenen Elemente einer Nation einen deutlichen Einfluss auf ihren Kurs ausüben können, liegt darin, dass sie völlig ohne Ehrfurcht der Gegenwart gegenüber sind», schreibt er. «Sie sehen ihr Leben und die Gegenwart als unheilbar verdorben an und sind bereit, beides wegzuerwerfen und zu zerstören; daher ihre Rücksichtslosigkeit und ihr Wille zu Chaos und Anarchie.» Hoffer nimmt

kein Blatt vor den Mund. Er geht sogar so weit, Fanatiker als den Schlamm zu bezeichnen, der als Mörtel für den Bau einer Burg dienen kann.

Es sei darauf verwiesen, dass Hoffer nicht behauptet, dass Ausgestossene niemals eine Rolle zukommt. Immerhin wurde Amerika von ihnen gegründet. «Der Stein, den die Baumeister verwerfen, wird zum Eckstein einer neuen Welt. Eine Nation ohne Abschaum und Unzufriedene ist geordnet, anständig, friedlich und angenehm, aber vielleicht ohne Keim für die Zukunft. Es war nicht eine Ironie der Geschichte, dass die Unerwünschten aus den Ländern Europas einen Ozean überquert haben, um auf diesem Kontinent eine neue Welt zu errichten. Nur sie konnten das tun.»

Heuchelei von Prinz und Herzogin

Bei den ersten Fanatikern handle es sich oft eher um gelangweilte Eliten als um ausgebeutete oder unterdrückte Opfer, schreibt Hoffer. Aber dies ist eine «Langeweile» der Nihilisten. «Das Bewusstsein einer öden, sinnlosen Existenz ist die Hauptquelle der Langeweile», schreibt er. Solchen Menschen fehlt die Erfahrung des «Flows», die sich aus der Beschäftigung mit einer fesselnden, sinnvollen Arbeit ergibt. Dreinschlagender Aktivismus bietet eine Art Hochgefühl. Es ist das Gefühl der Macht, das entsteht, wenn man die Regeln bricht. «Die Regeln sind für dich, nicht für mich», sagt der Gesetzesbrecher. Für einige, wie Prinz Harry und Herzogin Meghan Markle, die immer wieder dabei erwischt werden, wie sie zu Uno-Klimakonferenzen jetten, ist die Heuchelei das Entscheidende.

Andere Fanatiker sind sich ihres Privilegs gar nicht bewusst. Letzten Monat sagte eine sechzehnjährige Klimaaktivistin in Neuseeland zu einem Radiojournalisten, man sollte sich bewerben müssen, um benzinfressende Flüge zu unternehmen. Nach ihren Regeln, so fragte der Reporter, «würden die Leute nach Fidschi fliegen dürfen»? Die Aktivistin antwortete: «In der gegenwärtigen Klimakrise halte ich das nicht für



«Greta Thunberg wirkt heute passé»:
Autor Shellenberger.

notwendig.» Auf die Frage des Reporters, wohin sie zuletzt geflogen sei, gab die Sechzehnjährige zu, dass es Fidschi gewesen sei. «Natürlich ist mir das nicht peinlich», betonte der Teenager.

Die Langeweile des Alltags zieht nicht nur Teenager an, sondern auch Damen von kirchlicher Natur – das habe ich bei meinen Re-

«Die Langeweile des Alltags zieht nicht nur Teenager an, sondern auch Damen von kirchlicher Natur.»

suchen zu XR im Jahr 2019 herausgefunden. «Langeweile erklärt die fast ausnahmslose Anwesenheit von Jungesellinnen und Frauen mittleren Alters beim Entstehen von Massenbewegungen», findet Hoffer. Das war auch der Fall bei der Entstehung der Anti-Atomkraft- und Bevölkerungskontrolle-Bewegung in den 1960er und 1970er Jahren.

Umgekehrt steht die Ehe dem Aktivismus entgegen, weil dieser den Frauen einen «neuen Lebenszweck, eine neue Zukunft und eine neue Identität bietet [...] Die Langeweile der Jungesellinnen und der Frauen, die in der Ehe keine Freude und Erfüllung mehr finden, rührt aus dem Bewusstsein eines unfruchtbaren, verwöhnten Lebens. [...] Hitler zog vollen Nutzen aus den abenteuerlustigen Damen der Gesellschaft, die ihr leeres Leben satthaben und keinen «Kick» mehr in Liebesaffären finden.»

Wer also sind dann die Klimafanatiker? Sie sind frustriert, bedürftig und einsam. Sie sind im Griff des Nihilismus und narzisstisch verwundet. Sie sind spirituelle Sucher und kreative Versager. Sie haben ein starkes Bedürfnis, sich besonders und mächtig zu fühlen, aber auch sich in der Gruppe zu verlieren. Es sind Menschen, die sich verzweifelt vor der Auseinandersetzung mit sich selbst und der Konfrontation mit ihren inneren Dämonen drücken wollen, die für ihr persönliches Wachstum notwendig wäre.

Nicht alles, was Hoffer über die Fanatiker schreibt, klingt richtig. Er kommt zur be-

rühmten Schlussfolgerung: «Eine Bewegung wird von Männern der Worte vorgespurt, von Fanatikern verwirklicht und von Männern der Tat gefestigt.» Zuerst kommen die Intellektuellen wie Rousseau, Malthus und Foucault. Dann kommen die Klimafanatiker wie XR und Just Stop Oil. Und zuletzt kommen die «Männer der Tat», welche die Bewegung in Institutionen konsolidieren werden.

«Sobald die Bühne vorbereitet ist», schreibt Hoffer, «ist die Anwesenheit eines herausragenden Anführers unabdingbar.» In Wirklichkeit gibt es keine lineare Entwicklung. Die malthusianischen und klimaapokalyptischen Institutionen (etwa Greenpeace, Sierra Club, Natural Resources Defense Council /NRDC) bestehen seit über einem halben Jahrhundert. Lenin war ebenso ein Mann der Tat wie Stalin.

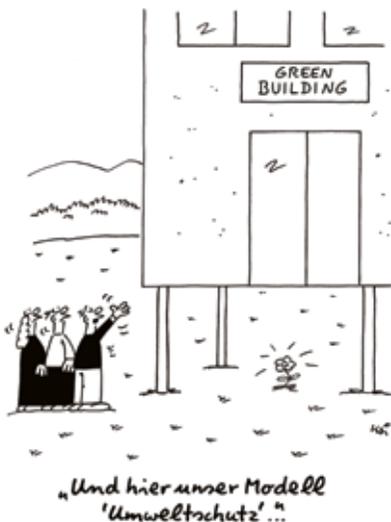
Hoffer argumentiert, dass Fanatismus in Zeiten tiefgreifender sozialer, wirtschaftlicher und politischer Krisen auftritt, doch Martin Gurri argumentiert in seinem grundlegenden Buch «The Revolt of the Public» (2018) überzeugend, dass die radikalen Proteste der letzten Jahre durch die sozialen Medien ausgelöst wurden, die ebenso störend sind wie die Erfindung der Druckerpresse. «Black Lives Matter» begann 2015, als Amerika einen schwarzen Präsidenten hatte und die Wirtschaft sich seit sechs Jahren im Aufschwung befand. Im Jahr 2019, als XR einen Grossteil Londons lahmlegte, gab es keine Wirtschaftskrise, im Gegenteil, die Wirtschaft boomte. Man könnte argumentieren, dass der Brexit und die Wahl von Donald Trump zum US-Präsidenten die Klimaproteste angeheizt haben. Aber es ist nicht so, dass diese «Black Lives Matter» ins Leben gerufen haben, was eher mit dem Vordringen der sozialen Medien zu tun hatte, die es ermöglichten, dass Videos von Polizeigewalt viral gingen.

Gefährliches Glück

Und fanatische Anführer kommen und gehen. Greta Thunberg wirkt heute geradezu passé, sie ist Buchautorin und tritt im deutschen Fernsehen wie eine sehr seriöse Person auf, die sogar die Atomkraft als Alternative zur Kohle befürwortet. Sie ist nicht mehr auf der Höhe der Zeit. Thunberg hat sogar angedeutet, dass sie sich für die fanatische Rhetorik ihres «Du hast mir meine Kindheit gestohlen»-Wutausbruchs («Wie kannst du es wagen!») vor drei langen Jahren in der Uno schäme.

Und, was für ihre Zukunft als Fanatikerin gefährlich ist, sie sagte, sie sei glücklich. Thunberg befindet sich also auf demselben langen Weg in die Bedeutungslosigkeit wie Al Gore. Abgesehen von diesen Spitzfindigkeiten – Hoffer zeigt meines Erachtens richtig auf, wie man einer fanatischen Massenbewegung am wirksamsten entgegenzutreten kann.

Michael Shellenberger ist ein amerikanischer Wissenschaftsautor und als Politikberater in mehreren Ländern engagiert.



LITERATUR UND KUNST

Warum unsere
Parlamentarier
Cicero lesen sollten.
Stefan Stirnemann,
Seite 68

Herausgegeben von Daniel Weber

René Magritte, *Le beau monde*, 1962 – Da ist stets wie ein Vorhang, der jeden Menschen umgibt. Er ist Schutz und Hindernis zugleich, ist ein Mittel, das das Innere der Sichtbarkeit entzieht, und eines, das das Äussere unsichtbar werden lässt. Dazwischen befinden sich all die Bilder, entstanden in den Wurzelwerken des Daseins, jene der eigenen Welt, jene der Welten, die einen umgeben.

Es ist nicht leicht, im Schatten dieses Vorhangs zu wissen, welches Bild ein echtes ist und welches der eigenen Fantasie entsprungen ist, aber im Grunde spielt es keine Rolle. Es ist wie mit dem Traum, dem Tagtraum auch: Wer weiss schon, ob der Traum nicht doch realer ist als das Leben.

René Magritte (1898–1967) war ein Magier der verrästelten Bilder, ein Grossmeister im Aufzeichnen und Aufzeigen jener Sphären zwischen Wirklichkeit und eingebildeter Realität. Er schob die Vorhänge beiseite und gab die Bilder frei, die im Verborgenen gewachsen sind, befreite sie von all den wuchernden Schlingpflanzen, hob kurz den Schleier der Schatten und gab den Blick frei auf eine kleine Ewigkeit, auf das Aufblühen schöner Welten, die in jedem Menschen schlummern und manchmal nur darauf warten, gezeichnet zu werden.

Magritte selbst lebte fast nur von seinen inneren Bildern, kaum einmal reiste er dorthin, wo tatsächlich Sand ist und Meer und Himmel, stets blieb er zu Hause in Brüssel, aber all die Bilder der Welt sassens unter seinem Bowler in seinem Kopf. «Selbstgewollte Träume» nannte er sie, Träume, die nicht einschläfern, sondern aufwecken wollen. Träume, die nicht hinter einem Vorhang gefangen bleiben.

Vielleicht hilft das dem Menschen über die Runden in härteren Tagen; dass er die Augen schliesst, um sie doch zu öffnen, dass er den Vorhang lüftet und durch das eigene Fenster hineinblickt in die eigenen Bilderwelten und das Unerreichbare für Momente als befreiendes Gemälde im Kopf hat. *Michael Bahnerth*



Träume, die aufwecken wollen.



Zeugnis des Urbewussten: «The Brothers Grimm» von Terry Gilliam.

Bücher

Wir brauchen Märchen!

Die Woke-Community vergreift sich an der Märchenwelt. Dem muss Einhalt geboten werden. Als Kulturgut leisten die grimmschen Erzählungen einen wichtigen Beitrag zur Friedensarbeit.

Sylvie-Sophie Schindler

Brüder Grimm: Kinder- und Hausmärchen. Drei Bände. Philipp Reclam. 1506 S., Fr. 42.90

Rapunzels Haar, fein gesponnen wie Gold, zwanzig Ellen lang, wurde von einer zornigen Zauberin ratzfatz abgeschnitten. Ihr Ansinnen: allerschnellstens die Liebelei zu unterbinden, die sich da anbahnte – die überirdisch schöne Rapunzel hatte ihr Haar aus dem Turmzimmer, in das sie eingekerkert war, hinuntergeworfen, damit sich ein von Herzen gerührter Königssohn zu ihr hinaufhangeln konnte.

Doch darf es jemanden wie Rapunzel überhaupt noch geben? Sind solche Frauenbilder zeitgemäss? Was sagt eigentlich die Woke-

Community dazu, die ohnehin, wohl wesensverwandt mit der herzensverdunkelten Zauberin, permanent zur Schere greift, um die Welt nach ihren strikten moralischen Parametern zurechtzustutzen? Ihr ist bekanntlich nichts heilig, auch nicht die grimmsche Märchenwelt. Ein Hilferuf tut daher not.

Denn wenn der Cancel-Furor nicht ausgebremst wird, sind die Märchenfiguren demnächst alle ihren Job los. Die sieben Zwerge hat man bereits entlassen. Weil die Walt Disney Studios ein Remake von «Schneewittchen» angekündigt hatten, tobte Peter Dinklage Ende Januar auf Twitter: «Was macht ihr da?» Es handle sich um eine «fucking rückständige Geschichte über sieben Zwerge, die in einer Höhle leben». So der Vorwurf des kleinwüchsigen

und daher besonders sensibilisierten «Game of Thrones»-Stars. Das Medienunternehmen knickte sofort ein. Man werde die Zwerge durch «magische Wesen» ersetzen.

Ob das schon reicht? Feministinnen ist «Schneewittchen» schon länger ein Dorn im Auge. Nicht zuletzt mit der Formulierung «tausendmal schöner» werde die junge Frau permanent auf ihr Äusseres reduziert. Und #MeToo-Aktivistinnen echauffieren sich darüber, dass sie ausgerechnet mit einem Kuss von den Toten auferweckt wird. Das sei übergriffig; der Prinz hätte sie vorher um Einverständnis bitten müssen.

Ungeachtet dessen, dass man mit komatös Schlafenden nicht so gut ins Gespräch kommt, war es mitnichten der Prinz, der sich angeb-

lich an Schneewittchen vergriffen hatte, sondern Disney. Denn: Dass sich der Prinz küssend über die vermeintlich Tote beugt und sie damit wiederbelebt, stammt aus der Kinoversion – im Original der Brüder Grimm kommt diese Szene gar nicht vor.

Dort schlägt Schneewittchen die Augen in seinem Glassarg auf, nachdem die königlichen Diener, die ihn tragen, über einen Strauch gestolpert sind, «und von dem Schüttern fuhr der giftige Apfelgrütze, den das Schneewittchen abgebissen hatte, aus dem Hals und es ward wieder lebendig». Die böse Stiefmutter indes muss, so endet das Märchen, in glühenden Eisenpantoffeln so lange tanzen, bis sie tot umfällt. Davon wiederum mag Disney nichts wissen, im Film bleibt das unerwähnt.

Es war einmal

Wie zumutbar ist Fiktion? Hätte sich Disney an die grimmsche Vorlage gehalten, gäbe es heutzutage garantiert woke Schreie nach Trigger-Warnungen. Die nämlich werden immer häufiger Film-, Serien- und Buchinhalten vorangestellt, die Menschen verstören, kränken oder gar traumatisieren könnten. In der dogmatischen Welt der Woken kann gar nicht genug gewarnt werden. An Universitäten in den USA wurde sogar gefordert, das Wort «verletzen» nicht mehr zu verwenden, weil es jemanden verletzen könnte. Unangenehme Gefühle – bloss nicht. Allein: Damit wird eine Welt kreiert, die mit der Realität, die nun mal ihre Unannehmlichkeiten hat, nichts mehr zu tun hat. Die woke Welt schafft sich also, absurd genug, ihre eigene Fiktion, indem sie Fiktion bekämpft.

Dabei sind Märchen, auch wenn der Begriff das Gegenteil suggeriert, wesentlich näher an der Realität dran als die allermeisten anderen fiktionalen Erzeugnisse. Sie entstammen, wenn man so will, dem Urgedächtnis des Menschen, rühren nicht nur am freudschen Unbewussten, sondern sind Zeugnis des Urbewussten. Von Generation zu Generation weitergegeben, schaffen Märchen nicht selten den ersten Zugang – sind also quasi Taufe – zu Büchern, Geschichten und Literatur. Und ermöglichen so kulturelle Anbindung; jede Zivilisation gründet auf gemeinsamen Erzählungen, auf Mythen, die Sinn schaffen und Zusammenhalt stärken.

Neben der Luther-Bibel ist kein anderes Werk deutscher Sprache weltweit so bekannt und verbreitet wie die von den Brüdern Jacob und Wilhelm Grimm von 1812 bis 1858 herausgegebenen «Kinder- und Hausmärchen». Sie wurden in über 160 Sprachen übersetzt. Die Unesco, zu deren Weltdokumentenerbe die Märchensammlung zählt, schreibt ihnen eine «globale Strahlkraft» zu.

«Wir erzählen uns Geschichten, um zu leben», schrieb die amerikanische Intellek-

tuelle Joan Didion in einem ihrer zahlreichen Essays. Vielleicht muss man sogar sagen: um zu überleben. Zumindest emotional. Und sozial. Der Mensch braucht Geschichten. Seit je. Sein Grundbedürfnis macht ihn zum Homo narrans, zu einem, der sein Dasein als Erzählender bestreitet. Und damit, wie Werner Siefer in seinem Buch «Der Erzählinstinkt» nahelegt, überhaupt erst zum Menschen: «Wir organisieren all unsere Erlebnisse auf narrative Art und Weise.» Alle anderen Lebewesen machen das nicht.

Mit der Formel «Es war einmal», die übrigens nur in knapp jedem zweiten grimmschen Märchen die Erzählung einleitet, betreten wir ein Woanders, das uns erst mal alles ausatmen lässt, was uns im Hier und Heute beschwert. Es hebt dadurch ein Klang an, der tatsächlich, und das im besten Sinne, unzeitgemäss ist. Aschenputtel tippt nicht permanent Whatsapp-Nachrichten, Dornröschen ulkt nicht auf Tiktok herum, Frau Holle muss sich nicht um ihre Work-Life-Balance sorgen, die Bremer Stadtmusikanten sind meilenweit unterwegs,

Jede Zivilisation gründet auf gemeinsamen Erzählungen, auf Mythen, die Sinn schaffen.

ohne einen CO₂-Fussabdruck zu hinterlassen. Man ist versucht, das mit einem lapidaren «Da war die Welt eben noch in Ordnung» zu kommentieren – wären da nicht die Gefahren, die in jedem Märchen obligatorisch lauern: der böse Wolf, die alte Hexe, der vergiftete Apfel.

Irgendwer stört immer

Überbesorgte Eltern erklären deshalb die Kindheit zur märchenfreien Zone. Doch wo lässt sich das Finstere besser ertragen als umfassen von der wohlthuenden Nähe der Erzählenden, auf dem Schoss der Mutter, im Arm des Vaters? Zumal die Protagonisten stellvertretend durchmachen, was die allermeisten Kinder fürchten, insbesondere den Verlust der eigenen Eltern, die Sorge, dass sie einen nicht mehr lieb haben oder sterben könnten.

Märchen geben Kindern also Gelegenheit, sich auch den bedrohlichsten Gefühlen zu stellen und diese zu verarbeiten. Ein woker Kosmos, in dem alles ausgeklammert wird, was auch nur geringstes Stirnrunzeln auslöst, bietet das nicht. Stattdessen wird eine Lebensfremdheit zementiert, die automatisch zu Abwehr- und Unterdrückungsmechanismen führt, sobald der vermeintliche Friede-Freude-Eierkuchen-Horizont überschritten wird. Dabei gilt: Will man nur die hellen Seiten sehen, beschwört man die dunklen Mächte erst recht herauf.

Wer von seinen Abgründen völlig überfordert ist, sie daher nicht wahrhaben will, muss sich freilich umso mehr versichern, auf der Seite der

Guten zu stehen. Und so nimmt es kein Ende mit denen, die als moralisch Überlegene zum nächsten Gefecht blasen. Denn: Irgendwer stört immer. Zum Glück, denn er, der Störenfried, wird von allen, die sich nicht mit sich selbst auseinandersetzen wollen, dringend gebraucht.

Das Fremde in uns

Der Schweizer Psychoanalytiker Arno Gruen hat in «Das Fremde in uns» nachgezeichnet, warum: Wer das Dunkle in sich nicht anerkennt, muss es auf ein Feindbild projizieren, um es dann dort zu bekämpfen. Der Vorwurf, Märchen würden zu Gewalt aufrufen – nach dem Zweiten Weltkrieg gab man ihnen gar eine Mitschuld an den Gräueltaten der Nazis –, ist wenig belastbar. Man kann entschieden entgegenhalten, auch wenn es vielleicht allzu hymnisch klingen mag, dass Märchen, gerade durch ihre ungefährliche Konfrontation mit dem Bösen und damit mit dem Ungeordneten in sich, einen wesentlichen Beitrag zur Friedensarbeit leisten. Denn: Wer das Böse in sich nicht mehr abwehren muss, benötigt kein Feindbild mehr.

Bruno Bettelheim veröffentlichte ein auf den Forschungen von Sigmund Freud basierendes Buch mit dem Titel «Kinder brauchen Märchen». Im Jahr 1977 in deutscher Übersetzung erschienen, sollte es zu seinem populärsten avancieren. Der gebürtige Österreicher machte deutlich, dass Märchen dem Kind in vielerlei Hinsicht helfen würden, «das Chaos in seinem Unbewussten zu bewältigen». Konkreter: Märchen würden sein Leben bereichern, indem sie seine Fantasie anregten und ihm helfen würden, seine Verstandeskräfte zu entwickeln und seine Emotionen zu klären. Sie seien «auf seine Ängste und Sehnsüchte abgestimmt». Sie griffen seine Schwierigkeiten auf und böten zugleich Lösungen für seine Probleme an.

Es darf mehr als bezweifelt werden, dass gendgerechte Geschichten mit woken Parolen das auch nur annähernd leisten könnten. «Und wenn sie nicht gestorben sind, dann leben sie noch heute» muss daher auch für die grimmschen Märchen selbst gelten.

Wo war gleich noch mal der Ausschaltknopf von Fernseher und Computer?



Klassiker im Ruhestand

Stefan Stirnemann

Wolfgang Schuller: Cicero. 100 Seiten.
Reclam. 100 S., Fr. 16.90

Ein Klassiker ist ein Mensch, mit dessen Namen man die Kästchen eines Kreuzworträtsels füllen kann. Das deutsche Wort Klassiker geht, wie uns Augen und Ohren verbürgen, auf den lateinischen *classicus* zurück; so hiess der Angehörige der obersten Steuerklasse, der insofern erstklassig und vorbildlich war. Den vollen Namen des «klassischen römischen Redners» bilden ansehnliche neunzehn Buchstaben: Marcus Tullius Cicero. Der Name in der Mitte nennt die Familie, aber die Tullier zählten nicht zu den berühmten, staatstragenden Geschlechtern.

Ciceros Zeitgenosse und Widersacher Gaius Julius Cäsar dagegen stammte aus dem Geschlecht der Julier und konnte seine Abstammung auf den Stammvater Roms zurückführen, den trojanischen Helden Aeneas, und gar auf dessen Mutter Venus, die Göttin der

Liebe. Cäsar war von altem Adel, Cicero kam zwar aus gutem Haus und war mit Besitz und Bildung und Beziehungen ausgestattet, den Platz in den obersten Rängen der Gesellschaft aber musste sich der Newcomer, der *homo novus* (neuer Mensch), erkämpfen. Im Jahr 63 v. Chr. hatte er als Konsul das höchste Amt inne, das die römische Republik vergab.

Name der Beredsamkeit

Begonnen hatte er seine Laufbahn, indem er aufstand, als andere sitzen blieben. Der junge Sextus Roscius war angeklagt, seinen Vater ermordet zu haben. In Wahrheit steckten wohl Verwandte hinter dem Mord, die auf den reichen Familienbesitz aus waren; mit der Anklage sollte nun auch der Sohn aus dem Weg geräumt werden. Sie standen im Bunde mit einem Vertrauten Sullas, des damals mächtigsten Mannes im Staate, der als *dictator* mit Sondervollmacht herrschte, und wer für Roscius redete, machte sich der nicht die Staatsmacht zum Feind?

Der Grünschnabel Cicero wagte es, die Verteidigung zu übernehmen, und eröffnete seine Rede so: «Ich vermute, ihr Richter, dass ihr euch wundert, wie es kommt, dass, wo so viele

hervorragende Redner und Männer höchsten Adels sitzen, ausgerechnet ich aufgestanden bin, der ich mich nicht im Alter, nicht in der Begabung, nicht im Ansehen mit denen vergleichen kann, die sitzen.» Cicero führte die Verteidigung, indem er zielsicher an Sulla vorbei auf die Verschwörer schoss. Er gewann den Prozess und damit einen klingenden Namen.

Ein Jahrhundert nach Ciceros Tod schrieb ein anderer Klassiker, Quintilian, «Cicero» gelte nicht mehr als Eigenname, sondern als Name der Beredsamkeit. Cicero redete vor Ge-

Ein Kernsatz schmückt den Westaufgang unseres Bundeshauses: «Salus publica suprema lex esto».

richt und im Staat, aber auch mit seinem Wort wollte er handeln. Als Politiker verteidigte er die Freiheit des Staates und seiner Bürger gegen Ansprüche auf Alleinherrschaft, wie sie ein Caesar erhob. Als Philosoph dachte er über die Grundlagen der Lebensführung und der Gesellschaft nach, als Könnler und Kenner schrieb er über die Redekunst, und er versuchte sich auch als Dichter. In 800 Briefen



Plädoyer für das öffentliche Wohl: Cicero im Senat.

hat er ein Bild seines Wesens hinterlassen und macht es uns Nachfahren leicht, am sicheren Schreibtisch seine Irrtümer und Schwächen zusammenzuzählen.

Er lebt im «Reiseführer» weiter

Wer in der Schule Cicero lesen muss, lateinisch oder deutsch, fällt über seinen langen, kunstvollen Sätzen vielleicht in Atemnot, empfindet Überdross und nimmt den Eindruck mit, dass ein Klassiker edel und langweilig ist und nach einem erfolgreichen Leben in die Ruhmeshalle des Jenseits einzieht, wo er seinen wohlverdienten Ruhestand genießt. Diesem Ruhestand widmet man heute die lateinische Formel *otium cum dignitate* (Musse mit Würde). Cicero hat sie zur Geltung gebracht, vielleicht sogar geprägt, aber nicht, um die Rentner zu rühmen. Recht verstanden wird sie nur in ihrer Zeit, einer Zeit der Uneinigkeit und der Unruhen, des politischen Mordes und des Bürgerkriegs.

Mit *otium* meint Cicero das einträchtige Zusammenleben in der Gesellschaft, den sozialen oder Landesfrieden, aber nicht den Scheinfrieden, den auch ein Diktator sichern könnte, sondern den echten, der nur entsteht, wenn Ansehen und Vertrauenswürdigkeit der verschiedenen gesellschaftlichen Ränge und Einrichtungen gewahrt sind. Ein Kernsatz Ciceros lautet: «Was von den Musikern beim Singen Harmonie genannt wird, das ist im Staat die Einigkeit [concordia].» Ein weiterer Kernsatz schmückt den Westaufgang unseres Bundeshauses. Er steht über dem politischen Getriebe, und unsere Räte wären gut beraten, ab und zu den Blick von der gefüllten Agenda und dem Parteibuch zu lösen und nach oben zu schauen: «*Salus publica suprema lex esto* – Das öffentliche Wohl sei oberstes Gesetz!» Gemeint ist das Wohl des ganzen Volkes, nicht das der Gruppen und Lobbyisten, auch nicht das der Politiker.

Für dieses Wohl hat Cicero seine Lebensarbeit eingesetzt. Was hat er geerntet? Seine Mitbürger zeichneten ihn mit dem Titel «Vater des Vaterlandes» aus und schickten ihn in die

Sie zeichneten ihn mit dem Titel «Vater des Vaterlandes» aus und schickten ihn in die Verbannung.

Verbannung. Wie starb er? Er wurde in den Wirren des Bürgerkriegs ermordet, ein Jahr nach Cäsar. Ciceros Name lebt im italienischen Reiseführer weiter, im «cicerone». Cäsars Name hat sein Nachleben als «Kaiser» und «Zar». Der diktierende Politiker ist Ciceros Gegenteil. Was Zar und Kaiser anrichten, indem sie die Gesellschaft spalten und ihren Frieden zerstören, das lesen wir in den Tageszeitungen.

Cicero, heraus aus deinem Ruhestand und sprich zu uns ein erstklassiges Wort über Einigkeit, das uns weckt!



Psychoanalytisch-marxistische Theoriegebäude: Autorin Rukaj.

Über die Vernichtung der Frauen

Regula Stämpfli

Sara Rukaj: Die Antiquiertheit der Frau. Vom Verschwinden des feministischen Subjekts. Edition Tiamat. 208 S., Fr. 28.90

Selbsternannte Feministinnen sind in den Medien überproportional vertreten. Wer diese «linken Feministinnen» eigentlich sind, bleibt vage. Damit räumt Sara Rukaj auf. Die dreissigjährige Autorin führt einen «Kanon der Bösen» ein und beginnt bei Judith Butler. Völlig zu Recht, denn afghanische Frauen, die 2001 nach dem Einmarsch der USA das Ablegen ihrer Burka feierten, wurden vom Star der Queer-Szene kurzerhand «als von ihrer Stammeskultur entfremdete» und «zwangsverwestlichte Kriegsbeute» bezeichnet.

Verschleierungsmanöver

«Modest Fashion» nennen auch SRF und der WDR im Jahr 2022 Burka, Tschador und Hidshab. Dieses Butler-Geschwurbel klingt anlässlich der aktuellen Iran-Proteste in der *Süddeutschen Zeitung* dann so: «Einer Frau ein Kopftuch aufzuzwingen, ist genauso verwerflich, wie es ihr ausziehen zu wollen» (Dunja Ramadan). Derart kulturellrelativistischer Bullshit ist omnipräsent: «Die sexuellen Übergriffe durch mehrheitlich moslemische Migrantinnen in der Kölner Silvesternacht 2015 bewertete die Szene plump als «rassistischen Diskurs» – so Rukaj. Die Realität spielte keine Rolle, denn selbst «die hundert Anzeigen und Zeugnisaussagen von belästigten Frauen» wurden als islamophobes Narrativ abgetan.

Neben Islamismus-Propagandistinnen und Gender-Ideologinnen gibt es bei Rukaj noch die «Ich jammere, also bin ich»-Fraktion der Queer-Damen wie Sophie Passmann, die unter-

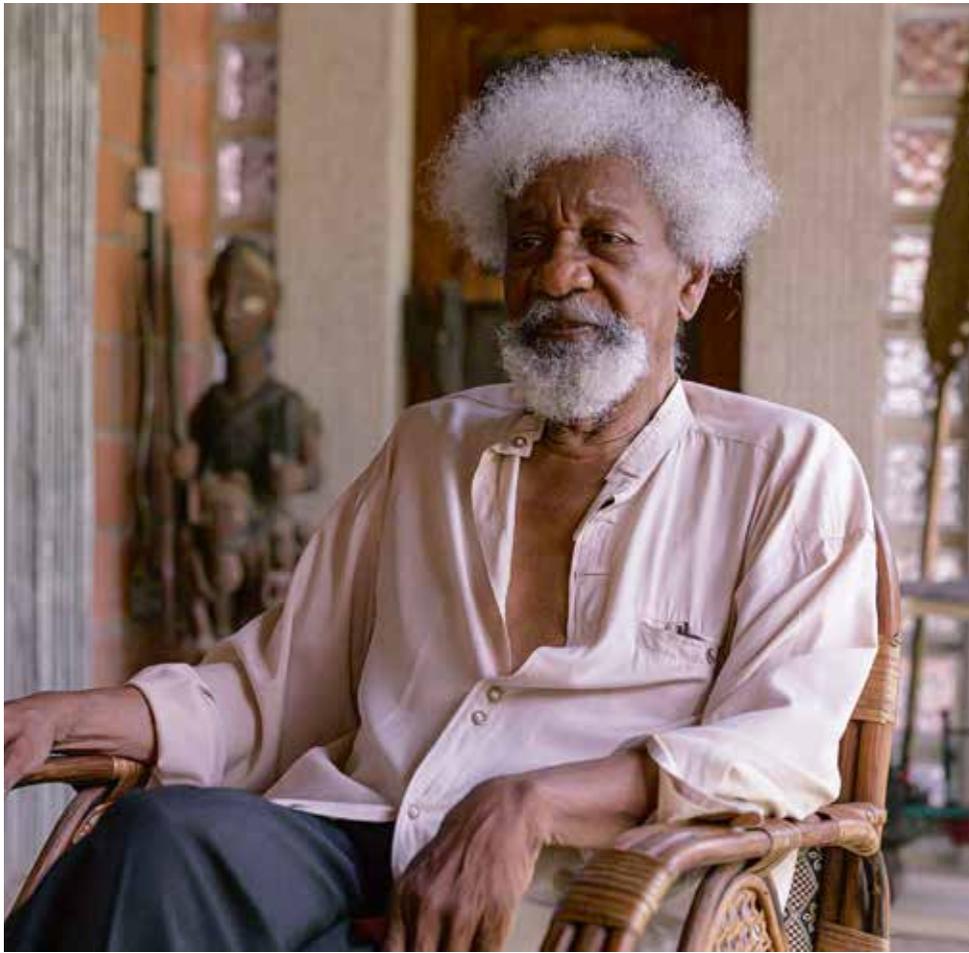
dessen von der Community selber einen Shitstorm einkassierte, oder *Spiegel*-Kolumnistin Margarete Stokowski. «Wer als Migrant nicht mitjammert, sondern Aufklärung und Freiheit fordert, wird zur besonderen Zielscheibe: Er wird «Haustürke» oder «Fifi-Migrant» geschimpft von Apothekertöchtern wie Hengameh Yaghoobifarah, die sich weiter schrecklich unterprivilegiert fühlt.» Für Yaghoobifarah gehören Polizisten übrigens auf die Mülldeponie: «Nicht als Müllmenschen mit Schlüsseln zu Häusern, sondern auf die Halde, wo sie wirklich nur von Abfall umgeben sind.»

Auch Kübra Gümüşay kriegt bei Rukaj ihr Fett weg. Sie sieht deren Bücher als eine Mischung von «rührseligem Moralismus, Schmerzgesang, Milli-Görüs-Propaganda, NS-Relativierung – aber sicher keine wissenschaftliche Leistung». Rukaj entlarvt, wie diese Werke des «Echos der Larmoyanz» «Deutschland zur fleischgewordenen Hölle für Migrantinnen jedweder Couleur» erklären.

«La femme n'existe pas», lautet der berühmte Spruch von Jacques Lacan, der die Unterdrückung der Frau in der Sprache und in der Geschichte begründet sah – einer Geschichte voller phallischer Obsessionen. Leider schliesst sich Rukaj dieser Deutung im Prostitutionskapitel an und beweist damit einen Theoriefeminismus, den sie in den Kapiteln vorher den *queers* vorgeworfen hat: «Wer es schafft, sich aus sich selbst zurückzuziehen und nur noch das zu spiegeln, was der Mann an naturbelassenem Herrschaftsmaterial sehen und erleben möchte, hat nebst dem Privileg des selbstbestimmten Arbeitens gute Verdienstmöglichkeiten.»

Den Untertitel, der uns verspricht, etwas über das Verschwinden des feministischen Subjekts zu erfahren, vergisst Rukaj über solch psychoanalytisch-marxistischen Theoriegebäuden. Leider. Denn das Buch liest sich streckenweise sehr amüsant, ist klug polemisch und zeigt, wie identitäre Bewegungen links und rechts letztlich Verschleierungsmanöver für Menschen ohne echtes Leben darstellen: «Je mehr einer zur Persönlichkeit im schlechtesten Sinne geworden ist, desto mehr beherrscht ihn die Angst, Erfahrungen jenseits der ihm auferlegten Schablonen zu machen.»

Was zu tun ist, darüber schweigt Rukaj, obwohl es offensichtlich ist: Wer die Demokratie gegen die Sprechakttheorien von links schützen will, muss sich mit der Digitalisierung und ihrem antidemokratischen Gestaltungspotenzial auseinandersetzen. Doch davon erzählt Rukaj überhaupt nichts. Und nun werden wir ernst: Über «Gender» lässt sich perfekt polemisieren, wir können sogar darüber lachen – doch ganz ehrlich? Sprechakttheorien, dies wissen wir spätestens seit Hannah Arendts Totalitarismusstudie, sind in ihrem kollektiven Storytelling-Potenzial nie zu unterschätzen.



Farce und Persiflage auf die soufflé-Gesellschaft: Literaturnobelpreisträger Soyinka.

Sinn für Komik und Skurrilität

Manfred Loimeier

Wole Soyinka: Die glücklichsten Menschen der Welt. Aus dem Englischen von Inge Uffermann. Blessing. 656 S., Fr. 34.90

Der nigerianische Literaturnobelpreisträger Wole Soyinka ist ein begnadeter Theaterautor und ein überaus unterhaltsamer mündlicher Erzähler. Die literarische Prosa hingegen, von seinen autobiografischen Büchern abgesehen, ist nicht sein Metier. Seine Romane sind langatmig, ihre Dramaturgie ist selten stringent, und weil sich ihre Themen in Dialogen ent-

Soyinkas Wortgewalt ist erschlagend, sein Wortschatz immens.

rollen, ist eine Handlung nur schwer erkennbar. Bei Soyinkas jüngstem Roman, «Die glücklichsten Menschen der Welt», ist das nicht viel anders, aber dennoch ist die Lektüre halbwegs akzeptabel. Das liegt daran, dass Soyinka die Geschichte als Krimi erzählt, zumindest zum

Teil. Zum anderen Teil ist der Roman eine Komödie, eine Farce und Persiflage auf die *soufflé*-Gesellschaft in Lagos, also auf die aufgeblasenen Politiker und Unternehmer seines westafrikanischen Heimatlandes. Zugleich ist das aber auch das Problem dieses Buchs: Es ist weder Krimi noch Komödie.

Handel mit Menschenfleisch

Die Handlung ist rasch resümiert: Ein Arzt kommt dem Handel mit Menschenfleisch auf die Schliche, und die Versuche, ihn von weiteren Recherchen abzuhalten, führen zum Wahnsinn seines ersten sowie zum Paketbombentod seines zweiten Freundes. Der dritte Freund, ein erfolgreicher Prediger und Kirchengründer, wird sich, aber das ist lange absehbar, letztlich als Haupttäter herausstellen. Dass es also ausgerechnet vier Freunde waren, erinnert natürlich an Alexandre Dumas' Roman «Die drei Musketiere» (mit d'Artagnan), aber das ist im Grunde nebensächlich, weil es keine weiteren Berührungspunkte gibt. Gleiches gilt für Anspielungen auf Charles Dickens und Léopold Sédar Senghor.

Mit dem Paketbombentod wiederum spielt Soyinka auf die Ermordung des Journalisten Dele Giwa im Jahr 1986 an, und dieses Attentat ist in der Tat in der nigerianischen Medienbranche bis heute unvergessen – der ebenfalls getötete,

im Auftrag des Militärdiktators Sani Abacha im Jahr 1995 gehängte Schriftsteller Ken Saro-Wiwa stellte es in den Mittelpunkt seines 1991 erschienenen Romans «Pita Dumbrok's Prison». So viel als Erklärung, warum Soyinka seinen Roman der Erinnerung an Dele Giwa widmete.

Drei Bücher in einem

Doch hätte Soyinka aus seinem Roman besser drei Theaterstücke gestaltet. Die Komposition des Romans folgt ohnehin der klassischen Theaterdramaturgie, wobei die Einführung der Figuren allein 150 Seiten beansprucht. Dann folgt ihre psychologische Charakterisierung mit allerlei Wiederholungen; und zahlreiche retardierende Momente verzögern den Handlungsverlauf. Die letzten 200 Seiten haben eine Beerdigung, Exhumierung und Neubeerdigung zum Gegenstand, bis sich dann der Deus ex Machina erbarmt und das erwartete Ende bestätigt.

Und doch: Soyinkas Wortgewalt – hervorragend übersetzt von Inge Uffermann – ist erschlagend, sein Wortschatz immens, die Figurenzeichnung differenziert, und sein Sinn für Komik und Skurrilität kommt in einzelnen Szenen sehr gut zur Wirkung, wenngleich der umfassende Handlungsrahmen eben fehlt. Wie gesagt, drei Theaterstücke wären allemal genug gewesen. Ein Verlagslektor hätte daraus auch drei schmalere, straffere Bücher gestalten können: eine Komödie über Nigerias Geschichte und Gesellschaft, einen Krimi über Aberglauben und Menschenfresser sowie eine Posse über einen Leichnam, dessen Bestattung zu immer neuen Verwicklungen und Komplikationen führt und die Eitelkeiten der Hinterbliebenen entlarvt.

Fairerweise ist auch festzuhalten, dass «Die glücklichsten Menschen der Welt» – damit sind übrigens die Nigerianerinnen und Nigerianer gemeint –, gemessen an Soyinkas fiktionalen Romanen, nicht der schlechteste sind. Wer viel Zeit, Geduld und ein grosses Interesse am Werk Soyinkas hat, könnte da und dort Gefallen finden am jüngsten Roman Soyinkas, der 1986 den Nobelpreis erhalten hatte, neun Tage bevor Dele Giwa ermordet wurde.



Friedenspreis für einen Krieger

Wolfgang Koydl

Serhij Zhadan: Himmel über Charkiw.
Suhrkamp. 239 S., Fr. 31.90

Natürlich musste es ein Ukrainer sein. Wenn schon das Nobel-Komitee und die Hollywood Actors Guild versagten, sprang wenigstens der Deutsche Buchhandel in die Bresche. Ukrainer sind qua Staatsbürgerschaft preiswürdig. In diesem Jahr allemal. Sicher, man hätte auch ein Zeichen setzen und den Friedenspreis einem regimekritischen russischen Autor verleihen können. Einem, dem das Leben derzeit wirklich schwergemacht wird. Aber das hätte ja eine gewisse intellektuelle Leistung und womöglich ein klein bisschen Mut erfordert.

Da ging man lieber auf Nummer sicher und entschied sich für einen Autor, der so breit im Mainstream schwimmt wie ein Tanker im Panamakanal: Serhij Zhadan, Schriftsteller, Lyriker, Aktivist, Rockmusiker, Festivalorganisator. Und vor allem Preisträger. Seit

Zhadan verhehlt nicht seinen Hass auf die Russen – wohlgermerkt, auf das ganze Volk.

Jahren sammelt er Auszeichnungen wie andere Panini-Bildchen: in Deutschland den Hubert-Burda-Preis für junge osteuropäische Lyrik, in Polen den Literaturpreis Angelus, in der Ukraine den Vasyl-Stus-Preis für «Unerschütterlichkeit als Staatsbürger», und selbst Russland ehrte den Mann aus Charkiw. Ganz zu schweigen vom Lifestyle-Magazin GQ, das ihn zweimal zum «Mann des Jahres – Literatur» kürte. Immerhin kann Zhadan gut schreiben. Sonst hätte ihn in Deutschland auch nicht Suhrkamp mit praktisch all seinen Romanen im Sortiment. Der Verlag mag zwar politisch zu den Hyperkorrekten zählen. Aber man sieht auch auf die Zahlen, und der fließend Deutsch sprechende Autor verkauft sich gut. Fleissig ist Zhadan, trotz Verpflichtungen als Verfasser und Sprecher von Texten für seine Rockband und als Veranstaltungsimpresario. In den letzten sechzehn Jahren hat er fünfzehn Bücher auf Deutsch publiziert. Viele spielen in seiner Heimat, dem Donbass, und in der benachbarten Industriestadt Charkiw. Im Donbass stellt die russische Minderheit die Mehrheit, was Zhadan als Ukrainer dort wiederum zur Minderheit macht.

Dieser Diasporablick prägt seine Haltung gegenüber Russland und allem Russischen und macht ihn zu einem national tickenden Ukrainer. So gibt Zhadan zwar zu, dass «Puschkin nichts dafür kann, dass Putin geboren» wurde.

«Aber doch wird alles relativiert.» Denn die Russen müssten nun «sehr, sehr lange» mit «unseren Verwünschungen und unserer Rache leben».

Zhadan verhehlt nicht seinen Hass auf die Russen – wohlgermerkt, auf das ganze Volk, nicht nur auf eine Regierung im Kreml. In «Himmel über Charkiw», einer Art Kriegstagebuch, in dem er letztlich nur die Facebook- und Twitter-Einträge der letzten Monate zusammengefasst hat, sind Russen abwechselnd «Tiere», «Barbaren», «Unrat», «Verbrecher», «Kakerlaken» oder «Schweine», die in der Hölle brennen sollen. Eine merkwürdige Wortwahl für den Träger eines Preises, der jenen verliehen werden soll, die massgeblich «zur Verwirklichung des Friedensgedankens» beigetragen haben und «Menschen



National tickender Ukrainer:
Autor, Aktivist, Rockmusiker Zhadan.

im Krieg die Hand reichen». Letzteres tut Zhadan zwar, aber nur seinen eigenen Landsleuten und nicht über die Front hinweg.

Doch das ist schnell wegrelativiert als «falscher Pazifismus». Die Realität des Krieges habe ihn verändert, sagt Zhadan. Das ist gut möglich, aber hat er sich tatsächlich verändert? Sein 2018 erschienener Roman «Internat» spielt während des vergessenen Krieges Kiews gegen die abtrünnige russische Bevölkerung im Donbass. Auf 300 Seiten erwähnt Zhadan die Russen kein einziges Mal. Sie sind Luft.



Die Bibel Woke

Es ist Zeit, aus dem Schlaf aufzuwachen. Denn jetzt ist unsere Rettung näher als zu der Zeit, da wir zum Glauben kamen. Die Nacht ist vorgerückt, bald wird es Tag. Lasst uns also ablegen die Werke der Finsternis und anziehen die Waffen des Lichts! (Römer 13, 11 f.) – Der Weckruf unter der Formel «woke» durchflutet die Medien. Das Wort geht auf einen afroamerikanischen Ausdruck der dreissiger Jahre zurück. Gemeint war das Erwachen des Bewusstseins für mangelnde soziale Gerechtigkeit sowie Rassismus. Die Geschichte kennt Beispiele von Bewegungen, die wie Erdbeben hervorbrachen, die gesellschaftliche Ordnung erschütterten und unter Umständen tiefgreifende Veränderungen hinterliessen. Es ist unbestreitbar, dass Menschen und ganze Bevölkerungsgruppen unter Missständen leiden, ohne sich dagegen wehren zu können. Befindet sich die Macht durch Waffengewalt und Korruption im starren Griff einer kleinen Minderheit, so ist ihr nur schwer beizukommen. Wahr ist auch, dass die Bibel eine der wichtigsten Quellen für die Menschenwürde und die Freiheit darstellt.

Dennoch geht es in der zitierten Stelle nicht um das Aufwachen zum Kampf gegen Missstände. Es geht um das Aufwachen angesichts der guten Gaben Gottes. Anschliessend fordert Paulus, die Waffen des Lichts anzuziehen, offenbar wie ein Kleid. Wer sich vorstellt, mit dem Wesen Christi umhüllt zu sein, mag weiterhin für Gerechtigkeit eintreten, jedoch ohne Hass und Gewalt. Unter den Afroamerikanern waren ja lange zuvor die hoffnungsvollen Negro Spirituals mit engen Bezügen zur Bibel entstanden. Wer aufwacht, entdeckt, dass trotz allem in vielen Weltgegenden die Menschenwürde geachtet wird in einem Mass, das in der Geschichte seinesgleichen sucht. Und wer stets nach Missständen schürft, mag zusehen, dass er bei aller Wokeness nicht zum griesgrämigen Penner wird.

Peter Ruch

Natur und Technik verstehen

Seit der Renaissance hat man versucht, wissenschaftliche Sachverhalte präzise zu veranschaulichen, und dabei oft faszinierende Kunst geschaffen.

Daniel Weber

Anna Escardó, Julius Wiedemann (Hg.):
Science Illustration. Taschen. 24,6 x 37,2 cm,
3,72 kg, 436 S., Fr. 60 (bei taschen.com)

Der englische Titel sollte niemanden abschrecken. Der grossformatige Band ist dreisprachig gehalten, alle Texte gibt es in Englisch, Deutsch und Französisch. Wie es der Untertitel verspricht, erzählt das Buch die Geschichte der wissenschaftlichen Illustration vom 15. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Und zwar mit prächtigen Bildtafeln, die in knappen, informativen Erläuterungen charakterisiert und historisch eingeordnet werden.

Ob es um die Grössenverhältnisse der Planeten in unserem Sonnensystem geht oder die Funktionsweise des Verbrennungsmotors: Wissenschaftliche Zeichnungen sind unerlässlich, wenn es gilt, komplexe Sachverhalte einfach zu veranschaulichen. Im Idealfall sind sie dazu auch noch von künstlerischer Virtuosität. Man denke nur an die Vorreiter in der Renaissance, Leonardo da Vinci und Albrecht Dürer, in deren Studien naturgetreue Wiedergabe mit ästhetischem Gelingen verschmilzt. Oder an den flämischen Arzt Andreas Vesalius, der 1543 die ersten anatomischen Illustrationen veröffentlichte, die auf der Grundlage von menschlichen Leichen entstanden sind.

Voller Trouvaillen

Die kompakten Einführungen zu jedem Jahrhundert, auf die Kurzbiografien bedeutender Wissenschaftler jener Zeit folgen, sind nützlich und lesenswert. Aber man braucht dem Band nicht auf seinem chronologischen Gang durch die Geschichte zu folgen. Man kann sich auch einfach der Schaulust überlassen, die mit Hunderten von Bildtafeln reich belohnt wird. Da gibt es etwa wunderbare Karten zuhauf, von einer Darstellung des Golfstroms von 1513 bis zu einer geologischen Karte von 1944, die

den sich verändernden Flusslauf des Mississippi über einen Zeitraum von 12 000 Jahren zeigt. Oder die «Mappa Metallographica», das detailversessene Gemälde einer Silbermine in Ungarn 1726.

Eine faszinierende Disziplin sind die technischen Zeichnungen, die sich im 19. Jahrhundert häufen, mit den vielen Erfindungen, die die industrielle Revolution befeuern: vom mechanischen Webstuhl über die Dampfmaschine bis zu Nikola Teslas Patentzeichnung für einen Wechselstromgenerator. Damit setzte sich Tesla gegen Thomas Edison durch, der mit Gleichstrom arbeitete.

Das Buch ist voller Trouvaillen: so etwa die «Grössen- und Bevölkerungskarte Europas» von Franz Johann Joseph von Reilly. Die 1794 zusammengetragenen Daten werden in eine «sinnliche Darstellung» gebracht, die man als originellen Vorläufer moderner Infografik

bezeichnen kann. Die erste Darstellung einer Operation unter Vollnarkose entstand 1804 in Kyoto. Sie zeigt, wie der Chirurg eine Mastektomie durchführt, während die Patientin mit einem Narkosemittel aus Stechapfel

Man kann sich auch einfach der Schaulust überlassen, die reich belohnt wird.

und anderen Heilkräutern betäubt wird. Wir begegnen auch dem Schweizer Pionier der Gletscherforschung, Louis Agassiz, mit der berückend schönen Lithografie «Glacier de Viesch» aus seinem Werk «Studien über Gletscher» von 1840.

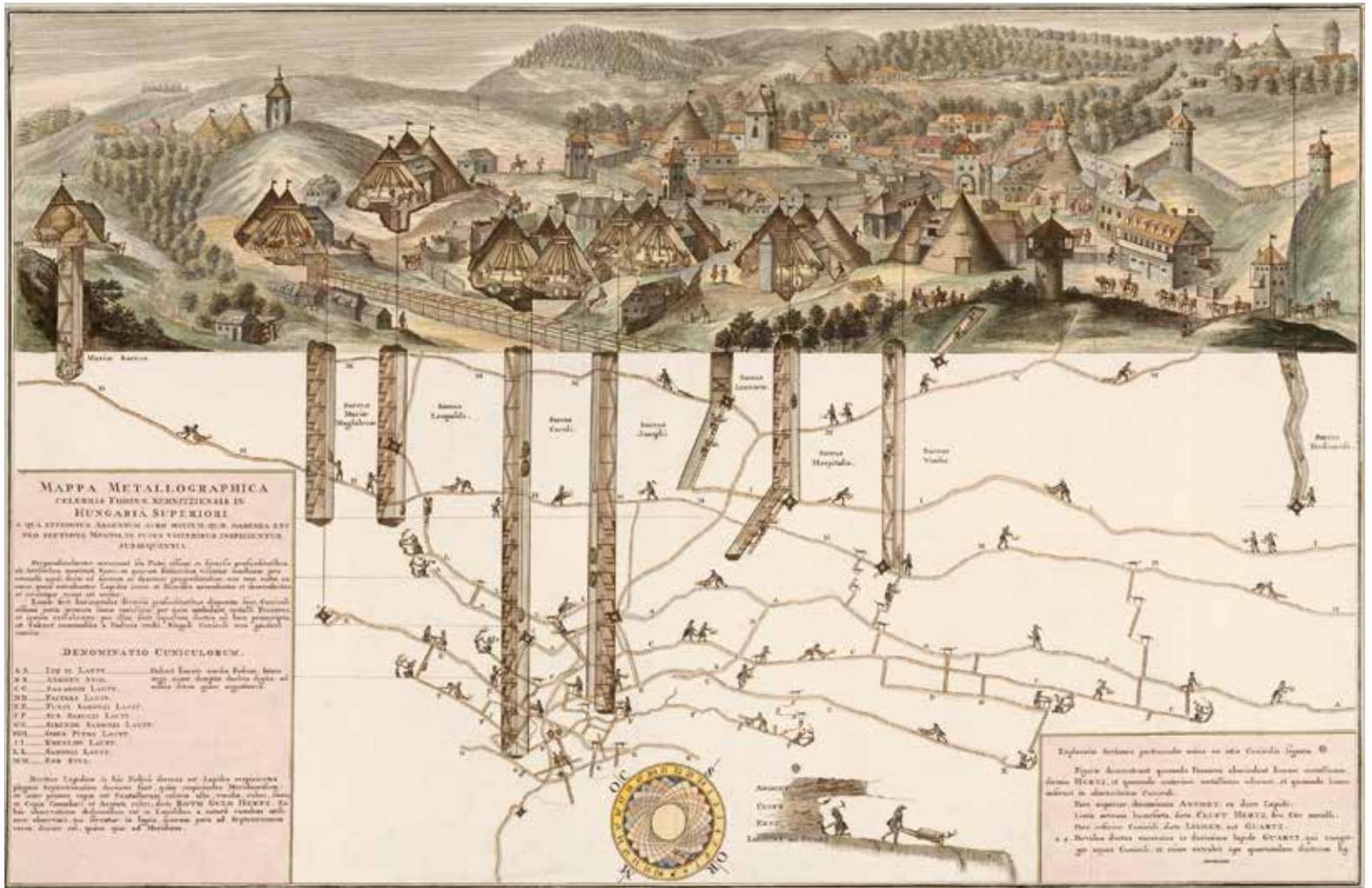
Im 19. Jahrhundert, dem das umfangreichste Kapitel des Buchs gewidmet ist, kommt es zu einer Farbenexplosion: Die Erfindung der Lithografie löste die mühsame Handkolorierung ab, was auch den wissenschaftlichen Zeichnungen einen ganz neuen Realitätsgrad verlieh. So entstand 1827 eines der laut den Herausgebern «spektakulärsten Werke der wissenschaftlichen Illustration», der Katalog «Birds of America». Das hochwertig gedruckte Buch wurde damals für tausend Dollar verkauft. 2010 erzielte eine Ausgabe der Erstauflage den Preis von 11,5 Millionen Dollar.

Ein Meilenstein ist auch der «Vollständige Atlas der menschlichen Anatomie», den Jean-Baptiste Marc Bourgery 1831 veröffentlichte. Die bunten Querschnitte durch das Gehirn und die Lunge sind von bewundernswerter Plastizität.

Das 20. Jahrhundert steht im Zeichen der Fotografie, die die wissenschaftliche Grafik nachhaltig beeinflusste. Sie ebnete den Weg zu einem Hyperrealismus, der durch verbesserte Druckverfahren noch gesteigert wurde. So wurden etwa in der Astronomie Visualisierungen möglich, die zuvor undenk-



Hyperrealismus: Elfenbeinspechte von John James Audubon (aus «Birds of America, Vol. I», 1827–1839).



Sich der Schaulust überlassen: Brustdrüsenentfernung in Kyoto, Abbildung aus dem Buch «Kishitsu geryō zukan» von Hanaoka Seishū (links); «Mappa Metallographica» (1726) von Luigi Ferdinando Marsili (oben).

bar waren. Einen veritablen Quantensprung erfuhr die wissenschaftliche Illustration jedoch durch den Computer. Mit Computergrafiken lassen sich auch unsichtbare Phänomene veranschaulichen, etwa wie Mexiko aussah, nachdem vor 65 Millionen Jahren der Einschlag eines Asteroiden die Dinosaurier aussterben liess. Oder wie am Cern das subatomare Higgs-Boson-Teilchen experimentell nachgewiesen wurde, ein Teilchen, das sehr schnell zerfällt und mit einer Halbwertszeit von Sextillionstelsekunden gemessen wird.

Die Herausgeber des Buchs, die Literaturwissenschaftlerin und Ingenieurin Anna Escardó sowie der Grafikdesigner Julius Wiedemann, haben sich bemüht, eine möglichst grosse Palette von Wissenschaftsgebieten abzudecken: Mathematik, Statistik, Informatik, Biologie, Physik, Chemie, Medizin und so weiter. Escardó bedauert in ihrem Vorwort, dass sie die Sozialwissenschaften nicht aufnehmen konnten. Wer sie vermisst, kann nur hoffen, dass ihnen irgendwann ein ebenso aufwendiger Band gewidmet wird.

Fernsehen

Fulminante «Beschatter»

René Hildbrand

Die Beschatter: Krimiserie. Ab 30.10. SRF 1

Das Schweizer Fernsehen hatte es vor vielen Jahren verpasst, den im In- und Ausland preisgekrönten Schauspieler Roeland Wiesnekker («Strahl») als «Tatort»-Kommissar zu engagieren. Jetzt endlich darf der Zürcher doch noch als Schlüsselfigur in einer SRF-Serie ermitteln. Er spielt die Hauptrolle in der sechsteiligen SRF-Krimikomödie «Die Beschatter». Und er tut das brillant. Mit virtuosen Kolleginnen und Kollegen wie Meryl Marty (ein junges Top-Talent), Esther Gemisch oder Martin Rapold.

Der Plot: Der verschuldete Ex-Polizist Leo Brand gründet in seinem Dilemma eine Detektivschule. Mit seinen stümperhaften Neulingen, alle schräge Vögel, löst er echte Fälle. Im Hintergrund schwelt ein finsterner Thriller. Michael Steiner («Mein Name ist Eugen») führt zum ersten Mal in einer Serie Regie. Er bewältigt auch diese Aufgabe fulminant.

Die Idee zur Serie stammt von der Drehbuchautorin und früheren Journalistin Simone Schmid. Es muss nicht immer Zürich sein: Gedreht wurde grösstenteils in Basel – bisher kein bevorzugter Drehort für Filmproduktionen. Die Spürnasen schnüffeln unter anderem rund um den Rheinhafen, im Zolli und auf dem Trainingsgelände des FCB. Ein paar Szenen spielen dennoch in der Limmatstadt.

Krimiserien kann SRF besser als «Tatort». Mit ihrer neuen Reihe (Budget: 6 Millionen Franken) versucht SRF, an die Erfolge von «Der Bestatter» und «Wilder» anzuknüpfen. Die Wahrscheinlichkeit, dass die Beschatter eine ganze Weile weitermachen dürfen, ist hoch. Die Produktionsfirma ist für alle Fälle bereits daran, die zweite Staffel zu entwickeln.



Unperfekter Held: Jeff Bridges als Dan Chase.

Serie Zurück in die Gegenwart Wolfram Knorr

The Old Man (USA, 2022)

Von Jonathan Steinberg und Robert Levine.
Mit Jeff Bridges, John Lithgow, Amy Brenneman,
Alia Shawkat. Auf Disney+.

Eine Altmännerwelt gibt ihren Abschied: Dan Chase, einstiger CIA-Agent, und Harold Harper, Vizedirektor beim FBI. Chase ist Jeff Bridges, 72, und Harper John Lithgow, 77, zwei Hollywood-Profis, zwei Kraftcharaktere. Lithgow ist der Beamtentyp auf Chefebene, der Staatsräson verpflichtet («A Good Man in Africa», 1994). Bridges ist das Laisser-faire- und Emotions-Schwergewicht; seit «The Big Lebowski» (1998) der Anti-Ordnungs-Querulant. Der eine verkörpert bourgeoise Akkuratess, der andere das Risiko mit einem Schuss Hallodriismus. Als Chase und Harper bewegen sie sich wie gesellschaftliches Fallobst auf ihr Endspiel zu: Chase soll liquidiert werden, Harper soll's vollstrecken. Aber auch hinter Harper ist man her. Der junge CIA-Agent Raymond Waters (E.J. Bonilla) ist auf ihn angesetzt, weil Harpers Vergangenheit mit der von Chase verknüpft ist.

Die siebenteilige Mini-Serie «The Old Man» (Disney+) ist ein vertracktes Mysterium, in der Gegenwart angesiedelt, aber immer wieder in die 1980er Jahre zurückdriftend. Ganz im Sinne von William Faulkner: «Das Vergangene ist niemals tot. Es ist nicht einmal vergangen.» Hier traktiert, quält es die Gegenwart der beiden Herren.

Damals in den 1980ern, als die Sowjetunion in Afghanistan brutal einfiel, unterstützten Spezialkräfte der CIA die Mudschahedin mit Waffen im Kampf gegen die Aggressoren. Chase und Harper waren Kollegen, der eine im Feld, der andere in der Administration tätig. Das Verhältnis zerbrach durch die heikle Beziehung zwischen Dan Chase und Belour, der Gattin des Mudschahedin-Führers Hamzad. Es ging nicht nur um Liebe, sondern auch um Verrat an ihrem Mann und dessen Strategie. Belour als afghanische Mata Hari und Chase als ein Romeo mit King-Lear-Narrheit – eine explosive Mischung. Harold entschärfte sie, half beiden aus ihrer kreuzgefährlichen Situation, geriet aber als Verantwortlicher für das zerstörte Verhältnis zu Hamzad in die Bredouille. Nach der Flucht in die USA mussten Chase und Belour untertauchen, heirateten, bekamen eine Tochter.

Nach Jahren gemeinsamen Lebens im Untergrund starb Belour an Alzheimer, die Identität von Chase flog bald auf. Bei der spröden Witwe Zoe McDonald (Amy Brenneman) findet er kurzzeitiges Unterkommen, dann sind die Häsher



gangenheits-Claim wird zum Psychoduell vor dem Hintergrund ihres Abtritts. Lithgow – mit einem Mund, scharf wie ein Messer, das auf dem Amboss des Staatsapparats in Form gehauen wurde – wirkt durch seine weiche Ordnungsmacht-Physiognomie nur äusserlich jovial.

Jeff Bridges ist der weissbärtige alte Mann, der den ewigen Polit-Kampf und die Moral, die entweder eingefordert wird oder im Weg ist, satt hat. Sie schwebt sowieso nur im freien Raum. Er will Ruhe und wird nicht in Ruhe gelassen. Ein cooler, unperfekter Kinoheld, als abgesägter Countrysänger in «Crazy Heart» (2009) oder als müder Sheriff in «Hell or High Water» (2016) mäanderte er schon herrlich entspannt zwischen Hemingway, Paul Bunyan und King Lear; mit ein wenig Hiob noch dazu.

«The Old Man» geht auf den gleichnamigen Thriller von Thomas Perry zurück, der in der Serie von Jonathan E. Steinberg und Robert Levine als Co-Produzent fungiert. Lange, viel zu lange hat man von Perry nichts mehr gehört, seine Romane sind hierzulande vergriffen, werden nicht mehr aufgelegt und die neuen (wie «The Old Man») nicht mehr übersetzt. Dabei gehören sie zur Spitze und haben einen untadeligen Ruf. Mit zahlreichen Preisen geehrt, gehört Perry zu jenen Autoren, die rigorosen Funktionalismus mit raffinierten Konstruktionen verknüpfen.

Erst in den späten Jahren fand Thomas Perry, über den das *Wall Street Journal* berichtete, er schreibe schneller, als eine Pistolenkugel fliegt, zu einem erstaunlich gelassenen Tempo. «The Old Man» hat diese umwerfende Altersgelassenheit des Thrillers kongenial in die Serie übertragen.

Ausstellung Tinder für Edelweisshemden *Stefan Millius*

Olma: 13. bis 23. Oktober. St. Gallen

Kühe drehen eine Runde, und ein Experte erklärt, wie man ihre Körpersignale deutet. Kinder dürfen «Gitzi schöppeln». Nebenan wird eine Sprechstunde beim Grosstierarzt vorgestellt. Der «Tag der Bäuerin» findet zum 29. Mal statt. Es riecht alles sehr nach Land. Auch wenn es immer heisst, die Olma, die einstige Ostschweizerische land- und milchwirtschaftliche Ausstellung, habe mit der Landwirtschaft nicht mehr viel zu tun. Sie locke nur Leute aus der Agglomeration an, die eine Waschmaschine mit Rabatt kaufen oder sich in der Degustationshalle betrinken wollen.

Nostalgie statt Innovation

Am letzten Sonntag ging die 79. Olma zu Ende. Was nicht selbstverständlich ist. Bis 2019 war sie eine Geldkuh. Dann kam Corona. Die Muba in Basel strich die Segel. Die Olma wurstelte sich durch zwei Jahre Pandemie. Nun feierte sie die Rückkehr der Normalität. Aber schon vor der Pandemie wurde diskutiert, ob physische Messen aus der Mode geraten sind. Sich von einem Gemüseraffler zutexten lassen, wenn man alles online bestellen kann?

Die Olma pflegt die Nostalgie trotzig. «Röschi-Treff», «Moststube», «Chüeli-Bar», «Äpler-Blick»: Die Gastronomie klingt, als würde jeden Moment Christoph Blocher zum «Buurezmorge» empfangen. Aus jeder Ecke dringt Volksmusik. Wer nichts kaufen will, besucht eine Sonderschau. «Die geheimnisvolle Welt des Elektroschrotts», «Produkteschau Schweizer Früchte», «Zukunft regionales Bauen – wir bauen unsere Region in Holz!».

Das klingt alles nicht sehr elektrisierend. Aber das muss es auch nicht. Die Besucher sind aus anderen Gründen hier. Sie wollen alte Bekannte treffen, neue Leute kennenlernen, sich vielleicht

Es herrscht Grossandrang wie in den alten Zeiten. Und das darf sich auch nicht ändern.

sogar verlieben. Die Regionalzeitungen stellen gerne «Olma-Pärli» vor: mit einem Alpenbitter angestossen und nun seit zwanzig Jahren glücklich verheiratet. Eine Art Tinder für Träger von Edelweisshemden. Oder «Bauer, ledig, sucht...» ohne Kameras und ohne Marco Fritsche. Wobei: Vermutlich ist der auch hier. Wie fast alle.

Zwei Männer stehen vor dem Stand eines Hackbrettbauers. Sie sprechen darüber, wie schön es sei, dass alles wieder normal ist. «Ich

wieder da, und Zoe schlittert in ein neues, gefährliches Leben – und die Handlung verdreht sich noch mehr.

«The Old Man» ist eine Agenten-Hatz, aber der Plot spielt mit einem Buddy-Motiv, verknüpft es mit einem Hasardeur-Romeo und einem Harper als einer Art Mercutio. Das führt zu einem Konflikt von emotionaler Wucht, was dank der virtuosen Besetzung für ungewöhnlichen Suspense sorgt. Aber rasant, voll wilder Verfolgungen, ist «The Old Man» nicht. Der Film lässt sich Zeit und steigert von Folge zu Folge das Tempo. Der Rückgriff in die Vergangenheit liefert immer nur Puzzleteile der Geschichte, was die Neugierde extrem steigert.

Die mysteriösen Telefonate von Chase mit seiner Tochter, die laut Harper eigentlich tot ist, gehören ebenso dazu wie Harpers enge Mitarbeiterin Angela Adams (Alia Shawkat), die sich nicht gerade kollegial ihrem Chef gegenüber verhält (wenigstens in den ersten Folgen). Das Rätselspiel dient einzig und alleine der Bewältigung der Vergangenheit, die die Senioren eigentlich gar nicht bewältigen wollen. Sie suchen das Vergessen, aber es ist voll unstillbarem Schmerz.

Schneller als eine Kugel

Zwei alte Männer, die Staatsräson verlangt es, steigen in den dunklen Abgrund ihrer Vergangenheit und holen noch mal rauf, was eh nicht zu ändern ist. Die Schürfarbeit im Ver-



Riecht nach Land:
Die Olma pflegt trotzig die Nostalgie.

han d Olma vermisst», sagt der eine. «Mini Frau nöd!», sagt der andere und lacht.

Mut oder Grössenwahn?

Es herrscht Grossandrang wie in den alten Zeiten. Und das darf sich auch nicht ändern. Derzeit entsteht eine neue Halle. Sie wird für 160 Millionen Franken einen «Deckel» über der Stadtautobahn bilden. Das ist mutig, sagen die einen. Das ist fahrlässig, sagen die andern. Denn wenn klassische Messen ihren Zenit wirklich überschritten haben, dann hat die Stadt bald eine neue Attraktion: eine Bauruine hoch über der Autobahn.

Ein Unternehmer, ein Bier in der einen und eine Bratwurst in der anderen Hand, schüttelt den Kopf. «Ich renne für eine neue Leuchtreklame monatelang von Amt zu Amt, und die Olma darf in Rekordzeit mitten in der Stadt die Autobahn überbauen.» Das sei grössenwahnsinnig. Ohne dieses Projekt, fügt er an, wäre er Aktionär geworden. Solche sucht die Olma derzeit eifrig. Aus der Genossenschaft wird eine Aktiengesellschaft, aus Fans werden Mitbesitzer. Vierzig Millionen Franken braucht die Messe nach dem Corona-Einschnitt, um weitermachen zu können. «Es gibt keinen Plan B», heisst es in einer Präsentation, «die Alternative wäre der Konkurs.»

Dieses Szenario kann sich keiner von denen vorstellen, die zwischen Säulirennen und Traktoren durchpilgern. Basel braucht die Muba nicht, es hat die Pharmabranche. St. Gallen aber hat nur die Olma. St. Gallen ist die Olma. Jedenfalls für den Rest der Schweiz.

Comic Er weitet uns das Herz Gerhild Heyder

Charles M. Schulz: «Die Peanuts».
Werkausgabe Band 1–25. Carlsen Comics

Der Begriff «Peanuts» steht für etwas Bedeutungsloses, eine Kleinigkeit, nicht der Rede wert. Charles M. Schulz, der Schöpfer der weltweit erfolgreichen Comicserie, fand den von einem Production Manager erdachten Titel zeit seines Lebens albern und unpassend für seine Figuren. Denn eines sind die kindlichen Bewohner seines Paralleluniversums ganz sicher nicht: belanglos.

Von 1950 bis zu seinem Todesjahr 2000 hat der 1922 in Minneapolis geborene Charles Monroe Schulz seine täglichen Strips in Tages- und Sonntagszeitungen veröffentlicht, als Ein-Mann-Unternehmer ohne Assistenten. Seit 2004 veröffentlichte der amerikanische Verlag Fantagraphics Books die 25-bändige Gesamtausgabe, und die deutsche Werkausgabe ist fast zeitgleich im Carlsen-Verlag erschienen.

Jeder Band umfasst zwei Jahre der alltäglichen Abenteuer einer Gruppe von Vorstadtkindern, deren ausgeprägte Persönlichkeiten mit allen menschlichen Widersprüchlichkeiten ausgestattet sind, wie bei den – niemals im Bild vorkommenden – Erwachsenen auch. Hier wird keine heile Kinderwelt vorgeführt, hier geht es grausam zu, es herrschen mitunter Kampf, Schmerz, Verlust und Qual, aber auch Solidarität und Freundschaft, die ein Gefühl von Geborgenheit vermitteln. Die unterschiedlichen gesellschaftlichen Schichten, denen die Kinder entstammen, werden erwähnt und zur Kenntnis genommen, spielen aber unter den Kindern keine Rolle.

Der von Selbstzweifeln geplagte Charlie Brown und seine belehrungsresistente kleine Schwester Sally, die herrisch-biestige Lucy, ihre kleinen Brüder Linus mit der Schmutzdecke und der ihm sehr ähnlich sehende Rerun (O-Ton Lucy: «Schon wieder ein kleiner Bruder! Alles, was du im Leben bekommst, sind Wiederholungen (reruns)!»), der besessene Klavierspieler Schroeder, die sportliche Halbweise Peppermint Patty und ihre kluge Freun-

din Marcie, der Beagle Snoopy und der kleine, gelbe Vogel Woodstock sind die Protagonisten; sporadisch hinzukommende Kinder treten in Erscheinung, wie der 1968 eingeführte afro-amerikanische Franklin, oder verschwinden irgendwann sang- und klanglos, wie Shermie oder die arrogante Violet.

Mitgefühl in einer feindseligen Welt

Ein halbes Jahrhundert Nachkriegs-Amerika spiegelt sich in den hinreissend gezeichneten Figuren wider, die auch optisch eine Wandlung erfahren. Die ersten Comics Anfang der fünfziger Jahre zeigen die Kleinen noch flach und kindlich, mit rundlichen Formen, und es ist



Reise in die Zeitgeschichte: «Peanuts».

faszinierend, die sich über die Jahre manifestierenden Charaktere zu beobachten.

Es ist auch eine Reise in die Zeitgeschichte. Themen wie die Atombombe (1954), die Abschaffung des Schulgebets (1963), Hippies und Polizeigewalt (1967), der Vietnamkrieg (1970) und die Rechte ungeborener Kinder (1970) fliessen in die Texte ein. Grundsätzlich enthält sich Schulz aber politischer Kommentare, sein Anliegen (und damit das seiner Figuren) sind lebensphilosophische Fragen. Leid und Schmerz sind die Basis jedes Humoristen, Gefühle, die es mit Hilfe des Humors zu bewältigen gilt. Und da hat jede der kleinen Persönlichkeiten eine eige-

ne Strategie entwickelt, in der sich die Leser – je nach Charakter – wiederfinden können.

Charlie Brown, das Alter Ego seines Schöpfers, ist geprägt von dem Gefühl, ein Jedermann zu sein, ein anständiger, mitfühlender Mensch in

Charlie Brown ist mit einer inneren Stärke ausgestattet, die ihn das Ungemach des Lebens ertragen lässt.

einer feindseligen Welt, trotz aller Selbstzweifel und Unsicherheiten mit einer inneren Stärke ausgestattet (eine der sieben Kardinaltugenden des Christentums), die ihn das Ungemach des

Testament, während Sally eher darauf baut, dass sie schon irgendwie durchkommt («Mein neues Motto: Wen kümmert's?»).

Marcie mag Kultur, für die narkoleptische Peppermint Patty ist der Sport essenziell, da kann sie nicht einschlafen wie während des Schulunterrichts oder im Schulkonzert («Wie alt waren wir nochmal, als das Konzert angefangen hat?»).

Und dann natürlich Snoopy, Charlies nicht gerade artgerecht lebender Hund mit sieben Geschwistern, der seine Tage auf dem Dach der Hundehütte verbringt, hauptsächlich am Fressen interessiert, wenn er nicht gerade als immer wieder von vorne beginnender, erfolgloser Romanautor agiert («Es war eine dunkle und stürmische Nacht...»), die Anfangsworte von «Krieg und Frieden» liest, als Anwalt, Fliegerass des Ersten Weltkriegs, pirouettendrehender Eistanzer, Chef der Pfadfindergruppe kleiner, gelber Vögel oder als Ersatzmann beim Baseball reüssiert. Überhaupt, der Sport: ein durchgängiges Thema, sachkundig kommentiert, sei es nun Baseball, Tennis oder Eishockey. Charles M. Schulz war auch ein sehr sportlicher Jugendlicher.

Unerschöpfliche Fantasie

Aber doch vor allem anderen ein genialer Zeichner und Autor, Schöpfer einer höchst lebendigen Welt, deren Teil jeder – auch und gerade der erwachsene – Leser werden kann, weil ihm die Gefühle und Gedanken sofort vertraut sind, die die Figuren ausdrücken. Vergessen geglaubte Kindheitserlebnisse brechen auf, verschüttete Sehnsüchte ziehen durch die Seele, und man möchte Charles M. Schulz auf ewig danken, dass er uns immer aufs Neue mit seiner Empathie, seinem feinen Humor und seiner unerschöpflichen Fantasie das Herz weitert und ein Lächeln ins Gesicht zaubert.

Da sitzen Charlie Brown und Snoopy auf dem Bootssteg und schauen ins Wasser, und der bekümmerte Charlie sagt: «Eines Tages werden wir alle sterben, Snoopy!» Und der kleine Hund antwortet gelassen: «Ja, das stimmt, aber an allen anderen Tagen nicht.»

Bewegender Abschied

Einen Tag nach seinem Tod erschien am 13. Februar 2000 der letzte «Peanuts»-Strip von Charles M. Schulz in Form eines bewegenden Briefs, mit dem er sich in den Ruhestand verabschieden wollte.

Jazz **Eine Art** **Klassik** *Peter Rüedi*

Benjamin Lackner (Mathias Eick, Jérôme Regard, Manu Katché): Last Decade.
ECM 2736 3899024

Wieder einmal ein Zitat vom Alten, der nun mal da die letzte Autorität ist, wo es um eine Qualität geht wie das «Klassische». 1827 schrieb Goethe an seinen engen Freund, den Musiker Zelter (einer der ganz wenigen, mit dem er sich duzte): «Wir werden in einem künstlichen Zustande geboren und es ist durchaus leichter, diesen immer mehr zu bekünsteln, als zu dem Einfachen zurückzukehren.»

Wie «künstlich» die Anfänge von Benjamin Lackner – geboren 1976 in Berlin als Sohn einer deutschen Mutter und eines amerikanischen Vaters, ab dreizehn Jahren aufgewachsen in Kalifornien und in der Folge auch dortselbst als Pianist ausgebildet – waren (einmal abgesehen von seiner euro-amerikanischen Doppelnatur), sei dahingestellt. Ganz gewiss aber ist seine jüngste CD, die erste bei ECM und zudem nach vielen Trio-Aufnahmen die erste im Quartett (mit dem norwegischen Trompeter Mathias Eick, seinem langjährigen Partner Jérôme Regard am Bass und dem Schlagzeuger Manu Katché), ein im weitesten Sinn «klassisches» Jazzalbum und als solches ein Nonplus-ultra in der schwierigen Kunst des Einfachen. Es ist ein Meisterwerk, das im geradezu hypnotischen melodiosen Sog von acht originalen Lackner-Kompositionen (und einem Impromptu seines Bassisten) auf alles solistische «Bekünsteln», auf jede spektakuläre Artistik zugunsten eines hochintegrierten Zusammenklangs und intimen Gedankenaustauschs verzichtet. Die vier singen die Songs gewissermaßen, jedenfalls in erster Linie, bei all ihrer hintangestellten, gerade mal gelegentlich aufblitzenden solistischen Souplesse. Das ist ein ebenso bescheidener wie raffinierter Vorgang, einer allerdings, dessen Raffinesse uns sozusagen erst im Nachklang auffällt.

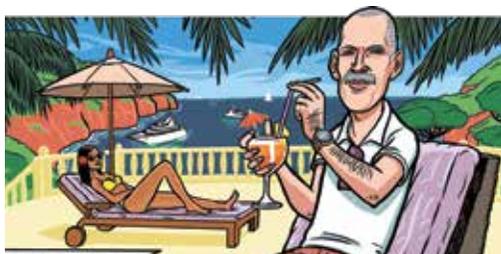
Lackner, für dessen Pianospiele sein Mentor Brad Mehldau ein wichtiger Bezugspunkt war (auch der ein Grenzgänger zwischen Jazz und europäischer Pianokultur), ist mit allen Mitteln einer subtilen, im engeren Sinn «klassischen» Technik ausgestattet. Er kennt die romantische Klavierkunst. Und er ist ein grosser Melancholiker. Da ist die Partnerschaft mit Eick, dessen eindringlich substanzielle, allen ornamentalen Firlefanz vermeidende Trompete an geniale Vorläufer wie Kenny Wheeler oder Tomasz Stanko erinnert, naheliegend. Die Sache, und nichts als die Sache. Eine Art Klassik eben.



Lebens ertragen lässt. Die anderen machen sich lustig über ihn, er bekommt keine einzige Valentinskarte, seine Baseballmannschaft verliert immer.

Charlie verliebt sich in das kleine, rot haarige Mädchen und traut sich nicht, es anzusprechen. Und doch: Er gibt niemals auf, so oft die böartige Lucy ihn auch auflaufen lassen mag. Die sich wiederum ein Leben ohne Kampf und äussere Stärke nicht vorstellen kann. Linus mit der Schmusedecke befasst sich ausführlich mit dem Christentum, das über die Jahre immer wieder thematisiert wird. Franklin interessiert sich sehr für das Alte

LEBEN HEUTE



WUNDERBARE WELT

Meine Durchschnittsquaker

Mark van Huissing

In der nicht sehr sehenswerten neuen TV-Serie «This England» (Sky Show) bekommt man wenigstens einen bedeutungsvollen Satz zu hören: «Wir hassen Experten.» Das sagt der Schauspieler in der Rolle von Dominic Cummings, dem Chefberater des Prime Ministers Boris Johnson; es geht um die frühe Zeit der Pandemie, im März 2020, als der PM des Vereinigten Königreichs und seine Truppe versuchen, das Coronavirus als unter ihrer Kontrolle darzustellen und, entgegen dem Rat verschiedener Experten, noch keinen Shutdown oder Lockdown anordnen. Was möglicherweise zum vorzeitigen Tod von ein paar tausend Britinnen und Briten, *give or take*, führt.

«Wir hassen Experten» ist ein Gedanke, der Konjunktur hat, wie man sagt, seit einigen Jahren. Es ist schick beziehungsweise gilt als *street smart* oder bauernschlau, je nachdem, ob es sich um eher städtische oder ländliche Schlaumeier handelt, besonders gescheitene, gebildeten Menschen zu misstrauen. Wer gesunden Menschenverstand besitzt, so die heutige Haltung, begegnet Äusserungen von Experten, oder Eliten im umfassenderen Sinn, mit Vorsicht. Und lässt sich schon gar nicht von Fakten, die diese herbeiziehen, beirren.

Die Gründe, die dazu führten, kann ich hier nur streifen, weil zwei Spalten etwas knapp sind dafür (und weil ich mich nicht um alles kümmern kann). Doch es hat, unter anderem, mit der verschärften wirtschaftlichen Lage der sogenannten kleinen Leute zu tun und, in der Folge, den «Lösungen» von Populisten, die diese Ungerechtigkeit angeblich beheben wollen.

Ebenfalls an Zugkraft gewonnen hat in jüngerer Vergangenheit der Entwurf der sogenannten

Schwarmintelligenz. Die verkürzte Idee dahinter: Wenn die Individuen zusammenarbeiten, ist die Herde schlauer als der Hirte. Abgesehen davon, ob Individuen tatsächlich freiwillig und unorganisiert zusammenarbeiten wollen, neige ich zu Zweifeln. Wie regelmässige Nutzer dieser Kolumne möglicherweise wissen, bevorzugt MvH stattdessen den Ausdruck «Schwarmdummheit». Oder, weil das ein bisschen hart ist, den der «Durchschnittsquaker».

Ein prima Beispiel dafür ist die Frage- und Antwort-App Quora, die von Techcrunch, einem Online-Technologie-Nachrichtenportal, als «Einhorn des subjektiven menschlichen Wissens» beschrieben wird («Einhorn», da die Bewertung bereits 2017 rund 1,8 Milliarden Dollar betrug; heute soll sie bei rund zwei Milliarden liegen, Quelle: Stephanie V., sechsfache Quora-Top-Antwortgeberin). Und die Plattform funktioniert so: «Welche sind die besten Flughafentricks?», will jemand wissen (zufällig gewählte Frage). Worauf ein Robert Fitt, «HR and nice guy», Personalabteilungsmitarbeiter und netter Kerl, der wohl regelmässig fliegt, Rückmeldung macht. Von, erstens, leere PET-Flasche dabei haben und nach der Sicherheitskontrolle mit Wasser vom Hahn füllen – «fünf Dollar gespart» – bis, viertens, nach einer allfälligen Notlandung «über die Sitzlehnen zum Ausgang klettern, nicht den Gang nehmen», weil das alle täten.

Oder: «Weshalb gibt es in der Schweiz keine Hochhäuser, wenn das Land angeblich so reich ist?» Einverstanden, diese Frage erschien nicht zufällig, sondern weil das Programm der auch an Werbung verdienenden App erkennt, von wo ein Besucher kommt. Antwort einer Weltreisenden und Vielleserin: «Es besteht kein

«Es ist schick, besonders gebildeten Menschen zu misstrauen.»

Zusammenhang, Äthiopien hat eins der höchsten Häuser Afrikas, arm ist das Land dennoch.»

Mit anderen Worten: Das durchschnittliche subjektive menschliche Wissen ist nicht ganz unnützlich. Sondern bloss, eben, durchschnittlich. Antworten, die von einem Schwarm kommen, sind vermutlich mehrheitlich nicht falsch und bloss selten gefährlich. Was schon besser ist als Ratschläge von, sagen wir, Daniele Ganser («Friedensforscher»), Alex Jones (Infowars), Ni-

colas Rimoldi («Mass-voll» – wer erinnert sich?) oder sonst einem Querdenker du jour. Aber immer noch, in meinen Augen, viel schlechter als von einem Experten. Nehmen wir an, Ihr Arzt sagt Ihnen, Sie benötigen eine Operation am offenen Herz – von wem wünschen Sie eine *second opinion*, zweite Einschätzung? Ich nehme meine lieber von einem Kardiologen als von einem netten Kerl und Personalabteilungsmitarbeiter. Oder einer Weltreisenden und Vielleserin.



UNTEN DURCH Der Einäugige ist König

Linus Reichlin

Mein Freund Bruno möchte sich jetzt eine Waffe kaufen, wegen der hybriden Kriegsführung. Es könnte ja sein, dass irgendwelche Völker – Bruno möchte keine russischen Namen nennen – das Schweizer Stromnetz sabotieren, und dann möchte Bruno bei Kerzenlicht mit einer Pistole dasitzen und auf die Plünderer warten. Vielleicht möchte er auch selber plündern: Auch in diesem Fall wäre eine Pistole von Vorteil. Bruno ist nur noch nicht sicher, welches Kaliber er kaufen soll. Es hängt ja von der Situation ab. Falls die Plünderer nach dem Zusammenbruch der staatlichen Ordnung in seine Wohnung eindringen, wäre ein Kompromisskaliber das Beste. Also ein Kaliber, das möglichst wenig Schaden an Brunos eigenem Mobiliar anrichtet, aber möglichst viel an den Organen der Plünderer.

Brunos Waffenhändler riet ihm zu Kaliber 9 mm, auch weil es dafür überhaupt noch Munition gibt, während sie für Kaliber .380 wegen der grossen Nachfrage knapp geworden ist. «Das heisst aber auch», sagte Bruno, «dass Kaliber .380 für Schusswechsel im eigenen Wohnzimmer besser ist.» – «Dann nimm doch .357

Magnum», sagte ich, «und schiess nur auf der Strasse.» Ich selber habe eine .357 Magnum, und ich schiesse damit grundsätzlich nur im öffentlichen Raum, wo es mir egal ist, wenn nachher ein Loch in einer Hausmauer ist. Meine Meinung ist einfach folgende: Wenn irgendwelche Völker die Bahnstrecke Zürich–Bern lahmlegen, will ich mir nicht mit einer Kleinkaliberpistole den Weg zur nächsten Mietwagenfirma mühsam freischiessen müssen, um nach Bern zu kommen. Dann will ich ein Kaliber, das mit einem Schuss die Lage klärt.

Aber jetzt im Ernst: Eigentlich müsste ich Bruno zum Kauf einer Uzi-Maschinenpistole raten. Denn ich bin nicht sicher, ob man angesichts der Tatsache, dass in der Schweiz momentan die Waffenkäufe von Privatpersonen in die Höhe schnellen, mit einer Faustfeuerwaffe im Katastrophenfall noch an sein Toilettenpapier kommt. «Stell dir mal vor», sagte ich zu Bruno, «das Internet fällt aus, das Handynetz fällt aus, und jetzt kommst du mit deiner mickrigen 9-mm-Pistole in den Coop und willst Fischstäbchen. Die isst du doch so gern. Aber an der Tiefkühltruhe stehen schon zehn andere mit einer Uzi und laden ihre Einkaufswagen mit Fischstäbchen voll. Was willst du denn mit deinem Pistölchen dagegen tun?»

Tja, da war Bruno natürlich ratlos. Mir persönlich ist die Sache mit den Uzis egal, sollen die Leute sie kaufen! Dann kaufe ich im Coop eben die Sachen, die für Leute mit .357 Magnum übrigbleiben. Man sollte doch solche Extremsituationen auch als Chance begreifen, seine Ansprüche mal ein bisschen runterzuschrauben und sich endlich wieder an den kleinen Dingen zu erfreuen, an Scheibenkäse zum Beispiel. Scheibenkäse wird in Extremsituationen immer als Letztes geplündert, der bleibt immer für die Leute übrig, die nur mit einem Pfeilbogen bewaffnet sind. Oder die eben – wie in meinem Fall – bereit sind, auch einmal auf den gewohnten Lebensstandard zu verzichten.

Nein, jetzt wirklich im Ernst: Nicht die Wahl der Waffe ist entscheidend, sondern der Ort, wo man eine braucht. In Deutschland zum Beispiel reicht nach dem Zusammenbruch der staatlichen Ordnung bereits eine völlig legale Schreckschusspistole, um sich an die Spitze der Nahrungskette zu setzen. In Deutschland sind nur die Kriminellen bewaffnet, und denen ist das Angebot in den kleinen Quartier-Aldi-Läden zu mickrig, so dass man dort mit

einer Schreckschusspistole alles bis auf den Scheibenkäse abräumen kann. «Denk einfach mal über Mobilität in Notzeiten nach», sagte ich zu Bruno, «bevor du dir eine teure 9-mm-Glock zulegst. Oder wie sagt man? Unter den Blinden ist der Einäugige König.»



FRAUEN

Emily Ratajkowski, Wütige

Julie Burchill

In der Liebeskomödie «I Feel Pretty» (2018) sieht die von Amy Schumer gespielte Figur, dass die schönste Frau im Fitnessstudio – verkörpert von Emily Ratajkowski – weint, weil eine Liebe in die Brüche gegangen ist. «Typen können bestimmt ganz schön fies sein, wenn du mit ihnen Schluss machst», mutmasst die Schumer-Figur. «Oder wenn sie mit mir Schluss machen, weil ich verdammt noch mal ein echter Mensch bin», entgegnet Ratajkowski. «Das hätte ich in deinem Fall nicht erwartet», sagt eine erstaunte Schumer und fügt dann hinzu: «Halt gefälligst die Klappe!»

Emily O'Hara Ratajkowski ist der Inbegriff der nichtspezifischen, brünetten Anderen, die um allerlei Geheimnisse weiss, von denen die Blondine von nebenan keinen Schimmer hat. Nun hat das Leben die Liebeskomödie nachgeahmt: Angesichts ihres Aussehens würde man annehmen, Ratajkowski habe es leicht im Leben. Als sie letztes Jahr das Buch «My Body» veröffentlichte, das von den Schattenseiten des Schönseins handelt, äusserten deshalb viele den Wunsch, sie möge gefälligst die Klappe halten, denn bei einem Sexobjekt ist ein Hirn männlichen Projektionsmöglichkeiten abträglich. Wie eine sexy Version von Woody Allens Zelig ist Ratajkowski überall da aufgetaucht, wo psychosexuell die Post abging: 2013 zeigte das Video zu Robin Thickers Song «Blurred Lines»,

wie weit die Pornografie bereits in die Popkultur vorgedrungen war. 2014 hatte Ratajkowski ihr Filmdebüt in «Gone Girl», einer der ersten Geschichten darüber, wie berechnende Frauen vortäuschen, Opfer von Gewalttaten geworden zu sein. 2015 zeigte sie, dass sie Sinn für Haute Couture und einen Körper für *Sports Illustrated* hatte, indem sie auf deren Umschlagbild im Bikini und während der New York Fashion Week auf dem Laufsteg Furore machte.

In ihrem Privatleben ging es ähnlich schnell und spektakulär vorwärts: 2018 Heirat, 2021 Mutterschaft und die Bekanntmachung, dass sie eine #MeToo-Überlebende sei, 2022 Trennung von ihrem Mann, da dieser sie betrogen habe. Ihr brandneuer Podcast deutet darauf hin, dass diese junge Frau bereits zu viel über die Welt – respektive das Patriarchat, um ein aus der Mode geratenes Wort zu verwenden – weiss, um mit den #BeKind-Transmädchen im Chor zu säuseln. «Wissen Sie, was sich im Gegensatz zum weiblichen Körper kaum fetischisieren lässt?», fragt sie. «Wut. Ich glaube, wir alle sollten uns von unserer bösartigsten Seite zeigen. Die Welt braucht eine geballte Ladung weiblicher Wut.»

Heute ist Ratajkowski erst 31, eine Mischung aus der Schriftstellerin Emily Brontë und «Emily in Paris», und vielleicht gelingt es dieser seelenvollen und eleganten Frau ja, ihre Widersprüche miteinander in Einklang zu bringen und sich schauspielerisch zu steigern. Dennoch wird man ihr wohl nie abnehmen, sie sei die Sorte Frau, die im Fitnessstudio heult, weil man sie sitzengelassen hat.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer





THIEL

Banküberfall

Neukunde: Hände hoch! Das ist eine Kontoeröffnung!

Bankkundenberater: Oh, tut mir leid, wir dürfen kein Bargeld mehr entgegennehmen.

Neukunde: Unsere Geschäfte sind legal! Wir produzieren Schuhcreme. Unsere Firma ist im Handelsregister eingetragen.

Bankkundenberater: Dann müssen wir erst einmal alle Ihre Teilhaber und Geschäftskontakte von der Geldwäschereibehörde überprüfen lassen.

Neukunde: Weder unser Aktienregister noch unser Kundenregister ist öffentlich.

Bankkundenberater: Wie soll die Geldwäschereibehörde überprüfen, ob jemand Geldwäscherei betreibt, wenn sie nicht einmal weiss, wer das ist, der Geldwäscherei betreiben könnte?

Neukunde: Haben Sie einen Verdacht?

Bankkundenberater: Um das herauszufinden, müssen wir erst einmal wissen, wer das ist, der verdächtig sein könnte.

Neukunde: Wenn jemand verdächtig ist, soll sich die Polizei darum kümmern.

Bankkundenberater: Wie soll sich die Polizei um Verdächtige kümmern, von denen sie nicht weiss, wer die sein könnten?

Neukunde: Sie nehmen jetzt dieses Geld und eröffnen uns ein Konto, oder ich schiesse!

Alter Kunde: Hände hoch! Das ist eine Kontoauflösung! Hier ist die Kontonummer. Händigen Sie mir sofort mein Geld aus!

Bankkundenberater: Tut mir leid, aber das Geldwäschereigesetz verbietet es uns, Bargeld auszuzahlen.

Alter Kunde: Sie geben mir jetzt sofort mein Geld, oder ich schiesse!

Bankkundenberater: Sie könnten beim Überfall wenigstens eine Maske tragen, um sicherzustellen, dass Sie keine tödlichen Krankheiten verbreiten.

Alter Kunde: Wieso? Sehe ich krank aus?

Bankkundenberater: Um das sagen zu können, müssten wir Sie erst einmal testen lassen.

Andreas Thiel

HÄUSER/BENJAMIN BÖGLI

Spuk um 657 Boulevard

Die geheimnisvolle Liegenschaft aus dem jüngsten Netflix-Hit «The Watcher» gibt es tatsächlich.



Anonymer Beobachter: 657 Boulevard in Westfield, New Jersey.

Die gruselige Reportage erschien vor vier Jahren im *New York Magazine*. In Westfield, einem idyllischen Städtchen in New Jersey, stehe ein prächtiges Haus, das seit Jahren von einem unbekanntem «Watcher» überwacht werde. Die Vorgänge seien so unheimlich gewesen, dass die Käufer des 1,35 Millionen Dollar teuren Anwesens gar nicht erst richtig einzogen und es schliesslich wieder abtossen. Für den Content-hungrigen Streaming-Dienst Netflix war der Stoff um das Haus der Familie Broaddus ein gefundenes Fressen. Er machte daraus gleich eine sieben-teilige Serie mit Starbesetzung (Naomi Watts).

«Junges Blut»

Was geschehen war: Im Sommer 2014 schickte jemand Briefe an die neue Eigentümerschaft des Hauses mit der Adresse 657 Boulevard in Westfield. Der anonyme Verfasser, der mit «The Watcher» unterschrieb, nannte private Details der Familie und drohte, dem «jungen Blut» – den drei kleinen Kindern der Broadduses – möglicherweise etwas anzutun. Der «Watcher» schien das Haus mit seinen sechs Schlafzimmern bestens zu kennen und befürchtete,

das über hundert Jahre alte Gebäude komme in die falschen, neureichen Hände.

Jahrelang versuchten die Broadduses herauszufinden, wer hinter dem «Watcher» steckte. In der fiktionalisierten Netflix-Serie werden zudem geisterhafte Vorkommnisse im Haus selber geschildert und rätselhafte Personen ins Feld geführt, die sich durch einen Tunnel im Gebäude einnisten und die Besitzer fast in den Wahnsinn treiben. Nach langem Hin und Her verkauften die Broadduses das scheinbar verhexte Objekt 2019 mit einem Verlust von fast 400 000 Dollar für knapp eine Million. Trotz umfangreichen Ermittlungen rund um 657 Boulevard konnte bis heute nicht festgestellt werden, wer den Spuk angezettelt hatte. Neue Briefe blieben aus.

Eine Hollywood-reife Pointe soll trotzdem sein: Cartoonist Charles Addams stammt ebenfalls aus Westfield. Seine Heimatstadt inspirierte ihn zu seiner berühmtesten Erfindung – der grusligen «Addams Family». Er benutzte ein viktorianisches Haus in Westfield für seinen morbiden Comic als Vorbild. Allerdings handelte es sich dabei nicht um die Adresse 657 Boulevard.

Ulrich Knellwolf

Mit seinen Krimis eroberte der Theologe Ulrich Knellwolf in den neunziger Jahren ein breites Publikum. Heute beschäftigt sich der Achtzigjährige intensiv mit Fragen zur Predigt.

Weltwoche: Mit Ihrem Buch «Tod in Sils Maria» feierten Sie einst Erfolge. Reisen Sie noch ins Engadin?

Ulrich Knellwolf: Meine Frau Elsbet und ich waren oft in den Ferien dort. Aus Altersgründen verbringen wir die Zeit inzwischen lieber im nahegelegenen Park als auf anspruchsvollen Wanderwegen. In unserem Zuhause in der Residenz Neumünster-Park in Zollikerberg haben wir zwei Wohnungen gemietet, die wir in einen Wohn- und einen Arbeitsbereich aufgeteilt haben.

Weltwoche: Als Krimi-Autor wurden Sie über Nacht bekannt. Nun ist es ruhiger um Sie geworden. Wie gehen Sie damit um?

Knellwolf: Darüber denke ich kaum nach, zumal ich mich nicht mehr diesem Genre widme. Plakativ gesagt: Ich habe Krimis geschrieben, weil das Verbrechen im Zentrum steht. Das gilt auch für die Theologie, die sich zentral mit der Kreuzigung Jesu von Nazareth auseinandersetzt. Ich wollte herausfinden, in-

wiefern in theologischer Hinsicht relevante Zusammenhänge bestehen.

Weltwoche: Wie lautet Ihre Erkenntnis?

Knellwolf: In der reformatorischen Rechtfertigungslehre lautet ein Grundsatz: «Wir sind alle Sünder.» Der Krimi scheint hierfür ein Indiz zu sein. Kehrt man jedoch das übliche Schema um und erzählt die Geschichte aus Sicht des Verbrechens statt des Kommissars, entwickelt man als Leser und Autor zuweilen Empathie für den Täter und fragt sich, ob dieser die volle Schuld trägt. Mittlerweile scheint mir, dass der Krimi ein Transportmittel für moralisierende Botschaften geworden ist, was mich persönlich nicht interessiert.

Weltwoche: Inzwischen widmen sich immer mehr Pfarrpersonen dem Krimi-Genre – eine inflationäre Tendenz?

Knellwolf: Das mag zutreffen. Womöglich suchen sie auch entsprechende Berührungspunkte. Vielleicht wehren sie sich zudem gegen

den Eindruck, die Kirche sei ein «harmloses Beruhigungsmittel». Schliesslich geht es im Krimi und in der Kirche um Leben und Tod.

Weltwoche: Kann diesbezüglich eine Veränderung herbeigeführt werden?

Knellwolf: So einfach ist das nicht. Es besteht die Gefahr, dass lediglich allgemeine Rezepte zur Lebensführung vermittelt werden, anstatt die Tiefe biblischer Texte auszuloten. Den Pfarrerinnen und Pfarrern fehlt die Zeit, sich ausführlich damit zu beschäftigen. Wir müssen jedoch mit Gott auch streiten und hadern, gerade in Zeiten des Ukraine-Konflikts, der mich stark beschäftigt.

Weltwoche: Stehen Sie noch auf der Kanzel?

Knellwolf: Einmal im Monat predige ich in der Kirche des Diakoniewerks Neumünster, setze mich mit einem biblischen Text auseinander und reize diesen aus, bis sich ein Thema daraus ergibt. Manchmal schimpfe ich und frage mich, weshalb ich mir das noch antue. Dann aber realisiere ich, wie viel mir die Predigt nach wie vor bedeutet.

Weltwoche: Weshalb?

Knellwolf: Der Glaube ist kein Besitz, sondern kann angefochten werden. Wenn ich mich mit biblischen Texten befasse, erfahre ich Zuspruch und Trost. Zudem ist es auch eine Bestätigung, wenn man sich anderen Menschen gegenüber öffentlich mitteilen kann – ein gutes Gefühl.

Weltwoche: Sie haben den Ukraine-Krieg angesprochen. Sollte sich die Kirche vermehrt politisch äussern?

Knellwolf: Wenn Feuer im Dach ist, darf die Kirche auf keinen Fall schweigen. Sie muss sich äussern, und zwar kompetent und nicht oberflächlich. Denn schliesslich ist sie der Wahrheit verpflichtet. Sie sollte sich selbst dann zu Wort melden, wenn die Gefahr besteht, noch mehr Mitglieder zu verlieren. Das bringe ich auch in meinen theologischen Büchern zur Sprache.

Weltwoche: Ist ein neues Werk geplant?

Knellwolf: Ich möchte noch einmal ein theologisches Buch verfassen. Es ist aber noch nicht weit fortgeschritten. Auf alle Fälle spielt das Schreiben immer noch eine zentrale Rolle in meinem Leben.

Nathalie Zeindler



«Ein gutes Gefühl»: Pfarrer Knellwolf, in den Neunzigern und heute.

Der in Olten und Zürich aufgewachsene Ulrich Knellwolf, Jahrgang 1942, studierte evangelische Theologie in Basel, Bonn und Zürich. Er doktorierte mit einer Arbeit über die erzählende Theologie Jeremias Gotthelfs. Mit «Tod in Sils Maria» landete er 1993 einen Krimi-Hit.



Zwischenhalt auf dem Weg nach Südfrankreich

Restaurant Angelo im Hotel Boscolo
11 Quai Jules Courmont, 69002 Lyon
Tel. +33 4 87 25 72 00

Ja, wir besuchen noch einmal Lyon, diese interessante Stadt, wo Rhone und Saône zusammenkommen. Sie eignet sich geradezu ideal für einen Zwischenhalt, wenn man von der Schweiz nach Südfrankreich fährt.

Nach der Covid-Krise hat hier das Hotel «Boscolo» am Rhonequai definitiv geöffnet. Ein elegantes Fünfsternehaus an hervorragender Lage zwischen Fluss und Place Bellecour mit einem sehr gepflegten italienischen Restaurant namens «Angelo». Die Küche und die Köche – und allfällige Köchinnen – sind aus Italien, und das Essen schmeckt auch danach. Hervorragende Paccheri, Gnocchi mit Pesto, aber auch die Burrata mit reifen Tomaten und das Vitello tonnato – mit einem zartrosa Kalbs-



filet – haben uns gut gefallen. Und eine Rindfleisch-Tagliata war ebenfalls tadellos und perfekt gegart.

Der Mode gehorchend

Einzig die Saltimbocca war nicht nach unserem Geschmack: Der Koch hat sich vom grassierenden Virus, die Dinge neu zu interpretieren – französisch: *revisiter* –, anstecken lassen. Das sieht dann so aus: Ein prächtig gebratenes, grosses Stück Kalbsfilet in einer kräftig-brau-

nen Sauce mit einem Salbeiblatt als Dekor liegt auf dem Teller, daneben eine Reihe von Spargeln, über die frisch geschnittene Tranchen von Parma- oder San-Daniele-Schinken gelegt sind.

Originell?

Ein besserer Geschmack?

Im Gegenteil: Alle Elemente für die Saltimbocca sind zwar vorhanden, aber der Geschmack der zusammen gebratenen zwei Fleischkomponenten mit dem Salbei kann nicht entstehen. Dem Gericht fehlt gewissermassen die Seele. Zudem ist der dünne Rohschinken über den heissen Spargeln im heissen Teller leider völlig erschlafft und um seinen Geschmack und seine frische Konsistenz gebracht worden.

Wir werden das «Angelo» bei unserem nächsten Besuch in Lyon sicher *revisiter*, aber wir werden uns hüten, ein Gericht zu wählen, das, der Mode gehorchend, *revisité* zubereitet ist.

WEIN/PETER RÜEDI

Grosser kleiner Duero

Hacienda Solano: Viñas Viejas 2019.
Ribera del Duero DO. 14%. Fr. 22.62.
Daniel Gazzar, Pully. www.daniel-vins.ch

Kaum eine Weingegend in Spanien hat in den letzten Jahrzehnten eine so rasante Entwicklung, einen derartigen Prestigegewinn erlebt wie Ribera del Duero. Sie verdankt ihren Namen dem gleichnamigen Fluss im Norden der Region Kastilien-León (nach dem Übertritt der portugiesischen Grenze heisst er dann Douro und ist auch dort bis zu seiner Mündung bei Porto punkto Weinbau ein Referenzstrom). Kaum zu glauben, dass Ribera del Duero, wo schon die Römer Wein anbauten, erst seit 1982 den Status einer DO (Denominación de Origen) verliehen wurde, und auch dies nur infolge des Renommées eines einzigen Weinguts, das bis heute weltweit als Nonplusultra eines spanischen Weins gilt: Vega Sicilia. Damals, entnehmen wir Wikipedia, waren in der DO gerade mal dreizehn Weingüter zugelassen, die Rebfläche umfasste zirka 6000 Hektar. Heute sind es über 178 Weingüter mit einer Fläche



von über 20 000 Hektar. So viel zur quantitativen Explosion. Aber auch qualitativ ist die Herkunft Ribera del Duero zu einer Art unbeschener Auszeichnung geworden, zu einem Qualitätsbegriff. Auf jedem Wein von dort strahlt gewissermassen ein Abglanz von Vega Sicilia. Was, versteht sich, mit der Realität so wenig zu tun hat wie das Gegenteil: dass der (zweifelloso hochverdientermassen hochdekorierte) Primus die Exzellenz für sich allein gepachtet hätte. Was zu beweisen wäre mit einem Wein, der sich einen Vergleich mit diesem nie anmassen würde, der nicht einmal die Top-Etikette seines Produzenten ist und uns doch beim ersten Schluck ein breites Lächeln ins Gesicht zaubert.

Die Bodega Solano aus dem kleinen Ort La Aguilera, näher am Gromejón, einem Zufluss

des Duero, gelegen als an diesem selbst, ist mit ihren 23 Hektar von zahlreichen kleinen, zerklüfteten, mit altem, zum Teil sogar wurzelechtem Tinto Fino (so heisst hier der Tempranillo) bestockten Parzellen klein, aber fein.

Ein alter Familienbetrieb, der jedoch seine Trauben lang an andere Betriebe verkaufte. Erst 2002 beschlossen die drei Geschwister Cubillo, ihre eigenen Weine zu keltern. Darunter diesen starken, konzentrierten, eigenwilligen, in der Aromatik vielseitigen rotfruchtigen (Kirsche, Pflaumen, eine Spur Himbeer) Tempranillo: würzig, auch etwas gepfeffert und am Gaumen an dunkle Schokolade erinnernd. Zwölf Monate im grossen Holz und gebrauchten Barriques verleugnet er nicht, ohne dass dies zu dominante Spuren hinterliesse. Nicht gerade eine Herausforderung von einem Wein. Andererseits keiner, der sich kokett verweigern würde. Gewiss aber kein Ranschmeisser. Einer, der entdeckt sein will und dies mit viel Subtilität nach der mächtigen Overtüre auch belohnt. Kein Vega Sicilia gewiss. Aber, zum Glück, auch keine Imitation von dergleichen.

Kunst aus Japan

Das Lexus-LC-500-Cabriolet ist ein Ideal traditioneller Werte.



Eines der aussergewöhnlichsten Fahrzeuge, die zurzeit in der Schweiz erhältlich sind – von Hypersportwagen zu Millionenpreisen mal abgesehen –, ist ziemlich sicher das Lexus-LC-500-Cabriolet. Schon der äussere Auftritt mit der gewagt-gekonnten Linienführung hebt es auffällig ab von jedem anderen Auto im Premiumsegment der offenen, sportlichen Wagen. Und dann ist auch das Antriebskonzept noch eine letzte Erinnerung daran, was bis vor kurzem als Gipfel sportlicher Motorenbauweise galt.

Der offene Lexus wird von einem 5,0-Liter-V8-Saugmotor mit 464 PS angetrieben. Drückt man den Startknopf, erwacht das Aggregat mit einem wunderbaren grimmigen Fauchen aus dem Ruhezustand und wird danach zwar nie unangenehm laut, aber sein Klang ist so wohlthuend anders, wie sich in Bezug auf die Audioqualität eine Vinylplatte von einem MP3-File unterscheidet. Während anderswo Mikrofone am Auspuff und digitale Soundgeneratoren den Motorklang zur Audioillusion werden lassen, setzen die Lexus-Ingenieure auf traditionelle Werte.

Überhaupt geht es beim luxuriösen Lexus-Cabrio viel um japanische Handwerkskunst. Von der chargierenden Silberlackierung aussen über das rote Stoffdach bis zu den 21-Zoll-Schmiederrädern im teilpolierten Doppelspeichen-Design: All das macht den LC 500 – besonders als streng limitierte Hokkaido-Sonderserie – zu einer Ausnahmeerscheinung auf dem Schweizer Automarkt. Allein die Komposition und die Verarbeitung der Materialien in den

Türen sind nachgerade spektakulär; und wie hier Leder und Leichtmetall gestickt und ineinander verwebt werden, ist schon sehr schön anzusehen.

Als ich mich zum ersten Mal in meinen Testwagen setzte, strichen die Hände instinktiv über die erwähnten Türinnenseiten oder den mit weichem Leder bespannten Armaturenräger. Auch wenn das Bedienkonzept des Lexus nicht mehr ganz modern ist, hat das Auto in seiner gesamten Eigenwilligkeit schon eine Sonderstellung.

Fein dosiert in die Kurve

Trotz des grosshubigen Motors ist der Lexus LC 500 kein reiner Sportwagen, sondern eher ein sportlicher Gleiter. Das Fahrwerk ist hervorragend abgestimmt, um sowohl Komfort auf der Langstrecke wie auch ausreichende Rückmeldung für die schnellere Gangart zu ermöglichen. Weil die Kraft nur an die Hinterräder abgegeben wird, gibt das dem Auto noch eine zusätzliche, reizvolle Note. Wenn das Heck in der Kurve fein dosiert vom Fahrdynamiksystem nachgibt, ist das Lexus-LC-500-Cabriolet genau in diesem Moment eine absolute Schönheit der Fortbewegung und fast schon ein Monument japanischer Mobilitätskultur.

Lexus-LC-500-Cabriolet

Motor/Antrieb: V8-Saugmotor, Heckantrieb, 10-Gang-Sportautomatik; Hubraum: 4969 ccm; Leistung: 464 PS / 341 kW; Beschleunigung 0–100 km/h: 4,7 sec; Höchstgeschwindigkeit: 270 km/h; Verbrauch: 11,6 l/100 km; Preis: Fr. 148 400.–



OBJEKT DER WOCHE

Die Queen im Punk-Rock

Poster «God Save the Queen»
Für 44 100 Pfund versteigert

Mit dem Ableben von Queen Elizabeth II trug man auch jene Kultur – vielleicht für immer – zu Grabe, die seit Jahrzehnten für tot erklärt wird: die des Rock. 1953, im Jahr von Elizabeths Krönung, gewann der zukünftige King of Rock 'n' Roll, Elvis Presley, in Übersee den Gesangswettbewerb an seiner Highschool. 1977, in dem Jahr, als Elvis starb und die Queen ihr silbernes Thronjubiläum beging, veröffentlichten die pubertären Provokateure Sex Pistols ihr erstes Album, «Never Mind the Bollocks, Here's the Sex Pistols», das dieser Art Musik in Klanggestalt des Punk-Rock neues Leben einhauchte. Auf der Platte befand sich neben «Anarchy in the U. K.» auch das Stück «God Save the Queen». Das vom Künstler Jamie Reid entworfene Single-Cover zeigt das Antlitz der britischen Monarchin. Augen und Mund sind reisserisch überdeckt. Es ging als eines der berühmtesten Platten-Art-Work in die Geschichte ein.

Das noble britische Auktionshaus Sotheby's liess vor einigen Tagen und nur wenige Wochen nach Elizabeths Tod nun ein Original-Werbeposter von «God Save the Queen» aus dem Jahr 1977 versteigern. Ursprünglich gehörte es dem Sex-Pistols-Bassisten Sid Vicious, der 1978 an einer Heroin-Überdosis starb. Das Plakat misst 990×695 mm und hat Einstichlöcher, die durch das Aufhängen entstanden sind. Jemand bezahlte dafür immerhin 44 100 Pfund. Zur Wiederauferstehung des Rock dürfte das trotzdem kaum reichen.

Benjamin Bögli



Vökl-Chef Reto Furrer (l.), Tochter Mia, Grosseltern Anita und Gregor Furrer.



Unternehmer Erik Julliard mit Basels Regierungsrat Conradin Cramer.



Verliebt: Eventmanager Thomas Dürr, Irina Beller.



Medienchefin Mägi Blaser, Stellvertreterin Maya Müller, Sportjournalist Beat Caspar.



Die Swiss Indoors sind eröffnet: Ex-Tennisprofi Ivo Heuberger (CEO Hi-Pro) mit Helen Schweizer.

BEI DEN LEUTEN

Tennisglanz in Basel

Nach zwei Jahren Corona-Pause ist an den 52. Swiss Indoors die Weltklasse zurückgekehrt.

André Häfliger

Händeschütteln, Anweisungen und Interviews geben, Spieler betreuen, die Eröffnungsansprache halten: Turnierdirektor **Roger Brennwald** strahlte am traditionell als «Super Monday» getauften Eröffnungstag in der St. Jakobshalle. «Wir sind stolz und dankbar, dass das Turnier wieder stattfindet», sagte der Gründer des drittgrössten Hallenturniers der Welt. Brennwalds Gesicht hat allerdings die eine oder andere Sorgenfalte: «Unser Turnier durchläuft gerade keine einfachen Zeiten.» Wegen der Turnieraufschläge 2020 und 2021 (Corona) schrieb der Event zweimal Verluste von rund zwei Millionen Franken. Brennwald bleibt aber Optimist. «Eine neue Ära wird eingeläutet», sagte er beim Handschlag mit der Weltnummer eins, **Carlos Alcaraz**. «Eine neue Spielergeneration ist auf dem Vormarsch, das passt!» Der erst neunzehnjährige Spanier sagte schmunzelnd: «Wir haben doch alle unsere Sorgen.» Wo drückt ihn denn der Schuh? «Es ist nicht einfach, die Nummer eins zu sein. Sehr anstrengend, ich spiele Tag und Nacht.» Daher müsse er jetzt gehen: «Ich bin todmüde, will nur noch schlafen.»

Sagte es – und liess sich ins Fünf-Sterne-Turnierhotel «Les Trois Rois» chauffieren.

Noch lange zu reden gaben indes zwei heikle Punkte. Zum einen die Tarnanzug-Trikots, mit denen Ausrüster Nike Alcaraz in der ersten Runde gegen Englands **Jack Draper** antreten liess. «In traurigen Kriegszeiten eine sehr unsensible Geste», meinte ein Fan. Zum anderen sorgte die Absenz von **Roger Federer** für Gesprächsstoff. Die Basler Galionsfigur zeigte dem Turnier schon beim Abschied die kalte Schulter. Zelebriert wurde am Laver Cup in London. In Basel sieht sich Federer mental noch nicht bereit für eine Schweizer Verabschiedung. Brennwald räumt ein, dass das Turnier bei Federers Rücktritt «auf dem falschen Fuss» erwischt worden sei.

Dennoch nutzt der 71-jährige Turnierdirektor den Moment für Würdigungen. Es fällt kein schlechtes Wort. Demut, nicht Wehmut sei angesagt. Schliesslich profitierten die Swiss Indoors während eines Vierteljahrhunderts extrem von der Marke RF. Federer bescherte ihnen in den besten Jahren Reingewinne von mehr als fünf Millionen Franken.



Gute Stimmung: Bernhard Dick, Brandmanager Rado Schweiz mit Händler Ernst Adam.



Les-Trois-Rois-Crew: Thomas Schäfer, Hervé Mahler und Marc Dietrich.



In Form: Bandleader Christoph Walter, Sängerin Nelly Patty.



Mövenpick-Chef R. Kocher, FDP-Politiker C. Holenstein, Unternehmer R. Kamm.



Im Tennisgeschäft: Turnier-Vizechef Patrick Ammann, ATP-Europa-Chef Geoffroy Bourbon.



Freundschaftlich: Weltnummer eins Carlos Alcaraz mit Turnierdirektor Brennwald.



TV-Duo: Kommentator Manuel Köng, Tennis-Experte Marco Chiudinelli.

Mut zur Freiheit



Aufnahme aus Sicht der russischen Botschaft in Riga.

Was treibt Menschen dazu, sich einem autoritären Führer zu unterwerfen? Erich Fromm beschrieb es als Entscheidung für den Verlust seines Selbst, weil der Mensch das Alleinsein nicht ertragen kann. Nationalismus verbindet den Einzelnen mit anderen und bedeutet eine Zuflucht vor dem, was der Mensch am meisten fürchtet: die Isolation. Die Unterwerfung bedeutet Flucht vor dem un-

erträglichen Gefühl der Bedeutungslosigkeit. Nationalismus bleibt, wenn nichts vorhanden ist, worauf man stolz sein kann. Müdigkeit und Resignation bestimmen die Stimmung der Zeit, aber auch deutliche Bekenntnisse zu Freiheit und Demokratie. In der Hauptstadt des ehemals sowjetischen Lettland, das sich mit Digitalisierung und Unternehmensfreundlichkeit zu einer europäischen Vorzeigerepublik

entwickelt hat, ist das Bekenntnis besonders laut. In Riga hängt ein deutliches Statement genau gegenüber der Botschaft Russlands. Ohne Rücksicht auf diplomatische Gepflogenheiten; es ist ein öffentliches Gebäude, auf dem die Botschaft prangt.

David Schärer ist Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation und «Werber des Jahres».

FRAGEN SIE DANIA / ALLES, WAS SIE SCHON IMMER ÜBER SEX WISSEN WOLLTEN

Liebe Dania, seit der Geburt meiner zwei Kinder habe ich definitiv weniger Lust auf Sex. Ist das eine natürliche Bedürfnisverlagerung, oder kommt die Lust zurück?

S. A., Freiburg

Das ist eine Frage, die in der Praxis sehr häufig kommt. Viele Frauen haben nach der Geburt ihrer Kinder weniger Lust auf Sex. Aber: Das muss nicht so sein. Wenn Sie eine ganz ausführliche Antwort wünschen, empfehle ich Ihnen, mein Buch «Coming Soon – Orgasmus ist Übungssache» zu lesen. Dieses liefert Ihnen auf jeden Fall eine fundierte und gut verständliche sexologische Rundumerklärung – sowohl auf Ihre Frage sowie auch eine umfassende Anleitung. Ich versuche gerne, Ihre Frage sehr verkürzt zu beantworten.

Viele Frauen haben eine Sexualität entwickelt, die vor allem über ihre Emotionen



funktioniert. Wenn sie also Liebe verspüren, ein Bedürfnis nach Nähe und Intimität haben, dann gibt das ein Echo in ihrem Genital, sie werden erregt. Der Weg der Erregung geht also von oben, vom Kopf, nach unten, zum Genital. Wenn sie nun Kinder haben, sind ihre Emotionen häufig bis über die Grenzen hinaus gesättigt. Das Bedürfnis nach Nähe, überhaupt nach körperlicher Nähe, wird durch die Kinder absolut überreizt. Natürlich gepaart mit vielen anderen

emotionalen und körperlichen Heraus- und Überforderungen. Der Weg von oben nach unten, der bis anhin so wunderbar funktioniert hat, ist plötzlich versperrt.

Frauen können lernen, diesen Weg wiederherzustellen – und zwar von unten nach oben. Sie können lernen, ein körperliches Bedürfnis zu entwickeln und dieses zu befriedigen, auch wenn sie vorab kein Bedürfnis verspüren. Wenn sie anfangen, körperlich vom Sex zu profitieren, so wie sie auch profitieren, wenn sie Sport machen oder sich ein heisses Bad gönnen, erst dann wird die Lust zurückkommen. Denn Lust heisst nichts anderes als Vorfreude auf das, was kommt.

Dania Schifftan ist Sexologin, Autorin und Psychotherapeutin in Zürich.

Mailen Sie uns Ihre Fragen an dania@weltwoche.ch

Katja Kottmann

Sie richtet europaweit Juwelierfilialen ein, gestaltet Hotels und Büros. Auch in der Schweiz ist die 51-jährige immer wieder aktiv.

Das «Grill Royal» ist in vieler Munde: Im Berliner Edelrestaurant kostet das Kobe-Beef 150 Euro – pro hundert Gramm. Gegrillt von Meistern, genossen auch von Prominenten aus der weiten Welt: Im «königlichen Grill» lassen sich Charlize Theron, George Clooney oder Leonardo DiCaprio verwöhnen. Weil der Berliner «Grill» selbst in Krisenzeiten eine Goldgrube ist, wird dieses Steakhouse bald auch in Hamburg einen Ableger eröffnen. Gebaut von Katja Kottmann.

«In der Gastronomie ist es wichtig, die Kundschaft in einer harmonieseligen Umgebung abzuholen. Kern der Architektur ist ein zurückhaltendes Lichtkonzept, um Wohlfühl-atmosphäre zu kreieren.» Kottmann erzählt mit leiser Stimme – sie nimmt sich gerne zurück, auch wenn sie federführend ist. Ein perfekter und verbindlicher, aber stets lässiger Service sei ebenso Voraussetzung. «Im «Grill Royal» ist dieser, wie das Fleisch, die Gambas und die Weine, vom Feinsten», erklärt sie.

In ihren Ferien auf Sylt, wo wir die 51-jährige in der einfachen Fischbude «Gosch» treffen, hat sie es mit kleinen Meeresfrüchten – sie liebt rosa-rote Nordseekrabben. Bei Grauburgunder «und mindestens ebenso viel Wasser dazu» zeigt sie sich lokalpatriotisch. Dennoch ist Kottmann äusserst weltgewandt: Die gelernte Tischlerin aus Hannover, die im Familienbetrieb zu immer wichtigeren Aufgaben heranwuchs, war lange in ganz Europa kreativ. Für einen Luzerner Juwelier richtete sie Boutiquen in immer neuen Dépendancen ein. «Da war ich stets am Puls der Zeit. Denn das Schmuckbusiness ist der Mode weit voraus. In der Uhrenbranche lässt sich grosszügig anrichten – und dabei immer visionär denken. Nicht nur bei den Produkten, sondern immer auch im Individualität kreierenden Ladenbau.» Und das ist ihr Geschäft.

Mini-Supermarkt «Teo»

Kottmann ist in der Schweiz bestens vernetzt, auch wenn sie von Hamburg und ihrer Heimatstadt aus arbeitet. Dort war sie für den Ladenbau von Bree-Lederwaren verantwortlich, richtete Büros für internationale Anwaltskanzleien wie



«Zukunft mitentwickeln»: Designerin Kottmann.

Allen & Overy oder Unternehmensberatungen wie Boston Consulting Group ein. Für das noble familiengeführte «Central-Hotel Kaiserhof» in Hannover designt sie derzeit majestätische, an die Zeitgeschichte angelehnte Zimmer.

Kottmann bleibt auch in der Schweiz am Puls der Zeit: Das Pressehaus des Medienunternehmens Ringier kam in die Jahre. Sie weiss: «Da ist eine Revitalisierung der Redaktionsräume unter dem Architektenbüro des Briten Stephen Williams angesagt.» Williams schätzt ihre Ausführungsarbeit schon seit Jahren, er nahm Kottmann mit an Bord. Und bei der Migros hilft sie,

den autonomen 24/7-Mini-Supermarkt einzuführen. «Teo» werden die kleinen Shops genannt, die es in Deutschland bereits gibt. Sie bestehen zu 100 Prozent aus nachhaltigem Holzbau. «Da kann ich die Zukunft mitentwickeln», freut sich die zweifache Mutter, die auch privat gerne in der Schweiz ist. Skifahren in Zermatt und Wandern am Vierwaldstättersee zählt die Flachländerin zu den Highlights ihres Lebens. Wo sie in der Natur immer bei sich ist. Und zwischen blauem See und weissen Bergen neue nachhaltige Ideen kreiert.

Mathias Haehl

Er folgte dem Ruf aus der Ferne

Urs Furrer, Direktor von Chocosuisse, glaubt an die unternehmerische Kraft des Solothurners Luca Costa, der seit kurzem eine Farm in Sambia betreibt.

Michael Baumann

Um mit Luca Costa sprechen zu können, braucht es manchmal etwas Geduld. Einerseits ist der 32-jährige Solothurner ein vielbeschäftigter Mann, andererseits hält er sich gerade im Norden von Sambia auf, wo die Internetverbindung für ein Videogespräch ziemlich instabil ist. Seit August 2021 wohnt und arbeitet Costa im südlichen Teil des afrikanischen Kontinents, wo er zusammen mit zwei Kollegen ein 780 Hektaren grosses Landstück kaufen konnte, auf dem sie nun Kaffee anbauen. Der Agrarökonom ETH, der in Kappel bei Olten aufgewachsen ist, bezeichnet das Studium als Startpunkt zum Erkunden der landwirtschaftlichen Produktionssysteme in Afrika. «Mein Interesse an diesem Kontinent hat aber auch familiäre Gründe, denn ein Onkel war jahrelang im Kongo als Zimmermann tätig», sagt Costa. Und den für sein Unterfangen nötigen Mut habe er von seinem Vater geerbt, der aus dem Puschlav stamme.

«Einzigster Arbeitgeber weit und breit»

Dass Luca Costa in Sambia landete, war ein Zufall. Denn er kannte das Land nicht, es ergab sich aber die Kaufgelegenheit für das Anbaugelände. «Mir war vor allem die Elfenbeinküste bekannt, wo ich zusammen mit namhaften Schweizer Unternehmern wie Fredy Hiestand und Johann Dähler Kautschuk-, Kakao- und Agroforstfarmen aufbaute», erklärt er. Nach Aufenthalt in der Elfenbeinküste ging er in die Schweiz zurück, um für den Schokoladenunternehmer Läderach die anspruchsvolle Position an der Schnittstelle zwischen den Ursprungsländern und Manufaktur in der Schweiz zu besetzen.

Die Menschen, die er in der Elfenbeinküste und bei Läderach kennenlernte, prägten ihn. «Sie gaben mir einen riesigen Vertrauensvorschuss, wofür ich zutiefst dankbar bin», sagt Costa. Er versuchte, so viel wie nur möglich von ihnen zu lernen – sei es über emotionale Intelligenz, Fachwissen, Unternehmersinn oder Werte und Geschäftsethik. Das Thema «Zusammen» und «Miteinander» hat für Costa auch in Sambia eine zentrale Bedeutung: «Meine zwei Partner ergänzen mich perfekt. Wo ich meine Schwächen habe, haben sie ihre Stärken.» Denn es brauche



«Er beweist Mut»:
Verbandsdirektor Furrer.

Urs Furrer führt seit 2014 den Verband Schweizerischer Schokoladefabrikanten. Über Luca Costa sagt er: «Costa weiss genau, von was er spricht, wenn es um den nachhaltigen Anbau von Kakao und Kaffee geht. Er vereint Wissen, praktische Erfahrung und Geschäftssinn mit der intrinsischen Motivation zur Verbesserung der Bedingungen auf dem Feld. Mit seinem jüngsten Sprung in die Selbständigkeit als Kaffeefarmer in Sambia beweist er Mut. Neben diesem Engagement stellt er Schweizer Akteuren auch weiterhin sein Wissen im Kakao-bereich zur Verfügung.»

viel Mut, Willensstärke und Frustrationstoleranz, in einem politisch und wirtschaftlich unreifen Land wie Sambia etwas zum Fliegen zu bringen. «Aber ich sehe unsere Arbeit nicht als Sprint mit einem klar definierten Ziel, sondern als Marathon mit einem Leitstern am Himmel als Kompass», sagt er. «Schwierigkeiten betrachten wir nicht als Probleme, sondern als Herausforderungen.»

Auf der Mount Sunzu Coffee Farm, wo Luca in einfachen Verhältnissen wohnt, arbeiten 150 Leute aus den umliegenden Gemeinden

– dreissig davon im Monatslohn, die anderen auf Taglohnbasis. «Wir sind der einzige Arbeitgeber weit und breit», beschreibt Costa die Lage im Gebiet in der Nähe des Tanganjikasees. Der Unternehmer baut aromatischen Arabica-Kaffee an und strebt nach der besten Qualität. «Unsere Vision ist es, die Speerspitze des modernen landwirtschaftlichen Produktionssystems zu sein. Wir wollen mit modernstem Wissen die Landwirtschaft Hand in Hand mit der Natur und dem Menschen arbeiten lassen.» Mit ganzheitlichen Konzepten soll zukunftsweisend produziert werden. Dazu gehören: Umweltschutz, Reduktion der Emissionen auf null und Armutsbekämpfung bei den sambischen Kleinbauern.

Eigene Kaffeemarke

Nur auf rund 200 Hektaren wird mit modernsten Technologien ökologisch und umweltschonend Kaffee angebaut. «Auf den übrigen 600 Hektaren schützen wir aktiv den bedrohten Miombo-Wald», erklärt Costa. Der Strom für die Bewässerungssysteme wird aus Sonnenenergie gewonnen, zur Einkommensdiversifizierung der Kleinbauern wird noch Honig hergestellt. All dies kostet Geld. «Deshalb sind wir auf der Suche nach Partnern, die Freude daran haben, etwas Wunderbares zu erschaffen.» Als Endprodukt stellen Costa und sein Team Rohkaffee her, der an Röster verkauft wird, die ihn zum konsumfertigen Kaffee verarbeiten. Obwohl die erste Ernte erst 2024 eingefahren werden kann, ist das Interesse der Händler und Röster von Spezialitätenkaffee schon gross.

Daneben läuft der Aufbau einer eigenen Kaffeemarke. Mit «Zambia Zambia Coffee» will Luca Costa die Vielfalt, die Lebendigkeit und die Freude Afrikas und Sambias zelebrieren. In diesem Zusammenhang ist er gerade am Aufbau eines Online-Shops, wo gegen Ende des Jahres die ersten Produkte erhältlich sein werden. «Zudem präsentiere ich unseren Kaffee am diesjährigen Zürcher Weihnachtsmarkt Heiliger Bimbam», sagt er. Und so ganz nebenbei hat Luca Costa ein Beratungsmandat bei der Schweizer Plattform für nachhaltigen Kakao – und damit noch eine Verbindung zur Schokoladenbranche.



«Leitstern am Himmel als Kompass»: Neu-Farmer Costa in Sambia.

Steffi Buchli, *Blick*-Sportchefin

Die 44-Jährige weiss nicht, wie viel Geld sie auf dem Konto hat, sie fürchtet sich vor Vögeln in geschlossenen Räumen und würde Viktor Giacobbo gerne im Bundesrat sehen.

Weltwoche: Wer ist ein Mensch, der zu wenig Anerkennung bekommt?

Steffi Buchli: Ich kann mich nicht entscheiden zwischen Beatrice Egli und Stan Wawrinka.

Weltwoche: Wo werden Sie am liebsten gestreichelt?

Buchli: Würde ich Ihnen verraten, wenn's so weit ist.

Weltwoche: Welche Ihrer wahrhaftigsten Überzeugungen würden nur die wenigsten Menschen mit Ihnen teilen?

Buchli: Dass es wichtig ist, den Wecker auf 06.00 Uhr zu stellen und nicht etwa auf 06.02. Ich bin fürchterlich pingelig.

Weltwoche: Wie viel verdienen Sie?

Buchli: Sehr viel, wie ich finde. Im Vergleich zu früher kenne ich heute meinen Kontostand nicht mehr, weil ich keine Angst mehr habe, dass zu wenig drauf ist. Das ist Luxus.

Weltwoche: Welche Eigenschaften schätzen Sie bei einem Mann am meisten?

Buchli: Ich schätze einfach anständige Menschen mit Esprit und Manieren, ob männlich, weiblich oder dritten Geschlechts, ist mir fast ein wenig egal.

Weltwoche: Wovor fürchten Sie sich?

Vor Vögeln in geschlossenen Räumen. Früher waren es auch Vögel in freier Wildbahn. Das habe ich wegtherapiert.

Weltwoche: Wann und warum haben Sie letztmals geweint?

Buchli: Ich weine ständig wegen irgendwas. Zuletzt wegen der Biografie von Ski-Freestyler Andri Ragetli. Er erzählt, wie sein Vater eines Tages nicht mehr nach Hause kam, ein tödlicher Arbeitsunfall.

Weltwoche: Sie dürfen ein neues Gesetz machen. Was gilt ab sofort?

Buchli: Die Heiratsstrafe wäre schneller weg, als Sie lesen können.

Weltwoche: Wer sollte unbedingt in den Bundesrat gewählt werden?

Buchli: Viktor Giacobbo.

Weltwoche: Glauben Sie an Gott?

Buchli: Nein. Aber an Viktor Giacobbo.

Weltwoche: Welche Partei wählen Sie?

Buchli: Bei Wahlen panaschiere ich ziemlich wild. Oft auf der leeren Liste. Manchmal ist es die der GLP.

Weltwoche: Wann hatten Sie das erste Mal Sex?

Buchli: Ich war wohl etwa siebzehn.



«Mit Harry Styles im Laubhaufen»: Journalistin Buchli.

Weltwoche: Welche Waffe haben Sie zu Hause?

Buchli: Pfannen, Messer, Briefbeschwerer.

Weltwoche: Wovon träumen Sie am meisten?

Buchli: Ein guter Traum, den ich seit Jahrzehnten immer wieder habe: Ich fliege zirka 1,5 Meter über dem Boden, mit Schwimmbewegungen. Ziemlich schnell.

Weltwoche: Was ist der beste Ratschlag, den Sie je bekommen haben?

Buchli: «Mach eifach, chunnt scho guet.»

Weltwoche: Mit welchem bekannten Mann möchten Sie einen schönen Herbstabend verbringen?

Buchli: «Schöner Herbstabend» impliziert, dass man Kleider trägt. Ich interpretiere diese Frage also als unverfänglich. Mit Harry Styles in einen Laubhaufen zu springen und mit ihm dabei über Stil zu sprechen, wäre interessant.

Weltwoche: Was stört Sie an Ihrer Erscheinung?

Buchli: Ich kämpfe mit meinem Morgengesicht. Die über Vierzigjährigen wissen, wovon ich spreche: dieses *Verchrüglete*. Fototermine vor dem Mittag mache ich nicht mehr.

Weltwoche: Nehmen Sie Drogen?

Buchli: Habe ich mir abgewöhnt im Laufe der Jahre. Im Moment versuche ich sogar noch den Zucker wegzulassen. Ich werde langweilig.

Weltwoche: Mit welcher fiktiven Figur können Sie sich am meisten identifizieren?

Buchli: Es gibt nur eine: Pippi Langstrumpf. Immer wieder.

Weltwoche: Würden Sie einen Seitensprung verzeihen?

Buchli: Ich glaube schon. Verzeihen gehört zu einer Beziehung.

Weltwoche: Warum sind Sie noch nicht Veganerin?

Buchli: Der Käse ist schuld. Zu gut!

Weltwoche: Wer sind die Vorbilder in Ihrem Leben?

Buchli: Mutige Menschen und Freigeister.

Weltwoche: Welches Talent hätten Sie gerne?

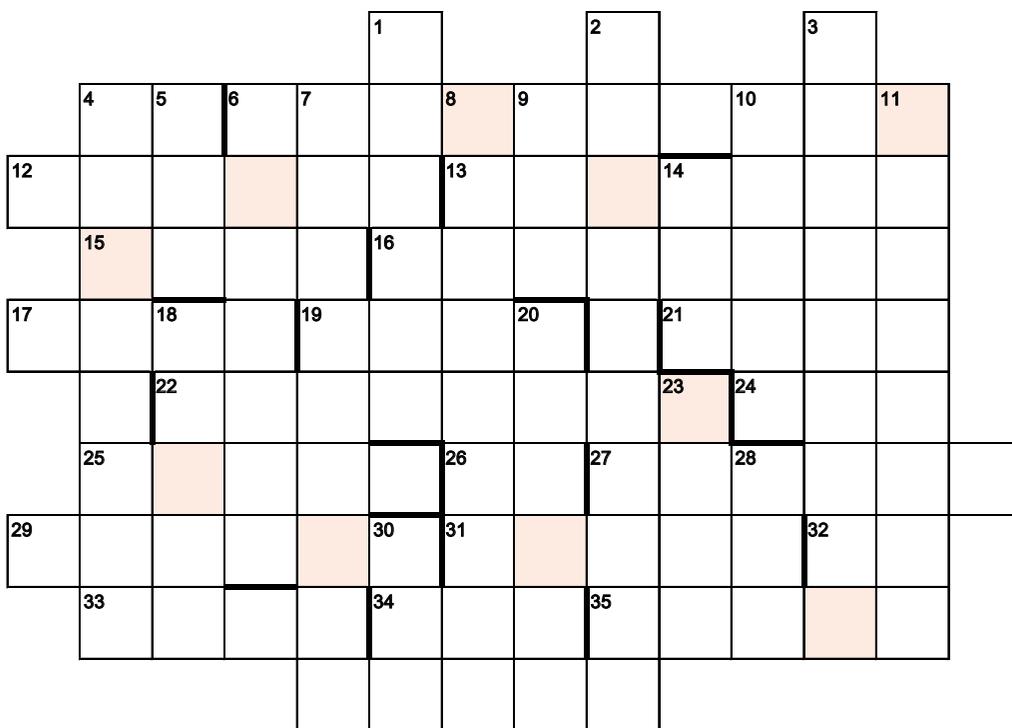
Buchli: Singen und Tanzen. Damit kann man auf Partys beeindruckten.

Weltwoche: Wer hat Sie am meisten geprägt?

Buchli: Die Schweiz. Ich war lange eine sehr öffentliche Person. Da lernst du, dass du's nicht allen recht machen kannst. Wichtige Einsicht.

Weltwoche: Wann sind Sie am glücklichsten?

Buchli: Am Abend vor einer Reise, wenn alles erledigt und gepackt ist. Ich mag Vorfreude.



Lösungswort — verwunschener Kuchen?

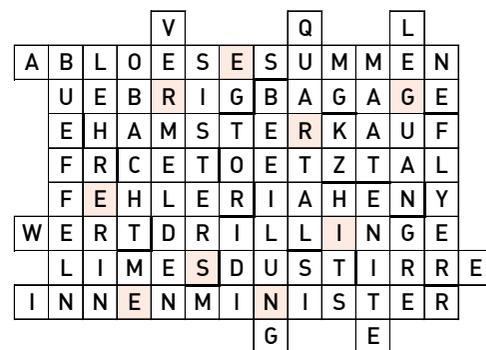
Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 4 ein kurzes Stück 6 was ein Drecksplatz möglicherweise hat? 12 «bodenständige» Kleidungsstücke 13 macht Auktionshallen und Flohmärkten Konkurrenz 15 sitzt im Himmel oder im Gentlemen's Club 16 so können Autos nur in der Schweiz sein und nur während sie nicht fahren 17 in Afrika oder zum Mitnehmen 19 entstehen nicht nach dem Motto «In der Kürze liegt die Würze.» 21 spricht nicht die Wahrheit und spricht wohl auch nicht Deutsch 22 von hinten gesehen erst mal loyal, von vorne gesehen erst mal maskulin und insgesamt frisch 24 halber Kaffee 25 wenn nicht komplett, ein Fall für die Waschmaschine 26 buchstäblich das Ende der Welt 27 bekannter Päcklidieb 29 Matratzen tun dies, wenn sie dies enthalten, Decken nicht 31 lassen sich zur Suite umbauen 32 Domäne westlich von 17 waagrecht 33 Teil von Tonerzeugern 34 Präfix für Knospen- und Käferchen-Produkte 35 bekanntlich besser als nie

Senkrecht — 1 z. B. in Afrika häufige Tanzaufforderung 2 von Myoklonien begleitete Flüssigkeitsansammlung im Körper? 3 Positionen beim General-Educational-Development-Test? 4 sind sehr sparsam oder halten zumindest dicht 5 liegt in Athen 6 bieten meist warmes Wasser oder dünne Luft 7 wenn jemand nicht hören will, kann wohl auch er nicht helfen 8 hören weibliche Servicekräfte auch heute noch meist lieber als «Hallo!» 9 ohne diese irische Sagengestalt wäre ein Flirt nur noch ein Foot 10 trägt an den Beinen Pelz und am Kopf 29 waagrecht 11 von Abrahams Neffe verfasster Gesetzeskodex? 14 in Cocktails und in der französischen Küche zu finden 18 innen hohl, aber schön anzusehen 20 Panettone-Stück 23 dauert mit Drogen meist weniger lange als ohne 28 wo Mohammed der Prophet ist, ein gewöhnlicher Prophet 30 zwischen Zr und Mo anzusiedeln

© Daniela Feurer – Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 789



Waagrecht — 4 ABLOESESUMMEN 13 UEBRIG 14 BAGAGE 15 HAMSTERKAUF 19 FR (Freitag, Freiburg) 20 CET (Central European Time) 21 OETZTAL 22 FEHLER 23 IAHEN 26 WERT (auf QWERTZ-Tastaturen links oben) 27 DRILLINGE 30 LIMES (engl. f. Limetten) 32 InDUSTriestaubsaugern 34 IRRElevant 35 INNENMINISTER

Senkrecht — 1 V(ERM)ELDEN 2 QUARTAL 3 LEGUAN (Anagramm) 5 BUEFFELN 6 LEHRERIN (Anagramm v. Leerhirn) 7 OBACHT (ob-8) 8 SISTERS (Venus u. Serena Williams; Kourtney, Kim u. Khloé Kardashian) 9 EG 10 MG (Milligramm/Maschinengewehr; oz.=Unze, WG=Waffengesetz) 11 PlasMAATomen 12 der KolonNE 14 BEE(I)LUNG 16 TOR (rückwärts: rot) 17 KZ 18 FLYER 24 HITS 25 ENITE 28 IDI Amin 29 GRENzstreitigkeiten 31 ME (meines Erachtens) 33 MendriSio

Lösungswort — **ERGREISEN**



WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien

DEFENDER BEREIT FÜR JEDE HERAUSFORDERUNG



Wohin Sie Ihr nächstes Abenteuer auch führt, der Land Rover Defender kennt keine Grenzen. Kompromisslose Technologie und sein charakterstarkes Auftreten machen ihn zu einem der leistungsstärksten seiner Art. Erhältlich in den drei Karosserieversionen 90, 110 und 130 im modernen Look und ausgestattet mit veredelten Materialien ist der Defender bereit für jede Herausforderung.

landrover.ch



Jetzt Probe fahren!